

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 85

Das FLORENZ der MEDICI



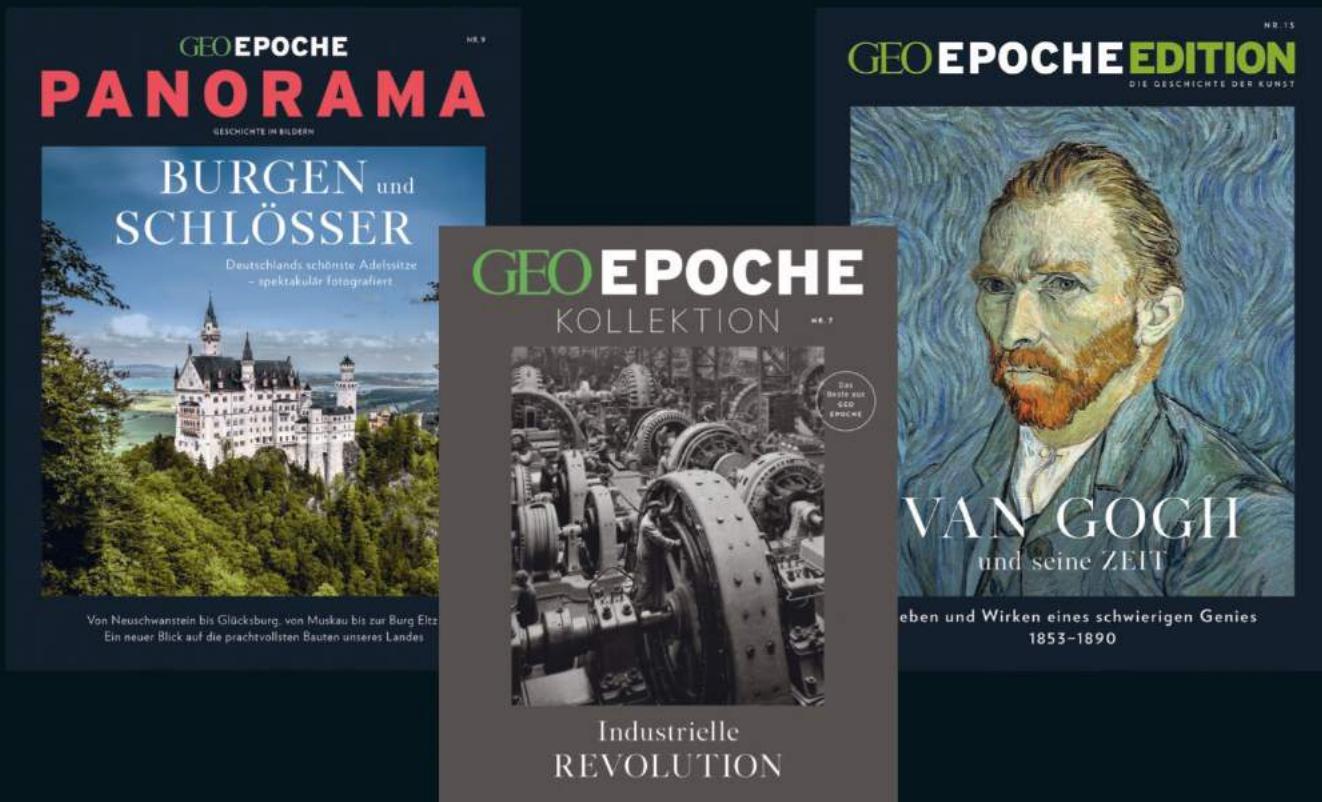
Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Belgien € 11,80 · Dänemark dkr 110,- · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50

ISBN 978-3-632-00644-6
4 194875 510002 85

GLANZ, MACHT UND GEWALT IN DER RENAISSANCE: 1400–1550

Aufstieg: Die Herren des Geldes / Alltag in der Stadt der Bruderschaften / Krieg gegen Pisa
Kunst: Metropole der Meister / Attentat im Dom / Savonarola: Triumph eines Eiferers / Duell der Erben

MAGAZINE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Diese Stadt ist überwältigend: Mehr als 200 Museen, Paläste, Kirchen und Klöster sind im historischen Zentrum von Florenz zu besichtigen – und viele von ihnen prunken mit Meisterwerken der Kunstgeschichte. Wie die Kirche Santa Maria Novella im Nordwesten der Altstadt, für die Masaccio ein revolutionäres Fresko des Gekreuzigten schuf.

Da sind Filippo Brunelleschis dramatische Dömkuppel sowie die „Geburt der Venus“ und der „Frühling“ von Sandro Botticelli in den Uffizien, wo zudem noch „Mariä Verkündigung“ hängt, um 1473 gemalt von Leonardo da Vinci. Und natürlich Michelangelo Buonarrotis „David“, die vielleicht berühmteste Statue überhaupt, der Schmuck der Piazza della Signoria (heute steht die Originalskulptur zum Schutz vor der Witterung in den Räumen der Galleria dell’Accademia).

Diese einzigartige Konzentration von Schönheit ist offenbar zu viel für manche Besucher. Einige Psychologen sprechen sogar vom „Stendhal-Syndrom“, das besonders sensible Gemüter in Florenz befallen können: Panikattacken, Wahrnehmungsstörungen und Pulsrasen bis hin zur Bewusstlosigkeit. Namensgeber ist der französische Schriftsteller Stendhal, der 1817 nach dem Besuch der Kirche Santa Croce (dekoriert unter anderem mit Giotto-Fresken und einem Altarrelief Donatello) notierte: „Ich war in Ekstase. Als ich aus Santa Croce heraustrat, hatte ich starkes Herzklopfen; ich war bis zum Äußersten erschöpft und fürchtete, ohnmächtig zu werden.“

Die meisten der Florentiner Genies, die dieses Übermaß an Anmut schufen, lebten und arbeiteten in den 150 Jahren zwischen 1400 und 1550 in der Toskana-Metropole. Das ist die Kernzeit der Renaissance – sowie jene Epoche der Stadtgeschichte, die vom Aufstieg der Medici geprägt wurde.

Und das wiederum ist kein Zufall. Denn die Oberhäupter des Bankiersclans herrschten in diesem Zeitraum großteils



nicht als Fürsten von Gottes Gnaden über Florenz, das äußerlich eine Republik blieb. Ihre Macht war informell, musste immer wieder aufs Neue erkämpft werden durch Patronage, Intrigen, Bestechungen, Manipulationen von Wahlen, bisweilen Gewalt.

Aber eben auch durch eine beständige Demonstration der eigenen Größe – eine permanente Propaganda, mit der die hervorragendsten Maler, Bildhauer, Architekten, Gelehrten die Medici verherrlichten.

Zudem trieb der andauernde Wettstreit um Status und Einfluss die anderen großen Familien der Stadt dazu, sich ebenfalls als Mäzene zu profilieren und so die Kunstproduktion noch weiter anzutreiben.

Als Papst und Kaiser um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Medici den vererbaren Titel eines Großherzogs der Toskana verliehen, endete auch bald die kulturelle Sonderstellung von Florenz. „Wo zuvor unerbittliche Rivalität herrschte, Ambition und kreative Reibung“, schreibt mein Kollege Jens-Rainer Berg in seinem Essay am Ende dieses Heftes, gab es nun „ziemlich viel Langeweile“.

Doch in dieser Ausgabe von GEO EPOCHE erzählen wir von den aufregenden Jahren voller *grandezza* zuvor: vom Aufstieg der Republik Florenz zur italienischen Großmacht und dem gleichzeitigen Emporkommen der Medici; von dem genialen Politiker Cosimo dem Älteren und von Lorenzo dem Prächtigen; von mörderischen Komplotten in den Palazzi der Superreichen genauso wie vom Überlebenskampf in den Vierteln der Armen – von einer Ära, in der die Stadt am Arno zum Schauplatz eines Familiendramas wurde. Und zur Plattform für die großartigsten Künstler und Denker der Renaissance.



Kernteam dieser Produktion
Lenka Brandt (Verifikation), Jens-Rainer Berg
(Heftkonzept), Christian Gargerle (Bildredaktion)

Herzlich Ihr

Michael Schaper

6

DIE BÜHNE DER MEDICI

Über Generationen prägt die führende Familie das Leben in der Toskana-Metropole. Und deren Antlitz.



30

DER WEG ZUM MEER

Mit brutaler Gewalt unterwirft Florenz 1406 den Nachbarn Pisa. Es geht um die Häfen der Stadt – und den Zugang zum Seehandel.



68

COSIMOS TRIUMPH

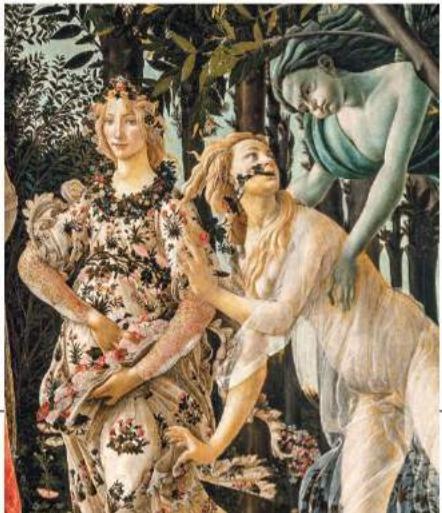
1434 führt das ehrgeizige Medici-Oberhaupt seinen Clan an die Spitze des Stadtstaates.



96

DIE KRAFT DER SCHÖNHEIT

Meister wie Sandro Botticelli machen Florenz zu einem beispiellosen Gesamt-kunstwerk.



112

GIROLAMO SAVONAROLA

Ein fanatischer Mönch lässt die Stadt am Arno in einen Taumel der Frömmigkeit stürzen.



INHALT



20

EIN GUTER PLATZ FÜR GESCHÄFTE

In Florenz avancieren die Medici zu einem der reichsten Geschlechter des Abendlandes.



132

GOTTES STELLVERTRETER

Als Giovanni de' Medici 1513 zum Papst gewählt wird, ist dies der wohl größte Erfolg seiner Familie.



84

MORD IM DOM

Der Aufstieg der Medici weckt mächtige Neider. 1478 ist die Geduld der Rivalen am Ende – die Pazzi-Sippe plant den Umsturz.

Sie erreichen die GEOEPOCHE-Redaktion online auf Facebook oder unter www.geo-epoch.de. Auf unserer Website finden Sie auch ein Verzeichnis aller bisher erschienenen Ausgaben

Ansichten von Florenz	6
DIE BÜHNE DER MEDICI	6
Aufstieg der Medici – <i>um 1400</i>	
EIN GUTER PLATZ FÜR GESCHÄFTE	20
Krieg gegen Pisa – <i>1406</i>	
DER WEG ZUM MEER	30
Florentiner Alltag – <i>1430</i>	
DAS BESTE ALLER FESTE	42
Kunstrevolution Renaissance	
IN DIE TIEFE DES RAUMES	56
Leonardo Bruni – <i>um 1430</i>	
EIN NEUES BILD DES MENSCHEN	66
Machtübernahme der Medici – <i>1434</i>	
COSIMOS TRIUMPH	68
Lucrezia Tornabuoni – <i>1444</i>	
DIE FRAU IM HINTERGRUND	82
Die Pazzi-Verschwörung – <i>1478</i>	
MORD IM DOM	84
Künstlermetropole – <i>um 1480</i>	
DIE KRAFT DER SCHÖNHEIT	96
Tommaso Portinari – <i>1480</i>	
DER BANKIER DER MEDICI	110
Gottesstadt Florenz – <i>1494</i>	
GIROLAMO SAVONAROLA	112
Niccolò Machiavelli – <i>1513</i>	
DER THEORETIKER DER MACHT	128
Medici-Papst Leo X. – <i>1513</i>	
GOTTES STELLVERTRETER	132
Rivalität in der Familie – <i>1534</i>	
DER KAMPF DES SKLAVENSOHNS	142
Das Ende der Medici – <i>1550–1737</i>	
SPÄTER GLANZ	152
Zeitleiste DATEN UND FAKTEN	154
Bildquellen	158
Impressum	159
Die Welt von GEO	160
Vorschau DER TRAUM VOM FLIEGEN	162

Die Bühne der MEDICI

Florenz ist jahrhundertelang eine der reichsten und bedeutendsten Metropolen Europas. Und Schauplatz eines schillernden Familienpos: Ab 1400 kämpfen sich hier – in den Palästen, auf den Plätzen und Straßen – die Medici zur dominierenden Kraft empor. Über Generationen prägen sie das Leben der Stadt. Und deren Antlitz — Bildtexte: JENS RAINER BERG



Fast 100 Meter ragt der Turm des Palazzo Vecchio auf, der um 1300 als Regierungssitz der Republik Florenz erbaut wird. Später, als die Medici



endgültig die Macht errungen haben, lassen sie vor dem Palast den Neptunbrunnen errichten (Darstellung aus dem 18. Jh.)



Die Hauptquartiere der einflussreichen Florentiner Sippen sind die Palazzi, wie etwa jener der Spini (Mitte), das größte frühe Bauwerk dieser Art. Selbstbewusst und fast drohend prangt er gegenüber der Kirche Santa Trinita (2. Gebäude v. r.), in der der Patrizierclan der Strozzi seine Privatkapelle eingerichtet hat. Den Platz aber beherrschen die Medici: mit einem Denkmal auf einer römischen Säule

DIE ARENA DER OLIGARCHEN



Gegründet noch in der Antike, gedeiht Florenz bereits im Mittelalter zur Metropole. Und das, obwohl die führenden Familien des Stadtstaates sich mitunter heftig befehdten. Ihr Ringen um Einfluss und Ansehen, dem sich nach 1400 auch die Medici anschließen, spiegelt sich überall im Stadtbild

AUF- SCHWUNG AM ARNO- UFER

Die Wirtschaftskraft von Florenz ist lange außergewöhnlich: Auch dank ihres Flusses wird die Stadt zum internationalen Handelszentrum. Aus flämischer und englischer Wolle fertigen die Florentiner zudem Tuche, die zu den feinsten Europas gehören. Und innovative Bankiers wie die Medici finanzieren die lukrativen Geschäfte





Eng bebaut sind die Ufer des Arno. Selbst auf der um 1345 errichteten Ponte Vecchio liegen Läden. Der Fluss dient der Wirtschaft gleich mehrfach: Er ist ein wichtiger Handelsweg, die Verbindung zum Meer. Und sein Wasser ist unerlässlich für die Wollindustrie, etwa beim Färben der Textilien. Farreste allerdings landen direkt im Strom – ebenso wie der Abfall der Schlachter auf der Brücke

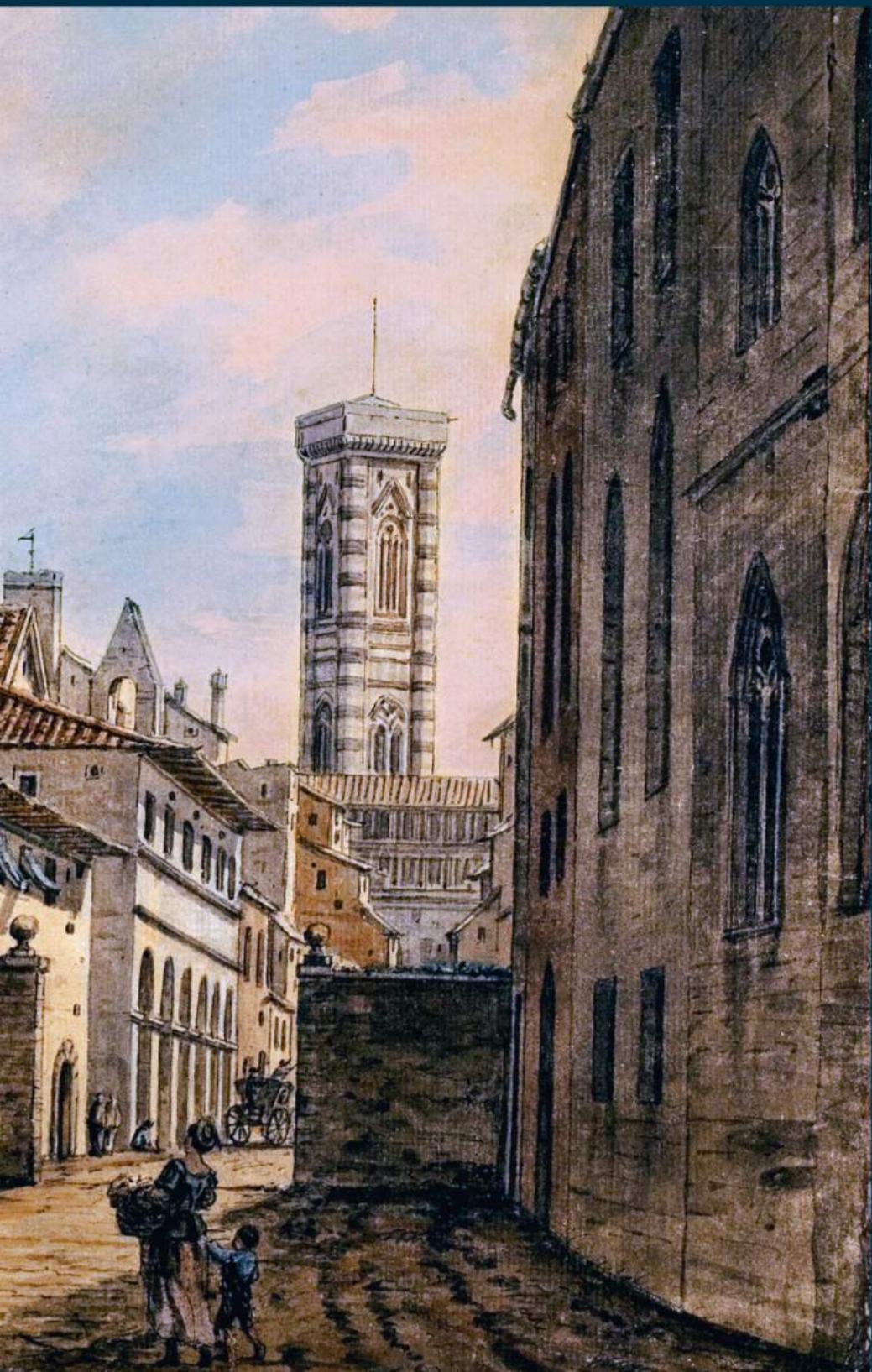


Wenige Werke symbolisieren so augenfällig den künstlerischen Ehrgeiz der Florentiner – und stehen zugleich für ihren Willen zur Geltung – wie der Dom, dessen Kuppel und Campanile von zahllosen Punkten der Stadt aus zu sehen sind. Und nicht fromme Kirchenobere, sondern die prestigebewussten Bürger finanzieren den gewaltigen, um 1300 begonnenen Bau

STADT DER MEISTER- STÜCKE

Ansichten von Florenz

Die Medici zählen zu den bedeutendsten Mäzenen ihrer Heimat, wenn auch nicht zu den ersten. Bereits um 1400 ist die Stadt Keimzelle der Renaissancekunst, ein kreatives Zentrum, in dem sich bald Maler, Bildhauer und Architekten gegenseitig zu Hochleistungen inspirieren und die Wohlhabenden die Arbeit der Meister mit unzähligen Aufträgen befeuern





Selbst abseits der Innenstadt eröffnen sich repräsentative Plätze wie die Piazza Santa Annunziata, und sogar eine Wohlfahrteinrichtung erhält hier ein prunkvolles Äußeres: Der berühmte Dombaumeister Filippo Brunelleschi errichtet an einer Seite der Fläche das erste Waisenhaus der Stadt (r.), dessen Front eine prächtige Säulenreihe ziert

DAS GESAMT- KUNSTWERK

Die Verbindung von Wohlstand und Kunstsinn erzeugt einzigartige Pracht, im Großen wie im Kleinen. Einen beachtlichen Wert messen die Einwohner von Florenz der Ästhetik, der schönen Gestaltung ihrer Umgebung bei. Künstler entwerfen nicht nur Spektakuläres – sondern auch vermeintlich Banales wie Marktkörbe, Dosen und Spielkarten

Ansichten von Florenz



DIE MÜHEN DER VIELEN

Bis zu 70 000 Einwohner hat Florenz unter der Medici-Herrschaft. Nur wenige von ihnen gehören allerdings zu den reichen und mächtigen Familien. Die meisten gehen ihrem Alltag als kleine Händler, Handwerker und Angestellte nach. Und es gibt zahllose Arme, die sich oft als Arbeiter in den Textilbetrieben am Fluss verdingen





Für viele Florentiner reicht ihr Lohn nur zu einem bescheidenen Leben – etwa für die Fischer oder die Wollwerker. Zeitweise gibt es in der Stadt fast 300 Betriebe, die an der Herstellung von Tuch beteiligt sind. Die Arbeit ist strapaziös: Mehrfach müssen Handlanger die Fasern im Fluss ausspülen (r. u.), etwa nachdem sie sie mithilfe eines stinkenden Uringemisches vom Wollfett befreit haben

GEBURT EINES HERZOG- TUMS

Mehrmals werden die Medici aus der Stadt, die sie eigentlich dominieren, vertrieben: durch Volksaufstände, Rivalen, die Machenschaften fremder Mächte – denn ihre Herrschaft ist nie offiziell. Bis es ihnen nach blutigen Intrigen endlich gelingt, sich um 1550 dauerhaft als Fürsten zu behaupten. Als Gebieter eines Herzogtums, das sie bis 1737 führen werden

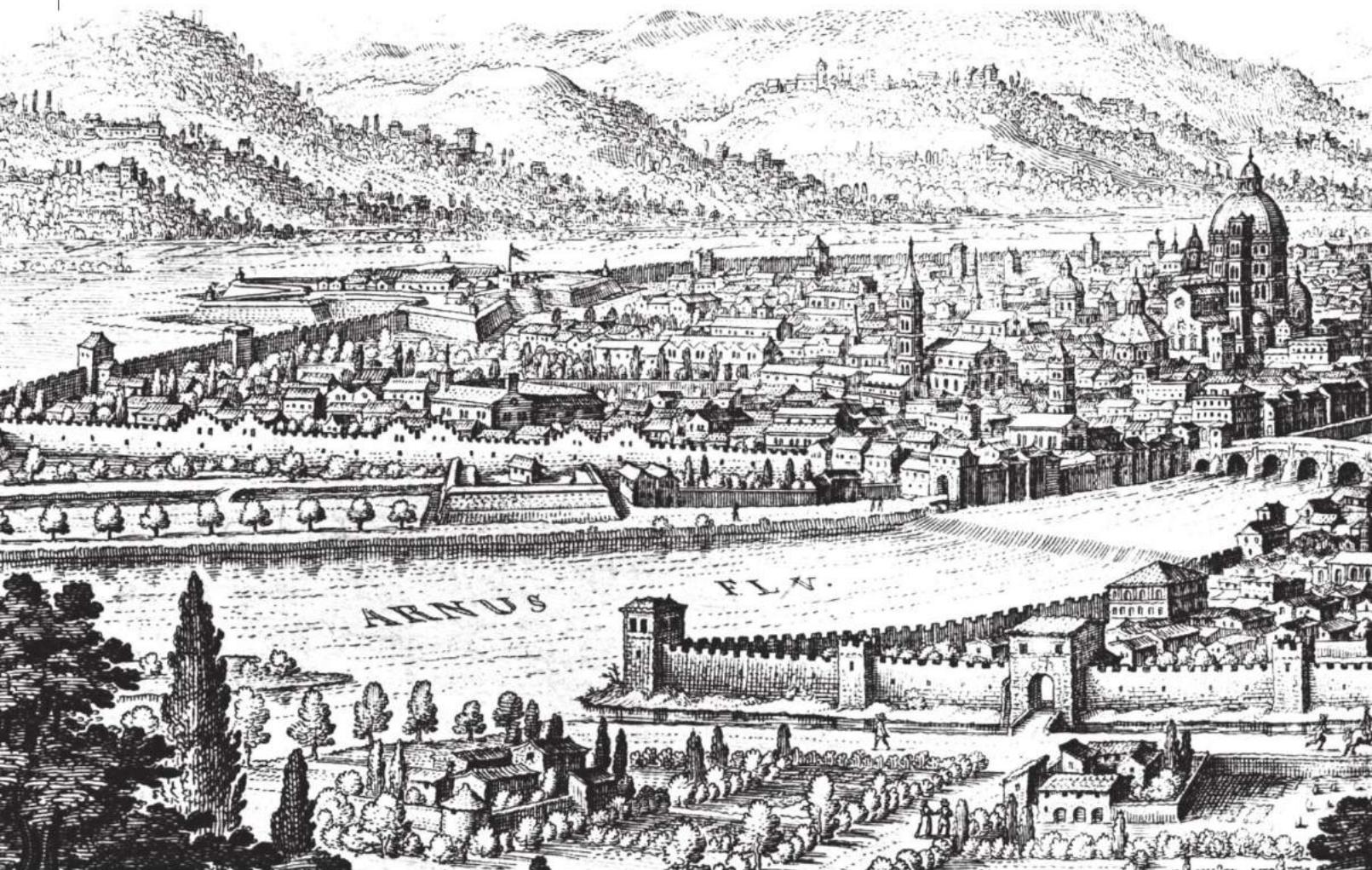




In den prägendsten Phasen ihrer Herrschaft im 15. Jahrhundert regieren die Medici stets nur als Erste unter Gleichen, als geschickte Strategen in den republikanischen Gremien. Die letzten Familienoberen hingegen lenken Florenz als Alleinherrcher – zur Not mit aller Härte: Kerker und Schafott richten sie ausgerechnet im Palazzo del Bargello ein (r.), der einst den Volksbeauftragten beherbergte

EIN GUTER PLATZ

Florenz ist im Spätmittelalter eine Stadt der Wollweber, der Händler und der Bankiers – und lange nicht zu der neuen ökonomischen Elite in der Arnometropole. Bis einer



E

Ein frisch geprägter, glänzender *fiorino d'oro* wiegt 3,54 Gramm, er hat einen Durchmesser von zwei Zentimetern und besteht zu 986 von 1000 Teilen aus reinem Gold. Die Vorderseite zeigt eine Lilie, das Wappenzeichen der Stadt Florenz, die Rückseite den Schutzpatron der Kommune, Johannes den Täufer im struppigen Fellgewand des Asketen.

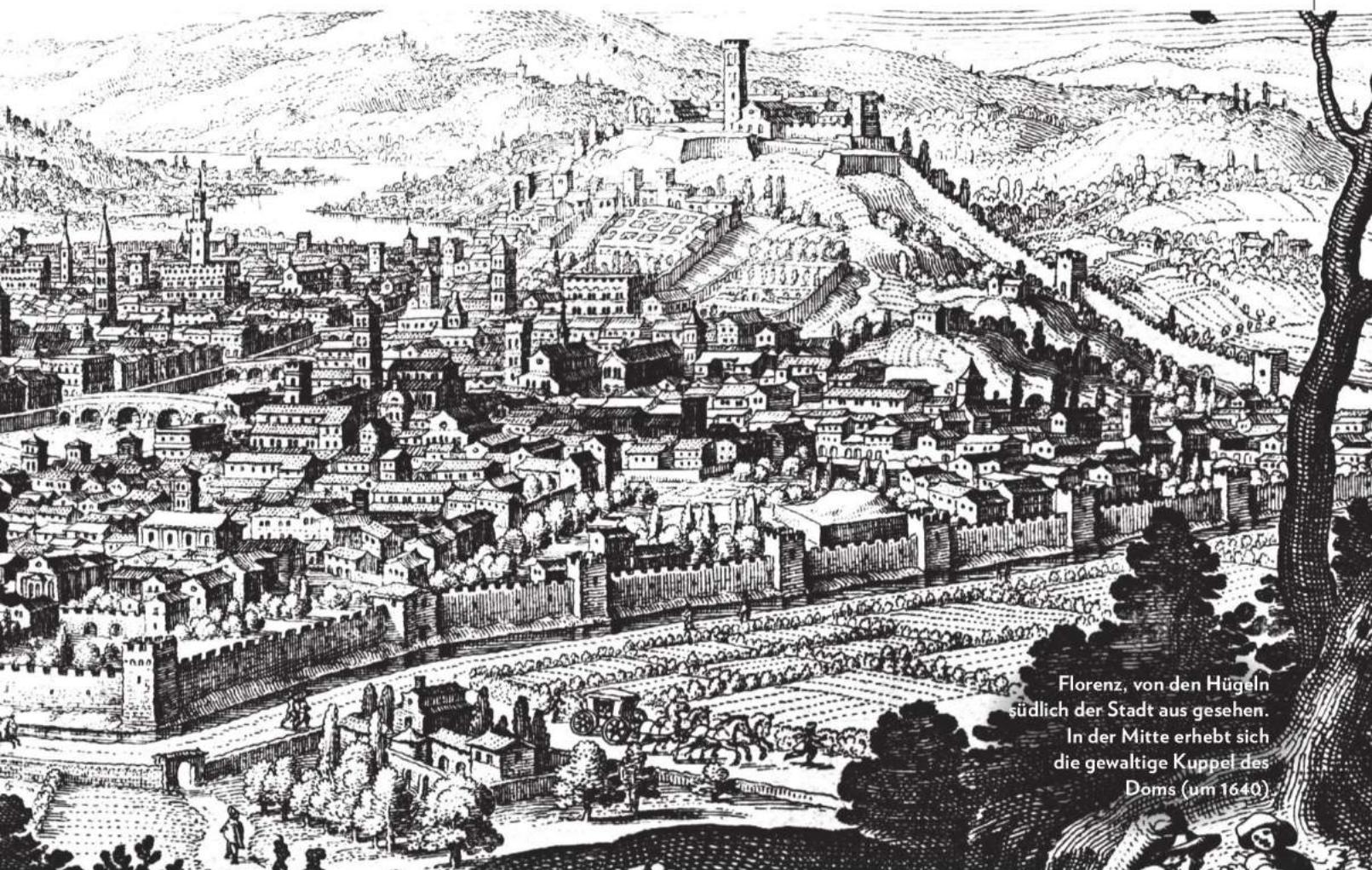
Doch wird ein armer Mann, wie Johannes es war, ein Florentiner Wollwäscher etwa, kaum je einen solchen

Goldflorin in der Hand halten – das einfache Volk erhält seinen Lohn in winzigen *piccoli* aus unreinem Silber.

Der Fiorino d'oro hingegen ist eine Handelsmünze: Bereits ein Beutel davon übertrifft die meisten Jahreseinkommen; ein Kästchen erlaubt den Bau eines Palazzo. Und eine kleine Truhe mit 10 000 dieser daumennagelgroßen Goldstücke reicht aus, um eine Bank zu gründen.

FÜR GESCHÄFTE

einer der italienischen Orte, an denen zu jener Zeit der Kapitalismus entsteht. Die Medici gehören von ihnen zum Finanzier der Päpste avanciert ————— Text: MATHIAS MESENHÖLLER



Wer mit Florin umgeht, sie schon einmal zu Dutzenden gegriffen und durch die Finger hat rieseln lassen, ihr Klingeln beim Niederprasseln vernommen und sich an ihren milden, verführischen Schimmer gewöhnt hat – und wer zudem weiß, wie sie sich in ausländische Münzen oder rein fiktive Recheneinheiten umwandeln lassen, in beschriebenes Papier, in Waren aller Art, in Gefällig-

keiten und wieder zurück in eine nun größere Menge funkelder Goldstücke: Der lebt in einer eigenen, herausgehobenen Welt – in der Welt des Giovanni di Bicci de' Medici.

Um das Jahr 1400 steigt Giovanni, Sohn des bescheidenen Geldverleiher Bicci aus dem Geschlecht der Medici, zu einem der reichsten Männer von Florenz auf, damit Italiens, wenn nicht Europas. Ein Porträt zeigt ihn mit hoher Stirn, starkem Kinn, beinahe etwas un-

geschlacht. Die weit auseinanderstehenden Augen blicken neugierig, skeptisch, vielleicht ein wenig melancholisch. Kalt.

Es sind die Augen eines Mannes, der fast alles gesehen hat. Armut, Reichtum, Macht, Niedergang, Glanz, Krieg und vielfachen Tod. Giovanni weiß, dass nichts sicher ist, weder Besitz noch gesellschaftlicher Rang, das Leben so wenig wie der Fortbestand des eigenen Clans.

Auch deshalb trägt er noch lange nachdem er zu Wohlstand gekommen ist schlichte Umhänge: Bescheidenheit als Schutz. Wer schnell aufsteigt, fällt umso härter, und ein allzu hoch getragenes Haupt lädt dazu ein, es abzuschlagen.

Umso mehr, wenn einer sein Vermögen in dem anrüchigen Geschäft mit dem Geld selbst gemacht hat: mit jenem mal goldenen, mal silbernen, zuweilen papiernen, oft gar nur aus ein paar Tintenstrichen in einem Buch bestehenden Finanzmittel, das sich scheinbar ohne sichtbare Arbeit mehrt – in einem Gewerbe, von dem kein ehrlicher Mann zu sagen vermag, wo der allgemeine Nutzen endet und wo Betrug und schwere Sünde beginnen. Und das doch Anfang des 15. Jahrhunderts zu Florenz gehört wie der schillernde Strom des Arno oder die Streitlust seiner Bewohner.

Alle drei, der Fluss, die bürgerliche Ranküne und die Finanzbranche, prägen die toskanische Metropole über Jahrhunderte, bereiten ihr eine ähnlich dramatische Geschichte strahlender Triumphe und verheerender Katastrophen wie ihrer bald berühmtesten Familie.

Dem Clan der Medici

Der vielleicht schönsten Gründungslegende zufolge erhält die Stadt Florenz – im Jahr 59 v. Chr. als Siedlung zum Schutz einer verkehrsreichen Querung über den Arno angelegt – ihren Namen von der großen Menge Blumen, lateinisch *flores*, die auf den Wiesen der Gegend blühen.

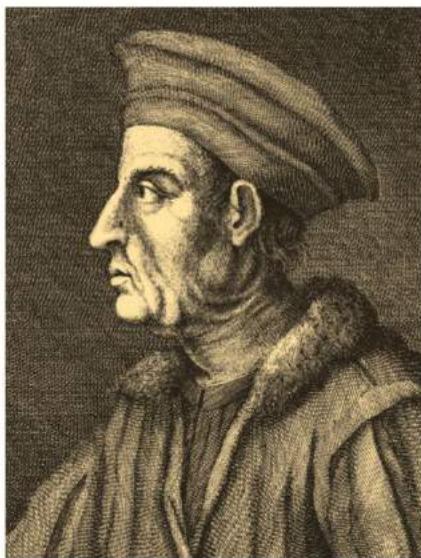
Anders als viele toskanische Kommunen liegt sie nicht wehrhaft auf einem Hügel, sondern am Ufer des Arno. Doch trotz dieser gefährlichen Lage überdauert Florenz den Zusammenbruch des Römischen Reiches und die Barbarenstürme der Völkerwanderung, die Eroberungszüge deutscher Kaiser, Fehden des einheimischen Adels.

Der Ort liegt an jener großen Straße, die in Bologna die Güter- und Menschenströme aus Mailand, Venedig und den fruchtbaren Ebenen Norditaliens bündelt, sie über das Apenninen-Massiv in die Toskana führt und von dort weiter nach Rom. Der Arno verbindet Florenz mit dem gebirgigen Hinterland, vor allem aber mit Pisa und dem 80 Kilometer

entfernten Mittelmeer. Zudem liefert der Fluss frischen Fisch und Wasser.

Die Äcker der Umgebung indes sind nicht sehr fruchtbar; recht gut gedeihen nur Olivenbäume und Weinreben.

Dafür verfügen nur wenige Regionen in Europa über eine solche Vielfalt der Böden und Naturschätze wie die Toskana. Es finden sich hier Eisenerz und Edelmetalle, an unterschiedlichen Orten wachsen Safran, Färberwaid und Krapp, aus denen gelbe, blaue, rote Substanzen gewonnen werden, die sich gut zum Färben von Textilien eignen. Schafe wandern mit den Jahreszeiten zwischen höher oder niedriger gelegenen Weiden.



Averardo di Bicci de' Medici

Nur wenig hinterlässt der Geldverleiher, der 1363 an der Pest stirbt, seinen neun Kindern – erst sein Sohn Giovanni wird reich

So wird hier schon früh Wolle zu Tuch verwebt, gefärbt und von Händlern ausgeführt. Als die europäische Wirtschaft im 12. Jahrhundert zu wachsen beginnt, weiten die Florentiner ihre Tuchproduktion aus – und als die örtlichen Ressourcen nicht mehr ausreichen, führen die Kaufleute Wolle aus England und Spanien ein sowie immer mehr und immer raffiniertere Farbstoffe.

Sowohl das Waschen wie das Färben der Rohwolle erfordern große Mengen Wasser, und ebenso das Walken, bei dem das gewebte Tuch an der Oberfläche verfilzt wird, um es robuster zu machen, abweisender gegen Regen und Wind.

Anders als Hügelfestungen wie Siena hat Florenz den Arno, und so stechen die Tuchmacher der Stadt spätestens vom 13. Jahrhundert an ihre Nachbarn aus.

Davon profitieren auch die florentinischen Kaufleute, die das Tuch vertreiben, die Rohstoffe beschaffen und zudem von fernher Getreide für eine wachsende Bevölkerung einführen. Allmählich bauen die Händler der Stadt ein Netz von Geschäftskontakten in ganz Europa auf. Flexibel und aggressiv dehnen sie ihre Geschäfte auf immer weitere Waren und Routen aus, drängen Konkurrenten ab.

Und sie entwickeln einen besonderen Sinn für Finanzfragen, für das Verhältnis von Geld und Zeit.

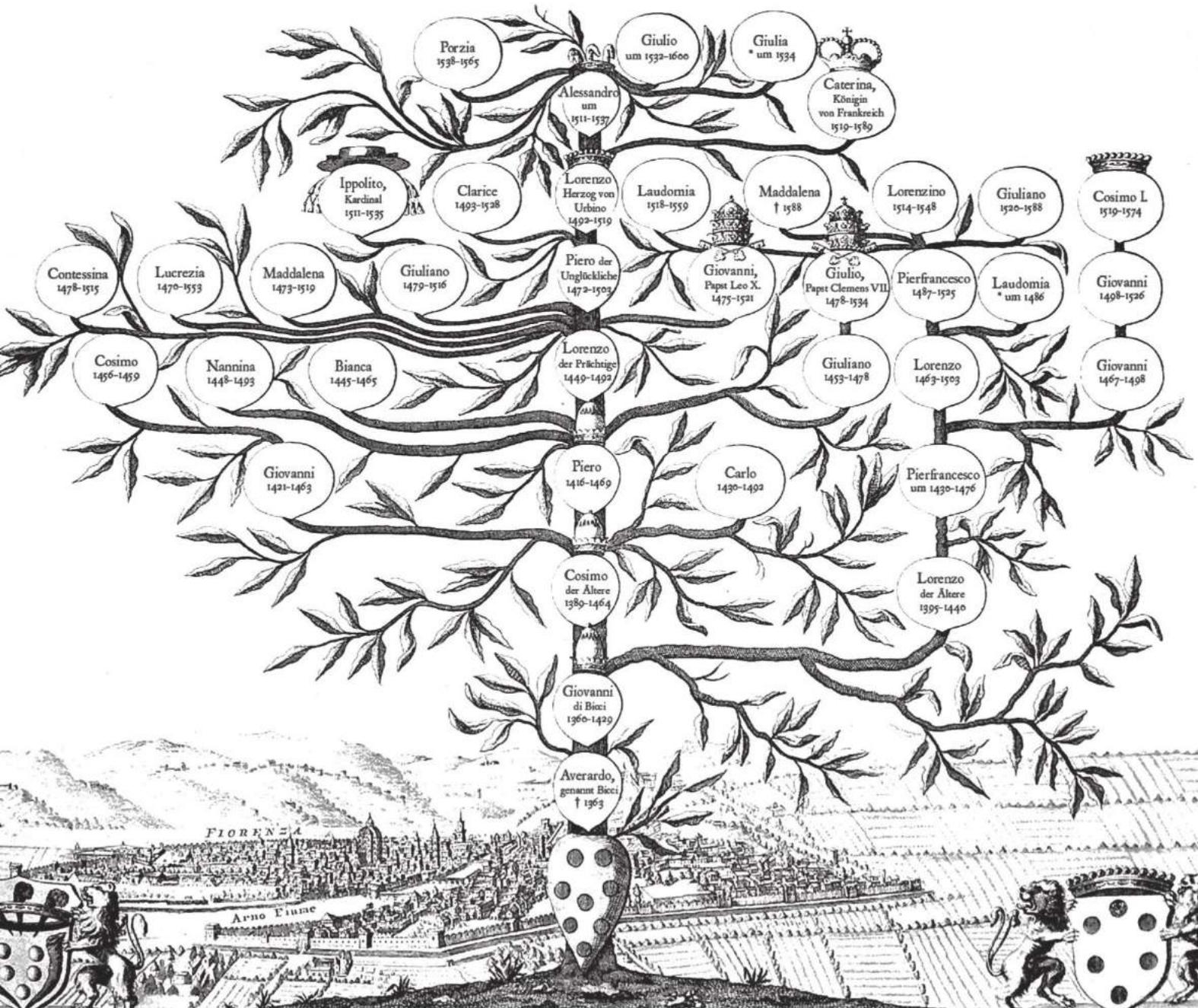
Zwischen dem Kauf der Wolle in England und den Erlösen aus dem fertigen Tuch vergehen nämlich zuweilen drei Jahre – ein langer Zeitraum, in dem immer neue Kosten anfallen: für den Transport, den Schutz der Ware durch Söldner, eventuell Lösegeld an Piraten; für zusätzlichen Aufwand für Umwege, weil Pisa wieder einmal die ungeliebten Florentiner von seinen Hafen anlagen aussperrt; für die Löhne Hunderter Arbeiter, die die Wolle sortieren, waschen, kämmen, spinnen, weben, schließlich färben, mangeln und legen, bevor Lasttiere und Schiffe die Ware zu den Kunden schaffen.

Auf jedem Abschnitt lastet ein Risiko, stets braucht es Vorschüsse und Reserven. Daher sind viele der Florentiner Fernhändler zugleich auch als Tuchfabrikanten und als Bankiers aktiv.

Und so entsteht im frühen 13. Jahrhundert der Beruf des Geldverleiher gleichsam neu, ersinnen die Beteiligten Techniken wie etwa die Transportversicherung, den überall einlösbar Wechselbrief, die doppelte Buchführung und das Einlagekonto. Wird Florenz zu einem Zentrum des Bankwesens.

Eine weitere Besonderheit der Arnostadt: Während andernorts die Erben erfolgreicher Unternehmer – angezogen vom Lebensstil der Edelleute – Landgüter erwerben, auf Prestige und Sicherheit setzen, führt in Florenz die nächste Generation das Handelsgeschäft fort. Das liegt unter anderem daran, dass Adel und Bürgertum in der Stadt bis etwa





STAMMBAUM EINER BANKIERSDYNASTIE

Mit Averardos Sohn Giovanni beginnt um 1390 der Aufstieg der Medici. Cosimo ist bereits 1434 der einflussreichste Mann in Florenz. Doch erst rund 100 Jahre später erlangt Alessandro die Herzogswürde. Dessen Nachfolger Cosimo I. (ganz rechts, oben) gelingt es, die Macht der Familie durch erbliche Herrschaft zu stabilisieren. Er regiert gar als Großherzog – diesen Titel werden die Medici noch mehr als 150 Jahre lang führen.

1250 zu einer Oberschicht reicher Clans verschmelzen, die um immer noch mehr Geld und Einfluss rivalisieren.

Die meisten Florentiner Großfamilien der Oberschicht sind mit einem Viertel ihrer Stadt besonders verbunden. Dort gehören ihnen komfortable Palazzi oder die Reste wehrhafter Wohn-

türme inmitten der engen Gassen, zwischen Werkstätten von Schuhmachern, Schmieden oder Steinmetzen und den Läden der Kleinhändler, zuweilen auch neben einer stinkenden Wollfärberei.

Doch Wegziehen kommt nicht infrage. Das angestammte Viertel, in dem Arm und Reich beieinander wohnen, Verwandte, Abhängige und Freunde leben, bildet die Gefolgschaft der großen

Clans, gibt ihnen politisches Gewicht. Es geht für sie auf die Straße und notfalls ins Handgemenge.

Denn über Florenz herrscht kein Fürst oder Tyrann, der einen entbrennenden inneren Streit per Machtwort beenden könnte. Vielmehr ist die unruhige Kommune seit etwa 1130 eine autonome

Republik. In jener Zeit nahmen – so wie in etlichen mittelalterlichen Städten Italiens – wohlhabende Bewohner die Verwaltung und Verteidigung ihrer Gemeinde in die Hand.

Sie verdrängten Bischöfe, Grafen und Statthalter der Kaiser, unterwarfen nach und nach auch einen immer größeren Teil des Umlandes. Eine Vielzahl beratender Versammlungen und Ämter auf Zeit bildete sich heraus, die in komplizierten Verfahren besetzt wurden.

Und anders als etwa in Mailand, Mantua oder Verona konnte sich die Republik in Florenz halten, vermochte kein Despot die Herrschaft auf Dauer an sich zu reißen, weil Ansehen und Reichtum sich auf zu viele Mächtige verteilt, die den Aufstieg eines übermächtigen Einzelnen nicht duldeten.

Allerdings herrscht zwischen den führenden Clans eine unablässige Rivalität um Einfluss und Besitz. Sie ist geprägt von Gewalt, List, Einschüchterung,

Verbannung, Ämterausschluss. Zuweilen erklären sich Vertreter der Oberschicht gar zu Sprechern der weniger vermögenden Kaufleute und Handwerker sowie des Volkes, fordern für sie mehr Macht.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts erzielt das feine Tuch vom Arno Höchstpreise auf den Messen Europas, den Basaren Afrikas und Asiens. Florenz wächst zu einer der ökonomisch am stärksten entwickelten Städte Europas heran und ist mit knapp 100 000 Einwohnern die fünftgrößte Metropole des Kontinents sowie das Zentrum eines Handels- und Finanznetzes, das bis London und Zypern reicht, Barcelona mit Konstantinopel verbindet, Neapel mit Brügge. Einzelne Kaufleute sind inzwischen so reich, dass sie Könige und Päpste von ihren Krediten abhängig wähnen.

Dann kommt der Zusammenbruch.

Gleich einem bösen Omen geht 1340 unter der Stadtbevölkerung eine tödliche Seuche um, der Tausende zum Opfer fallen. Drei Jahre später eskaliert

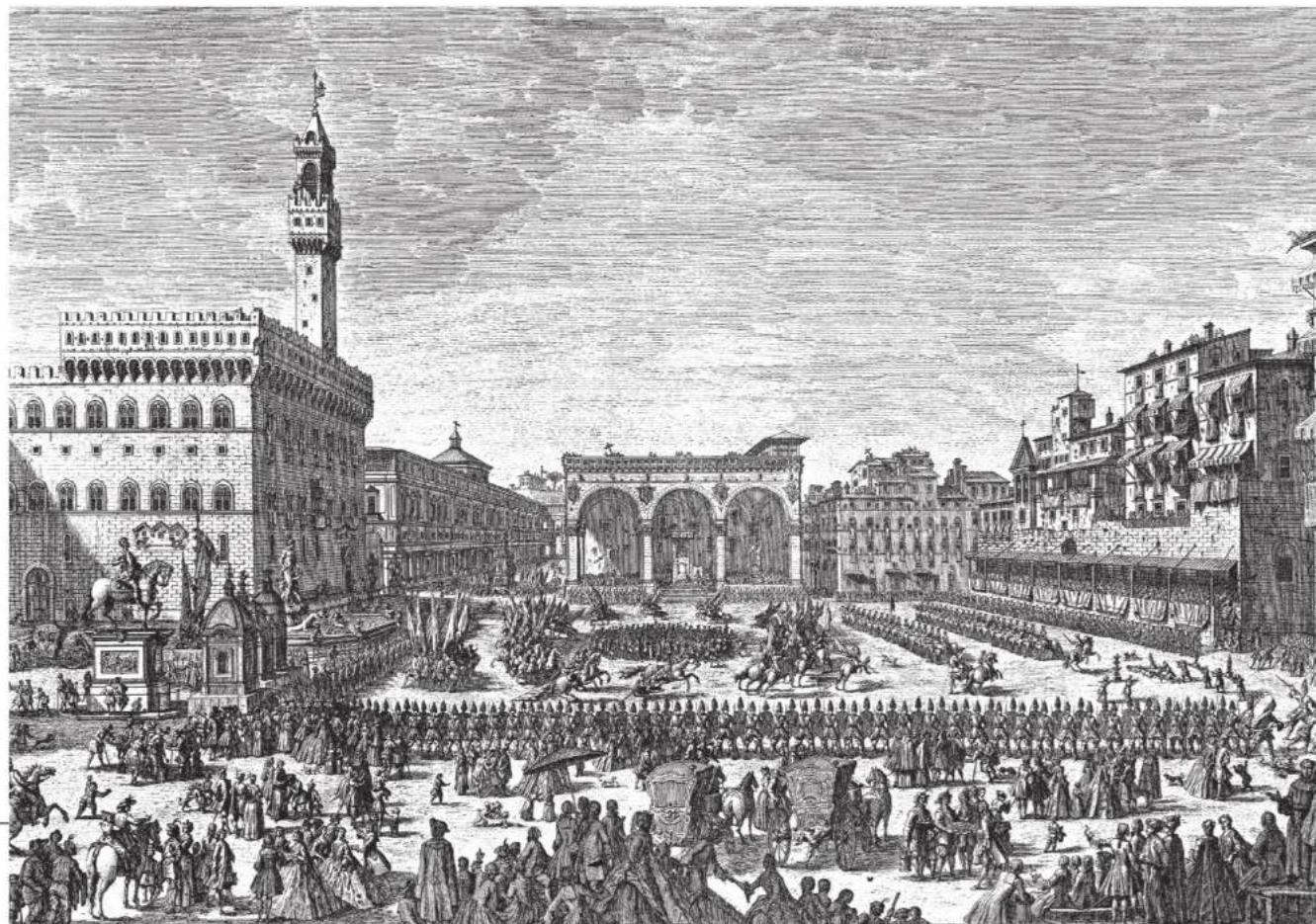
der Streit zwischen Handwerkern und Krämer auf der einen sowie der Stadtregierung auf der anderen Seite zu einem Bürgerkrieg, mittendrin die rivalisierenden Vertreter der mächtigen Familien.

Fast zwei Dutzend Palazzi und Lagerhäuser brennen nieder, in den Gassen liegen zertrampelte Leichen. Zwar siegt die Volkspartei, muss aber schon bald die Macht wieder mit den Oligarchen teilen.

Etwa um die gleiche Zeit bleibt der englische König enorme Außenstände bei Florentiner Banken schuldig; die beiden größten Häuser gehen bankrott und reißen viele kleine mit.

Und dann erreicht 1348 auch noch die Pest Florenz. Binnen Wochen wird die Stadt zu einem großen Spital. Und zu einem Leichenhaus. Die Menschen sterben schneller, als die Lebenden die Toten fortschaffen können. Geschäfte und Werkstätten schließen, die Bauern bleiben fern, mit ihnen die Lebensmittel, die Preise steigen schnell. Glücklich, wer

Zentrum der politischen Macht: Seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist Florenz eine autonome Republik. Die Mitglieder ihres höchsten Organs, der *Signoria*, werden bald durch ein kompliziertes Losverfahren bestimmt und tagen im Regierungspalast (u. l.). Doch tatsächlich herrschen am Arno meist reiche Kaufmannsfamilien (Fest zu Ehren Johannes des Täufers, des Florentiner Stadtpatrons, 18. Jh.)



am Ende eines Tages irgendwo drei Eier aufgetrieben hat. Die Reichen fliehen auf ihre Landsitze oder weiter fort. Hinter ihnen füllt der Tod die Straßen.

Irgendwann flaut das Sterben ab – kehrt aber in den folgenden Generationen immer wieder. Weder Geburten noch Zuzug vermögen die Lücken zu schließen, und so leben um 1380 nur noch 50 000 Menschen am Arno.

Die Pandemie lähmst die Hinterbliebenen, trübt ihren Zukunftsglauben. Viele werden furchtsam, risikoscheu. Finden sich mit kleinem Auskommen ab.

So auch der Kaufmann Averardo de' Medici (der aus heute nicht mehr zu klärenden Gründen den Beinamen „Bicci“ trägt). Er verpachtet für ein paar Florin oder einige Maß Getreide ein, zwei Ladengeschäfte, einen Hof im Umland, etwas Ackerboden. Außerdem verleiht er kleine Summen gegen Zinsen.

Dabei zählte sein Clan einst zu den wohlhabenden und mächtigen Familien, ohne Adelstitel, aber großbürgerlich.

Wohl im 12. Jahrhundert siedelten die ersten Medici, aus einem Tal nördlich der Stadt, in dem sie Grund besaßen (und behielten), nach Florenz über. Medici bedeutet „Ärzte“, doch ist der Ursprung des Familiennamens so unklar wie der des Wappens, dessen rote Kugeln vermeintlich Pillen symbolisieren.

Bald konnte sich die neue Sippe im Geldgeschäft etablieren: durch Geschick, Glück, mitgebrachtes Kapital. Und durch Ruchlosigkeit: Nach 1300 traten die Medici in politischen Straßenschlachten hervor; einige wurden wegen Mordes oder anderer Gewaltverbrechen verurteilt.

Die Mitglieder der Familie – um 1330 zählt sie etwa 150 Männer – gelten als streitsüchtig bis zur Gesetzlosigkeit; sie selbst sind untereinander verkracht, oft kommt es zu Besitz- oder Erbschaftsklagen. Fast alle Medici, die nach der Pest noch über Kapital verfügen, wandeln es in der Krise um in Äcker, Weinberge und Wälder. Die Mehrheit jedoch besitzt bereits kaum mehr Vermögen als ein Handwerker oder Ladenbesitzer.

Politisch spielen die Medici eine gewisse Rolle als Tribune der einfachen Bürger und des niederen Volkes, dringen aber nie in den innersten Zirkel der Mächtigen vor. (Zwar wird es einem von

ihnen, Salvestro de' Medici, 1378 gelingen, zur Symbolfigur eines Aufstands der recht- und mittellosen Wollarbeiter zu werden, doch bleibt sein Einfluss begrenzt; zudem muss er nach dem Sieg der oligarchischen Gegenrevolution ins Exil gehen.)

U

Umso härter trifft es den Clan, dass die wiederkehrenden Seuchen seine Reihen lichten: Um 1370 zählt das Geschlecht nur noch 50 erwachsene Männer. Averardo, genannt Bicci, ist 1363 an der Pest gestorben. Er hinterlässt vier Töchter und fünf Söhne, aber kaum Geld. Giovanni di Bicci de' Medici, der zweitjüngste, ist da gerade einmal drei Jahre alt. Er wächst in bescheidenen, womöglich kärglichen Umständen heran, wie die meisten seiner Verwandten.

Der Stern der Medici scheint endgültig zu sinken – wäre da nicht Vieri di Cambio de' Medici. Jahrgang 1323. Trotz seiner Jugend hatte er sich von Tod, Aufruhr und Pleiten nicht beeindrucken lassen. Sondern Geschäfte gemacht: im Handel, der Finanzbranche. Von der Politik hingegen, den Intrigen und Händeln seiner hitzköpfigen Vettern hält er sich fern. Mit Geschick und Fleiß wird Vieri di Cambio ein reicher Mann.

Und er nimmt Giovanni sowie einen weiteren der halbwaisen Söhne seines fernen Verwandten Bicci zur Lehre an. Das ist üblich: Die meisten Florentiner Unternehmer stellen gern Familienmitglieder ein, der Loyalität wegen.

Die Welt, in die Giovanni eintritt, ist unspektakulär. Eine Bank ist zunächst einmal das, was das Wort *banco* besagt: eine Art Werkbank, meist in einem eher kleinen Kontor, auf der alle Transaktionen schriftlich erledigt werden. In der Regel ist sie mit grünem Tuch bespannt.

Es mag einige weitere Pulte mit Schreibern geben, Laufburschen, Lehrjungen. Meist in einem abgetrennten Winkel sitzt der Buchhalter am Abakus, dem siebenreihigen Rechenbrett. Selten

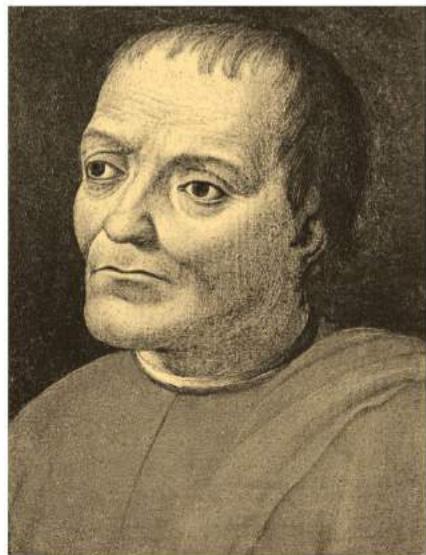
gibt es in den einzelnen Filialen mehr als ein halbes Dutzend Angestellte, und sie hantieren weniger mit Gold und Silber als mit Papier, Feder und Siegellack: mit Briefbögen, die dreimal längs und dreimal quer gefaltet werden, mit einer Kordel verschlossen, versiegelt und in grobes, wasserfestes Tuch geschlagen, bevor ein Kurier sie an seinem Gürtel befestigt.

Es gibt nur wenige Menschen in Florenz, die so gut informiert sind wie die Kaufleute. Ihre Agenten und Geschäftspartner halten sie über Grenzen hinweg auf dem Laufenden.

Denn ob sich nun ein Fürst vermählt, eine Schlacht geschlagen, ein Krieg beendet wird, irgendwo Dürre oder Überschwemmung herrschen, Truppen aufmarschieren, das Volk rebelliert: All das bietet kommerzielle Chancen und Gefahren. Und wird brieflich mitgeteilt. Manchen Kaufleuten gelten die Tintenflecken an ihren Fingern daher als das eigentliche Abzeichen ihres Standes.

Vor allem aber kann die Tinte zuweilen so wertvoll wie Gold sein. Ein in einer Bank ausgestellter und unterzeichneter Wechselbrief – also eine Auszahlungsanweisung für eine Filiale oder einen Partner – ist so gut wie Bargeld. Um sich gegen Betrug zu schützen, liegen in

Auftrag



Giovanni di Bicci de' Medici

Als Waise beginnt er im Geschäft eines Verwandten eine Lehre, wird dann Filialleiter in Rom, gründet schließlich selbst eine Bank

den Kontoren Handschriftenproben aller Zeichnungsberechtigten bereit.

Jede Transaktion wird vom Kunden vor dem grünen Tuch des Banktisches laut in Auftrag gegeben und dann in ein Rechnungsbuch geschrieben. Die Feder kratzt über das Papier, während Klient und Bankier schweigen. Ist der Eintrag gemacht, wird er laut vorgelesen. Damit ist er unverrückbar. Ein Kaufmann, der auch nur eine Zeile seiner Bücher manipuliert (und ertappt wird), verwirkt auf ewig sein Recht zum Handel.

Häufig stehen die Lehrlinge nahebei und werden so in das Gewerbe eingeführt. Mit Glück und Geschick werden sie selbst einmal *scrivani*, Schreiber, dann *fattori*, Filialleiter, gar *soci*, Teilhaber.

A

Auch Giovanni di Bicci gelingt ein solcher Aufstieg. Mitte der 1380er Jahre überträgt Vieri di Cambio ihm die Leitung der römischen Filiale seiner Bank und nimmt ihn als Teilhaber der Niederlassung am Tiber auf. Das notwendige Kapital erwirbt Giovanni – kein schöner Mann – wohl, indem er Piccarda Bueri heiratet, ein attraktives Mädchen aus einer wohlhabenden Familie.

Eine Mitgift ist kein ungewöhnlicher Weg, um an Geld für Investitionen zu kommen. Doch wenn auch diesmal nach dem Brauch ein Notar den Ehevertrag auf den Kirchenstufen öffentlich verliest, mag es Gemurmel geben: 1500 Florin! Eine enorme Summe.

Vielleicht zahlt der Brautvater für die glänzende Zukunft der Tochter. Sehr wahrscheinlich stellt Vieri dem jungen Verwandten eine große Karriere in Aussicht und teilt dies – in der Rolle des Brautwerbers – auch der Familie Bueri mit; gewiss spielt die Knappheit heiratsfähiger Männer eine Rolle. Pest, Krieg,

See- und Straßenräuberei haben viele Söhne angesehener Familien ums Leben oder den Erwerb gebracht.

Die Florentiner Kolonie in Rom, der sich Giovanni nun anschließt, besteht aus mehreren Dutzend Kaufleuten. Fast alle haben ihre Wohnräume und Kontore an der Engelsbrücke, die zum Vatikan führt. Denn sie sind nicht in der Stadt, um Geschäfte mit deren Bürgern und Adeligen zu machen – sondern ausschließlich mit dem Heiligen Stuhl.

Bankiers wie Giovanni di Bicci transferieren Abgaben und Kollekten der christlichen Gemeinden nach Rom, versorgen umgekehrt die Diplomaten des Papstes auswärts mit Wechseln. Sie bezahlen die Söldnerheere des Vatikans auf Kredit, führen Konten mit Guthaben der Kirche sowie einzelner Geistlicher. Guthaben und Darlehen, die verzinst werden.

Das ist für die Kirche allerdings ein heikles Thema: Denn es geht ja um Geld, das sich ohne Arbeit vermehrt, allein über die Laufzeit eines Kredits.

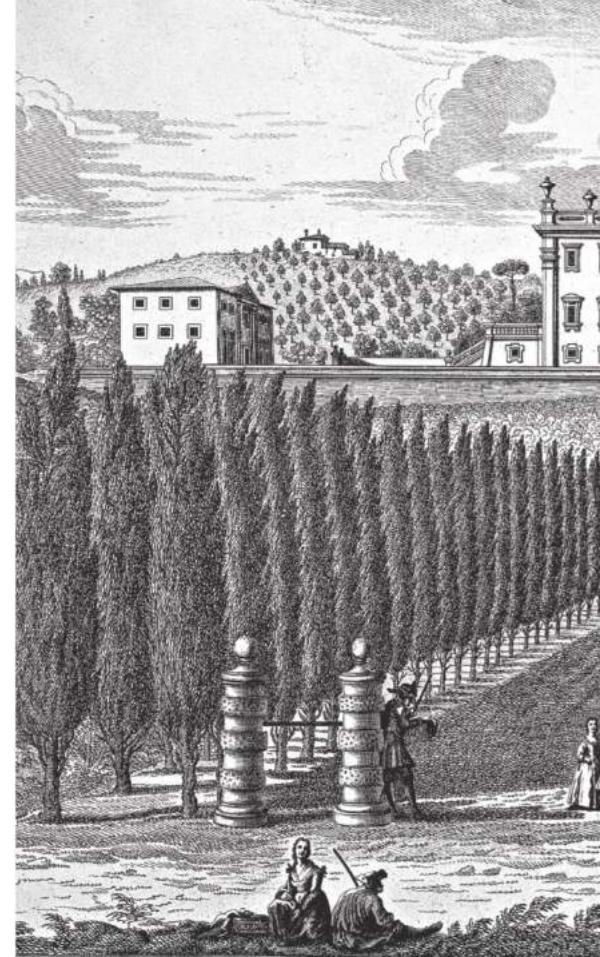
Wucher aber zählt die Kirche zu den besonders schweren Sünden. Übertretern verweigert sie das christliche Beigebnis, einen Platz auf dem Friedhof: „Ihre Leichen sollen in Gräben verscharrt werden, zusammen mit Hunden und dem Vieh“, schreibt ein zeitgenössischer Geistlicher. Altar- und Wandbilder malen aus, wie Dämonen die Seele des Wucherers wegziehen, diese ewig brennen muss, von wilden Kerlen zerfleischt wird, keine Ruhe findet.

Und so verursacht kaum eine Sünde den Menschen auf dem Sterbebett derartige Seelenpein. Averardo di Bicci, Giovannis Vater, hat in seinem Testament einst sogar einen Betrag reserviert, um jene zu entschädigen, denen er unrechtmäßig Geld abgenommen habe.

Andere geben im Sterben fast alles Vermögen zurück, um der Hölle zu entgehen. Oder sie suchen sich mit Stiftungen für die Armen oder die Kirche loszukaufen: Gewaltige Kunstschatze, ja ganze Klöster verdanken ihre Existenz den Schuldgefühlen von zwischen Gott und Geld zerrissenen Patriziern.

Bloß – was ist Wucher?

Im Prinzip jedes Verleihen von Geld gegen Zinsen. Das trifft die Pfandleiher an der Ecke, deren Kredite aber für viele in klammen Zeiten unverzichtbar sind. Die Stadt Florenz belegt sie pragmatisch mit einer jährlichen Kollektivstrafe von 2000 Florin für ihre „verab-



scheuungswürdige Sünde“; ab 1437 wird die Pfandleihe nur noch Juden gestattet, um die Seelen der Christen zu retten.

Doch sobald die Geschäfte komplizierter werden, ergeben sich Grauzonen – und so sucht mancher Kaufmann trickreich nach Auswegen. Wie sind beispielsweise Gewinnbeteiligungen auf eingelegtes Kapital zu bewerten? Wie Entschädigungen für ein verspätet zurückgezahltes Darlehen? Oder ein Geschenk als Dank für den Darlehensgeber?

Und was ist mit Wechselgeschäften zwischen unterschiedlichen Währungen und Marktorten, bei denen die Bank vordergründig nur einen Dienst anbietet und am schwankenden Umtauschkurs verdient – in Wahrheit aber Geld für eine festgelegte Zeit fortgibt, das sie auf Umwegen doch immer mit einem Gewinn von zehn oder 20 Prozent zurückhält?

Manche Gottesgelehrte quälen sich durch fein zisierte Betrachtungen, um zu klären, was zulässig ist und was nicht; andere verdammten jedes Geschäft mit dem Geld. Unglücklicherweise aber ist die Kirche mehr als jeder andere auf die Bankiers angewiesen.



Mit dem Bau von Landsitzen, hier die Villa di Castelpulci, zeigen Florentiner Oligarchenfamilien wie die Medici Status und Wohlstand – und ihren Sinn für Ästhetik. Denn die inmitten prächtiger Gärten gelegenen Paläste sind als Gesamtkunstwerke geplant

Denn der Papst gebietet ja über ein transnationales Wirtschaftskonglomerat. Aus der gesamten katholischen Welt erhält die Kurie Abgaben und Spenden, von sizilianischen Olivenbauern, polnischen Pelzhändlern und grönländischen Fischern. Ihre Eintreiber bereisen Ungarn wie England, und wo immer ein Abt oder Bischof sein Amt antritt, schuldet er Rom einen Jahresertrag seiner Pfründe als Dank für die Ernennung.

Diese Reichtümer als Gold- und Silbermünzen hin und her zu schicken ist zeitraubend und gefährlich. Also erhält nach Möglichkeit etwa die englische Niederlassung eines Florentiner Kaufmanns und Bankiers den Tribut vor Ort eingezahlt, und der dortige Firmenrepräsentant weist dann dessen Filiale in Rom an, der Kurie den Betrag abzüglich einer Gebühr auszuzahlen. Für das nun in England lagernde Geld erwirbt der Kaufmann dort Rohwolle, die er in die

Toskana verschifft und weiterverkauft oder selbst zu Tuch verarbeiten lässt. Aus dem Erlös füllt er dann wiederum seine Kasse in Rom.

Allerdings sind diese Finanzgeschäfte mitunter um ein Vielfaches komplizierter, laufen die Wechsel und gegenseitigen Verrechnungen über mehrere Stationen. Aber auch ein einfacher Priester oder Kanoniker, der nach Rom pilgert, tut gut daran, Europas unsichere Straßen mit möglichst wenig Bargeld zu bereisen.

Und so gibt er sein Geld einer Bank und erhält eine Auszahlungsanweisung, die er am Ziel einlösen kann.

Offenbar versteht Giovanni di Bicci sein Geschäft. Denn schon bald zählt die römische Filiale der Medici-Bank zu den großen unter den Firmen, die mit dem Heiligen Stuhl arbeiten. Selbstverständlich kann er offiziell keine Zinsen verlangen, wenn ihn die Kirche um ein Darlehen bittet.

Das wäre Sünde. Aber wie viele Bankiers handelt er zugleich mit Waren, etwa Luxusgütern, die auch im Vatikan geschätzt werden – und erhöht seine Verkaufspreise an die Kurie einfach um einen Aufschlag.

Ebenso darf er für das Geld, das Kardinäle, Bischöfe oder gar der Papst ihm anvertrauen, keine Zinsen ausschütten. Aber ein „Geschenk“ darf er machen, sagen wir von acht oder zwölf Prozent.

Da es Klerikern verboten ist, sich an Geschäften zu beteiligen, unterhalten zahlreiche Prälaten Geheimkonten. Sollten sie im fortwährenden Intrigenspiel verlieren, ist ihr Besitz auf diese Weise zudem sicher, lässt sich auch im Ausland abheben – und sogar an Geschwister, Neffen und uneheliche Kinder vererben.

Es ist ein Spiel aus Verschleierungen, Widersprüchen, Uneindeutigkeit.

Gewiss, niemand will in die Hölle, aber wer will schon arm bleiben? Und wenn der Papst mitmacht, kann es dann so schlimm sein? Zumal es um die Familie geht, ihren Rang, ihr Wohlergehen.

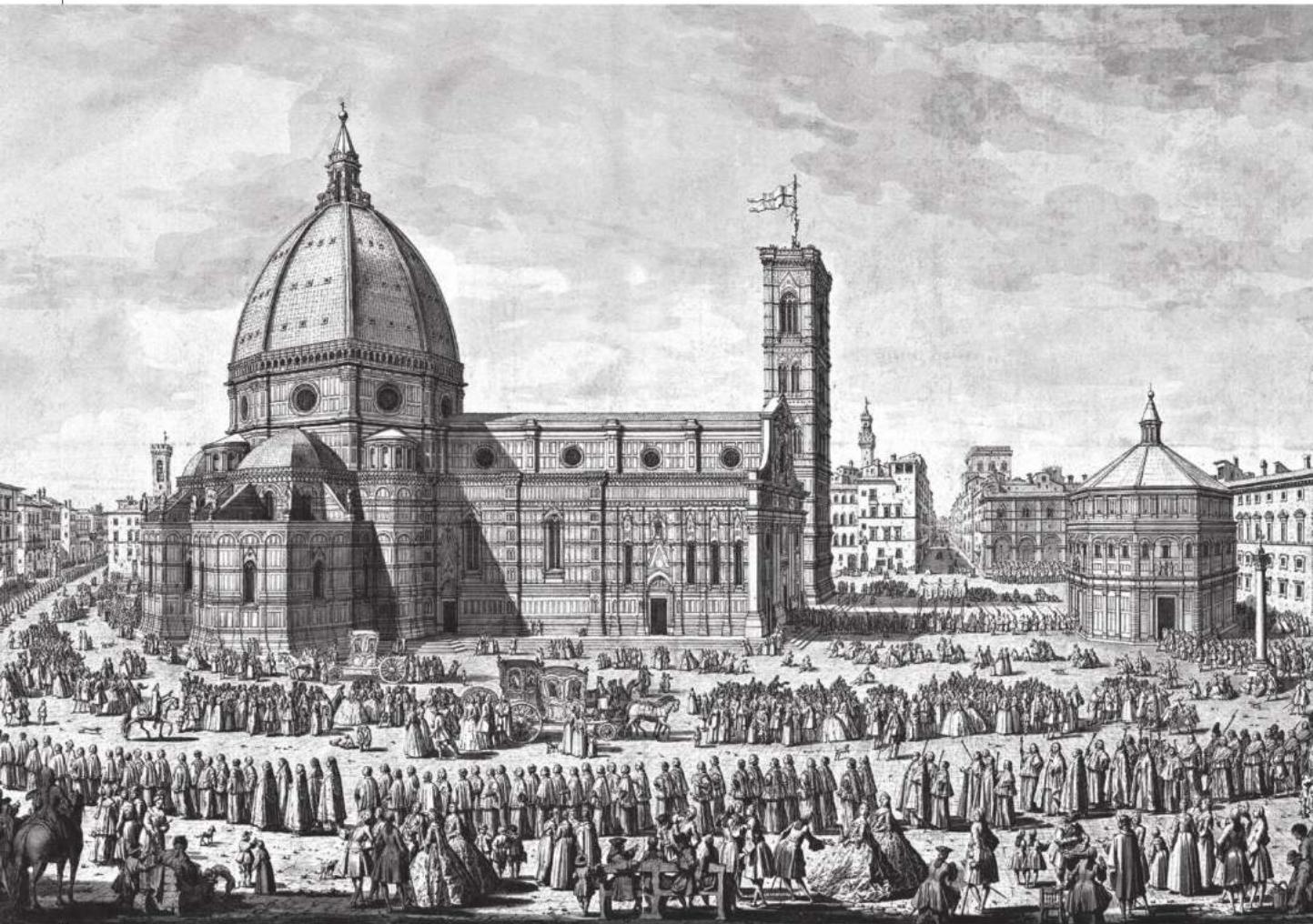
Dennoch verschmähen viele Kaufleute die Kreditgeschäfte: um ihres Seelenheils willen.

Nicht aber Giovanni di Bicci. Ist er kalt schnäuzig genug, um nichts auf Predigten und die Ewigkeit zu geben – oder im Gegenteil von Gottes alles vergebener Gnade überzeugt? Denkt er nicht weiter darüber nach? Oder kann er einfach der Versuchung nicht widerstehen?

Fest steht jedenfalls, dass er im Umgang mit den riesigen, schnell fließenden Summen in Rom rascher und erfolgreicher zu Geld kommt, als es im Warenaufschlag oder mit der Produktion von Tuch jemals möglich wäre.

1393 zieht sich der alternde Vieri di Cambio aus der Bank zurück. Giovanni übernimmt mit einem Partner sämtliche Anteile an der Niederlassung in Rom und gründet sie als selbstständige Firma neu. Vier Jahre später kehrt er zurück nach Florenz, überträgt das Tagesgeschäft am Tiber seinem jüngeren Partner.

Denn für eine profitable Anlage der römischen Gewinne eignet sich die Bankenmetropole Florenz besser. Außerdem ist dies Giovannis Heimat, hier leben Freunde und Verwandte, ist er verwurzelt.



Mehr als 100 Kirchen zählt Florenz, darunter den 1436 fertiggestellten Dom mit dem gut 100 Meter hohen Kuppelbau. Das Geld für all diese Gotteshäuser wird allerdings zum großen Teil mit einem Gewerbe verdient, das Theologen verteufeln: dem Geldverleih gegen Zinsen. Doch selbst der Heilige Stuhl kommt nicht ohne Kredite aus – und so werden die Päpste Kunden der Medici-Bank (Prozession, 1754)

zelt, genießt er das Bürgerrecht. Deshalb auch hat er all die Jahre die Familie nicht nachgeholt, sondern seine Frau und die beiden Söhne am Arno gelassen und ist in dieser Zeit immer hin- und hergereist.

Nun aber verbindet sich die Geschichte der Stadt Florenz fest mit dem Namen Medici. In diesem Jahr 1397 verlegt Giovanni sein Hauptquartier an den Arno und eröffnet dort eine neue Zweigstelle (die ehemalige Mutterfiliale seines Onkels Vieri di Cambio wird inzwischen von anderen betrieben).

Und bald schon ist sie das lukrativste Finanzunternehmen am Platz.

Aus den politischen Rivalitäten der wohlhabenden Familien in Florenz hält sich Giovanni dagegen – wie schon Vieri – weitgehend heraus. Und dieser Bruch mit der Familitentradition des ewigen Rebellentums wird seine Rettung.

Denn um 1400 führen die Angehörigen der regierenden Clique aus der Oberschicht mehrere Schläge gegen innenpolitische Gegner, die wieder einmal persönlichen und Familienehrgeiz mit volkstümlichen Parolen verknüpft haben.

Sie schicken etliche Feinde in die Verbannung, schließen andere von allen politischen Ämtern aus – darunter die verbliebenen Medici, die nun endgültig

in der Bedeutungslosigkeit verschwinden. Einige Ausnahmen: die Nachkommen Vieris sowie Giovanni di Bicci und sein Bruder. Die politische Zurückhaltung zahlt sich aus.

Auf der Suche nach neuen Anlagermöglichkeiten, und um die Transfers von und nach Unteritalien zu erleichtern, gründet Giovanni di Bicci kurz darauf Dependancen seiner Bank in Neapel und Gaeta sowie in Venedig für Geschäfte mit Nordeuropa.

Er geht dabei sehr umsichtig vor, denn er hat aus den Konkursen einiger Florentiner Bankiers in den 1340er Jahren gelernt. Die Niederlassungen firmie-

ren und handeln nun als eigenständige Unternehmen, zwischen denen nur nach strengen Regeln Geld fließen darf.

Ihre Leiter sind keine Angestellten, sondern Gesellschafter, die in der Regel eine großzügige Gewinnbeteiligung erhalten. Auf diese Weise lässt sich ihre Wachsamkeit steigern sowie das Risiko verringern, dass ein örtlicher Bankrott die ganze Bank mit sich reißt – zumal Giovanni noch eine Art Beteiligungs-gesellschaft zwischen sich und seine Engagements schaltet.

Und: keine Kredite an Feudalherren und römische Adelige! Zu viele Bankiers hat das Ge-schäft mit den hohen Herren schon die Existenz gekos-tet. Auch Deutschen lei-hen die Medici kein Geld. Die Kaufleute aus dem Norden gelten als unzu-verlässig, und ihre Gerich-te sind eine Katastrophe.

Wegen solcher Vor-sicht – aber auch, weil das Wirtschaftsleben in ganz Europa nicht wieder auf das Niveau vor der Pest zurückkehrt – erreicht die Medici-Bank längst nicht die Größe früherer Häuser. Dennoch häuft Giovanni nun Florin auf Florin, Tausende, dann Zehntau-sende, dann Hunderttau-sende und mehr.

Zur Sicherheit und aus Tradition errichtet er zwei Tuchmanufakturen; zudem erwirbt er zwei Landsitze, fast 60 Bauernhöfe, einige Wassermühlen, Herbergen und Mietshäuser.

Seine folgenreichste Investition jedoch hat Giovanni wohl noch in Rom gemacht. Vermutlich bereits vor der Rückkehr nach Florenz freundet er sich dort mit dem ebenso ehrgeizigen wie skrupellosen Kleriker Baldassare Cossa an. Spätere Feinde Cossas werden behaupten, Giovanni habe ihm 1402 für mehr als sagenhafte 10 000 Florin den Rang eines Kardinals erkauf. Beweise dafür gibt es nicht. Doch bezeugt Giovannis erhaltenes *libro segreto* umfang-

reiche Transfers von und an Cossa. (Ein solches „Geheimbuch“ für diskrete Vor-gänge führt wohl jeder Kaufmann und verwahrt es in einer abschließbaren Truhe; bei den Medici sind diese Bücher ihrem Wert gemäß nicht aus Papier gefertigt, sondern aus Pergament.)

Und 1410 wird Baldassare Cossa als Johannes XXIII. zum Papst gewählt.

Zwar sind es chaotische Zeiten, ist die Kirche seit mehr als einer Generation in zwei Fraktionen mit je einem eigenen Oberhaupt gespalten und beanspruchen zuletzt gar drei Päpste das Pontifikat.

Doch immer noch wird an der Ku-rie mehr Geld umgeschlagen als irgend-wo sonst. Und offenkundig profitiert Giovanni di Biccis Bank nun von seiner engen Beziehung zu dem neuen Kirchenoberhaupt. Er wird Teilhaber, später Anführer eines Konsortiums, das faktisch die Finanzen Johannes XXIII. kontrolliert.

Als der Heilige Vater 1415 allerdings von einem Konzil gestürzt und aus der Reihe der Päpste ge-tilgt wird (sodass es Jahr-hunderte später ein weiteres Kirchenoberhaupt dieses Namens geben wird), gerät die Position der Medici-Bank kurzzeit-ig ins Wanken.

Dann aber erleidet der wichtigste Rivale ei-nen Konkurs und verhilft Giovanni zum größten Triumph seines Lebens. Im Winter 1420/21 legt der neue Papst Martin V. die gesamten Finanzen der wiedervereinigten Kirche endgültig in bewährte

Hände: in die Giovannis – und seiner Nachkommen.

Denn kurz zuvor hat Giovanni die Geschäftsführung an die Söhne Cosimo und Lorenzo übertragen. Es ist eine geordnete Nachfolge, die sich rasch bewährt: Unter den Söhnen macht die Firma noch mehr Profit.

Bereits Giovanni di Biccis Reingewinn aber war spektakulär: mehr als 150 000 Florin in den Jahren zwischen 1397 und 1420. Genug, um ihn zum zweitreichen Mann von Florenz zu machen, wie sich bei einer allgemeinen Vermögenserhebung 1427 herausstellt. Vor allem dank des Geschicks Giovannis di Bicci de' Medicis kann zumindest die-

LITERATUR

Tim Parks

»Das Geld der Medici«
Kunstmann: gut verständliche
Geschichte der Medici-
Bank und des damaligen
Kreditgeschäfts.

Inis Origo

»Im Namen Gottes und
des Geschäfts«
Wagenbach: lebendige
Biografie eines Kollegen
Giovanni di Biccis.



Papst Martin V.

Der Pontifex fordert die päpstliche Mitra, von seinem Vorgänger bei den Medici verpfändet, zurück. Und lehnt sich dennoch Geld bei ihnen

ser Zweig des Clans auf eine glänzende Zukunft hoffen.

Und nun tritt der Pensionär auch politisch hervor. Bereits seit seiner Rückkehr nach Florenz hat er erfüllt, was von einem wohlhabenden Bürger der Republik erwartet wird. War sein Rat gefragt, hat er ihn erteilt. Fiel ihm ein Amt zu, hat er es gewissenhaft ausgefüllt, ohne Machtgelüste erkennen zu lassen.

Nach 1420 bemüht er sich verstärkt um staatliche Aufgaben. Er sammelt Ansehen, Verbündete. Beginnt, eine Klien-tel aufzubauen. Wirkt an einer Steuer-reform zugunsten der Armen mit. Bereit-tet Giovanni die Umwandlung seines Vermögens in politische Macht vor?

Das bleibt ungewiss, wie so vieles in diesem Leben. Fest steht: Als Giovanni di Bicci de' Medici am 20. Februar 1429 stirbt, verfügen seine Söhne über einen guten Ruf, beste Verbindungen und eine florierende Bank. Und über einen Berg daumennagelgroßer, 3,54 Gramm schwerer *fiorini d'oro*.

Eine funkelnende Kriegskasse. ♦

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

Der Weg

Florenz ist eine dynamische Handelsmacht, doch fehlt ihr ein eigener Zugang zum Meer: Ihre Kaufleute sind abhängig von den Häfen des rund 70 Kilometer entfernten Pisa. Mehrmals versuchen sie, die Stadt ihrem Reich einzuverleiben.

Mit Geld – und mit Gewalt

Text: RALF BERHORST; Bilder: GIORGIO VASARI



Zum Meer



Mit seinen Gemälden, die den Palazzo Vecchio schmücken, einstmais Sitz der Regierung von Florenz, verherrlicht Giorgio Vasari um 1565 die Kriege der Stadt gegen Pisa – und stilisiert sie zum mythischen Kampf

F

Es ist eine gespenstische Szene: Plötzlich öffnet sich ein Tor in den mächtigen Mauern der Stadt Pisa, und ausgezehrte, zerlumpte Gestalten wanken ins Freie, taumeln, getrieben von Schlägen und Verwünschungen anderer Bewohner, hinaus auf die Ebene vor der Stadt. Mit unsicheren Schritten gehen die Verstoßenen voran, einige können sich vor Schwäche nur mit Mühe aufrechthalten. Viele von ihnen haben seit Wochen kaum ein Stück Brot, kaum einen Fetzen Fleisch gegessen, haben versucht, sich irgendwie von Kräutern zu ernähren.

Es sind die ärmsten und schwächsten Einwohner Pisas: Tagelöhner, Bettler, Greise, Gebrechliche, auch Frauen und Kinder sind unter ihnen. Sie sind Opfer einer finsternen Kalkulation.

Denn aus Sicht der Stadtoberen handelt es sich um unnütze Esser, die Pisa nicht weiter versorgen kann. Versorgen will. Deshalb haben die Verantwortlichen Befehl gegeben, die Unglücklichen zu verjagen. Auf diese Weise sollen die Nahrungsvorräte länger für jene reichen, die gegen die Belagerer kämpfen.

Seit drei Monaten schon halten in diesem Juni 1406 mehr als 15 000 Söldner Pisa umzingelt – eine Streitmacht, wie sie seit dem Ende des Römischen Reiches nur selten in Italien aufmarschiert ist: Panzerreiter, Fußsoldaten, Knappen, Armbrustschützen. Zwei Lager hat ihr Kommandant am Ufer des Arno errichten lassen, der Pisa durchfließt.

Die Truppen blockieren alle Zufahrtswege und schneiden die knapp 15 000 Einwohner von jeglichem Nachschub ab. Die Soldaten überwachen den Schiffsverkehr, sie patrouillieren in der Nacht an Straßen und Pfaden.

Kein Sack Getreide, kein Fass Wein soll mehr nach Pisa gelangen.

Den Auftrag für die Hungerblöckade hat eine andere Metropole gegeben: Florenz. Denn sie will Pisa, den Nachbarn, den Erzfeind, den begehrten Handelsort, unterwerfen. Den Konkurrenten bezwingen, um die eigene Macht und Größe zu mehren. Um endlich einen eigenen Hafen zu haben – und die Vorherrschaft in Mittelitalien zu erlangen, geachtet und gefürchtet von den anderen Herrschern der Apenninen-Halbinsel.

Mit zum Himmel erhobenen Händen gehen an diesem Junitag die Verstoßenen vom Stadttor auf die Linien der Belagerer zu. Zögerlich, ängstlich, vielleicht auch mit einem Anflug von Zuvorsicht. Doch schnell wird klar, dass sie nicht auf Milde hoffen können.

Die Hauptleute der Söldner haben bereits die Order ausgegeben, die Elen- den sofort festzunehmen – und sie hinzurichten: Soldaten führen sie zu einer Anhöhe hinauf, legen ihnen Schlingen um den Hals und erhängen sie an Bäumen. Möglichst hoch, auf dass die Leichname gut von Pisa aus zu sehen sind.

Danach werfen die Soldaten einige der Exekutierten in Boote und setzen diese auf dem Arno aus, damit die Strömung sie zurück in die Stadt trägt. Den Leichen haben sie eine schriftliche Warnung mitgegeben: Jedem, der es künftig wagt, Pisa zu verlassen, droht der Tod.

Die Botschaft zeigt: Florenz ist bereit, bis zum Äußersten zu gehen. So sehr will die Stadt die Expansion. Sie begnügt sich nicht mehr damit, nur die Toskana zu dominieren. Sie will den Zugang zur Küste, den die Eroberung Pisas verspricht, sie will Großmacht werden.

Dafür zeigt die Republik, die so stolz ist auf ihre humanistischen Ideale, die in aller Welt gerühmt wird für ihre erlesenen Stoffe und das Geschick ihrer

Bankiers, im Jahr 1406 eine weitere Facette: Brutalität.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts ist Italien ein Mosaik von Territorien, eine Ansammlung äußerst verschiedenartiger Gemeinwesen. Es gibt große Reiche wie das Königtum Neapel, das sich über fast den gesamten Süden der italienischen Halbinsel bis in die Abruzzen erstreckt. Nördlich davon dehnt sich der Kirchenstaat um den Papstzitz Rom. Noch weiter Richtung Alpen regiert der Herzog von Mailand über ein großes Territorium.

Venedig, dessen Besitz von der Lagune bis weit ins Hinterland ausgreift, hat eine republikanische Verfassung, ebenso Genua und Siena.

Daneben gibt es auch noch die Signorien: Städte, die sich, wie etwa die Republik Lucca, für einige Zeit dem Schutz eines mächtigen Einzelherrschers, eines *signore*, unterstellt haben – zumeist, weil sie von Feinden bedrängt wurden.

Und dazwischen liegen zahlreiche weitere Klein- und Kleinststaaten.

Unübersichtlich wie die Grenzen sind die Allianzen zwischen den Territorien. Und die Konflikte. Seit Jahrhunderten führen Italiens Mächte immer wieder Krieg gegeneinander – in wechselnden Konstellationen.

Florenz, seit Langem schon eine Stadt mit republikanischer Verfassung, zählt zu den aufstrebenden Kräften – auch wenn es machtpolitisch etwa mit Neapel nicht konkurrieren kann.

Wirtschaftlich jedoch ist Florenz eine der dynamischsten Metropolen in Europa. Seine Handelsfirmen machen Geschäfte mit 200 Städten, darunter Edinburgh, Stockholm, Beirut, Alexandria und Tana am Kaspischen Meer.



Ein Florentiner plädiert für Krieg gegen das rebellische Pisa, im Namen der griechischen Rachegegöttin, die über allen schwebt – mit dem Schwert in der Hand

Und auch das Territorium wächst: Seit 1328 hat sich die Republik durch Eroberungen und Landkäufe die Macht über zahlreiche Gemeinden wie Pistoia, Pescia, Prato und Volterra gesichert und ist schließlich zur Hegemonialmacht in der Toskana aufgestiegen.

In der Stadt dagegen ist nach mehreren Epidemien die Zahl der Bevölkerung von fast 100 000 auf etwa 50 000 Einwohner gesunken. Nachdem Wollarbeiter 1378 mit einem Aufstand gescheitert sind, kontrolliert eine Gruppe wohlhabender Patrizier Florenz: Bankiers, Tuchproduzenten, Großhändler. Es sind Familien wie die Albizzi, die nahe dem Dom gleich mehrere Palazzi besitzen.

Diese alte Elite hat auch Aufsteiger wie die Medici vorerst an den Rand drängen können: Deren Mitglied Salvestro ist wegen seiner Verwicklung in die Revolte der Wollarbeiter 1382 aus Florenz verbannt worden.

So sind die Oligarchen unter sich: Zwar können in der Republik theoretisch alle etwa 5000 Mitglieder der Zünfte die

auf jeweils wenige Monate vergebenen Regierungsämter einnehmen; de facto aber beeinflussen immer wieder die gleichen Familien Postenvergabe und Politik in der Verwaltung und bestimmen so über die Geschicke von Florenz.

Allerdings sind die führenden Familien in zwei Parteien gespalten. Zur einen, der Kriegspartei, gehört der 39-jährige Maso degli Albizzi, der als Anführer der Oligarchen die Regierung von Florenz dominiert. Er drängt auf rasche Erweiterung des Territoriums.

Denn Expansion bedeutet bessere Kontrolle über die für Florenz so lebenswichtigen Fernhandelswege. Die Stadt liegt 80 Kilometer von der Küste entfernt und muss ihren Warenverkehr über Venedig, Genua oder Pisa abwickeln; sie ist auf offene Routen dorthin angewiesen, besäße am liebsten einen eigenen Hafen.

Zudem ist Eroberung der beste Weg, um sich Respekt zu verschaffen, nicht selbst zum Opfer anderer Staaten

zu werden und die eigene Souveränität zu erhalten.

Die Kriegspartei kann sich auf Gelehrte wie Coluccio Salutati berufen, der Florenz in seinen Schriften als Bannenträgerin der Freiheit preist. Der humanistische Denker führt in seinen Traktaten aus, dass Florenz zudem die Freiheit seiner Nachbarstädte gewährleisten und schützen müsse – indem es sie erobere.

Doch es gibt unter den Oligarchen auch Gegenstimmen, die bei Krieg und Expansion zur Vorsicht mahnen: Sie warnen davor, dass jeder Feldzug eben zugleich den Kommerz beeinträchtige. Und Kriege darüber hinaus teuer seien.

Seit Langem führt Florenz ebenso wie die anderen Mächte Italiens seine Feldzüge nicht mehr mit einer eigenen Miliz. Zu groß ist die Sorge der herrschenden Klasse, dass bewaffnete Bürger sich in Aufständen erheben oder gegenseitig bekämpfen könnten.

Die Staaten engagieren stattdessen Söldnerheere. Zahlreiche Kriegsunternehmer stehen Fürsten und Kommunen zu Diensten, um mit ihren Soldaten in die Schlacht zu ziehen oder verfeindete Städte zu belagern. Bezahlt werden diese *condottieri* meist mit Einnahmen aus Steuern und Zwangsanleihen.

Florenz hat sich durch frühere Feldzüge bereits eine gewaltige Schuldenlast von etwa drei Millionen Florin aufgebürdet – eine Summe, die nach Schätzungen das gesamte Barvermögen und den Wert der gelagerten Waren aller Florentiner Kaufleute übertrifft.

In den politischen Beratungen im Rathaus setzen sich jedoch immer wieder Maso degli Albizzi und sein Gefolge mit ihrem Votum für Expansion durch.

Wann immer es geht, wird aber nicht gekämpft, sondern: dazugekauft. So





Die florentinische Streitmacht beim Sturm auf Pisa. Die Mächte Italiens haben weder feststehende Heere noch Milizen, weil die Eliten mögliche Aufstände fürchten. Stattdessen heuern sie im Kriegsfall Söldner an

Auf den Straßen liegen bald die LEICHEN der Verhungerten

erwirbt Florenz 1384 für 40 000 Florin die Herrschaft über das toskanische Arezzo (das einem französischen Adeligen gehört hat), sichert sich auch Lucignano. Tausende Menschen geraten auf diese Weise unter die Herrschaft der Handelsrepublik. Und immer mehr Nachbarn versetzt das aggressive Ausgreifen von Florenz in Angst – trotz aller Freiheitsrhetorik am Arno.

Den Unmut macht sich ein Rivale aus dem Norden zunutze: Von Mailand aus herrscht Herzog Gian Galeazzo Visconti über die Po-Ebene und dehnt sein Territorium Zug um Zug nach Süden aus. Aus Sicht der Florentiner ist Visconti ein Despot und Tyrann, denn sein Imperium ist nicht republikanisch verfasst. Doch Florenz muss mitansehen, wie Visconti toskanische Städte umwirbt, die sich inzwischen eher durch die Arnometropole bedroht fühlen. 1389 verbündet sich die Republik Siena mit ihm.

Zweimal führt Florenz in den kommenden Jahren Krieg gegen Visconti – ohne ihn entscheidend besiegen zu können. Nach und nach wechseln die Städte Grosseto, Cortona, Chiusi auf die Seite des Mailänder Herzogs. „Der Tyrann hat seinen Fuß in die Toskana gesetzt“, klagt ein florentinischer Patrizier.

Im Februar 1399 übernimmt Visconti für 200 000 Florin auch noch die Schutzherrschaft über Pisa. Es ist der bislang härteste Schlag für Florenz.

Sein Jahrhunderten dient das 70 Kilometer stromabwärts am Arno liegende Pisa den Florentinern als Umschlagplatz für Waren, die nach Westeuropa, Nordafrika und in die Levante verschifft werden. Aus Florenz bringen die Kaufleute die Güter entweder über den Fluss oder über Straßen entlang des Arno zu den Häfen der Nachbarstadt, die südwestlich von Pisa an der Küste des Mittelmeers liegen.

Über die gleichen Hafenanlagen importiert Florenz die Wolle englischer und schottischer Schafe. Die Ware wird von den heimischen Webereien zu einem Tuch verarbeitet, das in Europa wegen seiner Qualität und Feinheit begehrte ist. Auch Getreide und Salz kommen über Pisa, und an jedem Geschäft ist die Stadt über Konzessionen finanziell beteiligt – zum Ärger der Florentiner Kaufleute.

Im Lauf der Jahrhunderte ist die gegenseitige Abhängigkeit beider Kommunen gewachsen – aber auch die Rivalität. Einst war Pisa die weitaus bedeutendere Stadt, besaß als Seerepublik Kolonien in Nordafrika, Spanien und Südfrankreich.

Von dieser längst vergangenen Zeit künden noch glanzvolle Paläste und Klöster sowie eine Basilika mit heller Marmorfassade, neben der ein 56 Meter hoher Glockenturm schief in den Himmel ragt – die Fundamente des Gebäudes hatten sich kurz nach Baubeginn 1173 in dem morastigen Untergrund abgesenkt.

Inzwischen ist Pisa häufig von der Pest heimgesucht worden, und so leben auf den knapp zwei Quadratkilometern, die von einer Stadtmauer umschlossen werden, vielleicht noch 15 000 Einwohner.

Mehrmals bereits hat Florenz Krieg gegen Pisa geführt, es jedoch nie erobern können. Schließlich haben die beiden

Städte 1369 ein Handelsabkommen geschlossen. Doch die gegenseitige Abneigung und die Begehrlichkeiten sind geblieben: Seit Langem träumen mächtige Florentiner davon, die Nachbarstadt zu erobern, damit ihre Stadt endlich einen eigenen Hafen besitzt und sich aus der Abhängigkeit befreien kann. Nun aber ist den Florentinern ausgerechnet der Rivale aus Mailand zugekommen.

Vorerst läuft der Handel weiter, doch dann muss man in Florenz mit ansehen, wie Gian Galeazzo Visconti die Schlinge enger zieht: 1402 riegelt er nach der Eroberung Bolognas mit seinen Truppen den Landweg nach Venedig ab. Und noch im gleichen Jahr lässt er die Märkte von Pisa für die Florentiner Kaufleute sperren.

In Florenz erlahmt der Handel, die Regierung lässt Getreidevorräte anlegen und bereitet sich auf einen Angriff der Mailänder vor. Die Stadt droht zur Beute eines Mächtigeren zu werden.

Doch dann trifft am 12. September 1402 eine überraschende Nachricht ein: Der Herzog von Mailand ist an der Pest gestorben, und nun wankt das Regime der Visconti. Unruhen brechen aus, Heerführer wenden sich ab.

Statt sich verteidigen zu müssen, kann Florenz sogar wieder an neue Eroberungen denken. Und das heißt vor allem: endlich Pisa zu unterwerfen.

Dort übernimmt im November 1403 der 18-jährige Gabriele Maria Visconti, ein Erbe des verstorbenen Mailänder Herzogs, die Herrschaft. Der unerfahrene Regent unterstellt sich dem Schutz des Gouverneurs von Genua (der jene Hafenstadt im Auftrag des französischen Königs regiert).

Ein Feldzug der Florentiner gegen Pisa Anfang 1404 scheitert. Daraufhin versuchen sie, die Stadt durch ein Geschäft mit den Visconti zu übernehmen:

Heimlich trifft sich Maso degli Albizzi mit Gabriele Maria Visconti, um über einen Kauf des Ortes zu verhandeln. Der junge Herrscher ist nicht abgeneigt. Er ist in Pisa unbeliebt und wehrt sich nicht lange gegen das Werben Albizzis.

Im August 1405 einigen sich Florenz, die Visconti sowie der Gouverneur von Genua auf den Preis: Florenz erhält gegen eine Zahlung von 206 000 Florin Pisa samt Dörfern und kleineren Städten im Umland. Die Häfen verbleiben indes unter der Oberhoheit des Genueser Gouverneurs, der den Florentinern allerdings weitreichende Nutzungsrechte an einem der beiden Anlegeplätze gewährt.

Florenz ist seinem Ziel nähergekommen. Aber die Verhandlungen sind in Pisa bekannt geworden. Die Bürger ahnen, dass sie gegen ihren Willen an den Erzfeind verkauft werden sollen. Und sie bereiten einen Aufstand vor.

Zwar übernehmen florentinische Wachmannschaften am 31. August 1405 noch die Festung der Stadt, doch sechs Tage später werden sie von den Rebellen, die sich durch ein Tor Einlass in die Zitadelle verschafft haben, überwältigt.

In Florenz löst die Nachricht Bestürzung aus. „Alle wahren Florentiner grämten sich“, schreibt ein Chronist. „Niemals werden sie diese Blamage vergessen, bis sie Rache genommen und sich Pisas bemächtigt haben.“

Nun sind selbst Friedenswillige entschlossen, die Schmach zu tilgen und in den Krieg zu ziehen – gleichgültig, was es kostet. Die Stadt muss erneut Anleihen aufnehmen, obwohl sie allein beim Bankhaus der Medici bereits mit einem sechsstelligen Betrag im Minus steht.

Die *Dieci di Balia* treten zusammen, jener Zehnerrat, der in Krisenzeiten über das diplomatische und militärische Vorgehen der Republik entscheidet. Die Ratsmitglieder bereiten alles für einen Feldzug vor.

Am 5. Oktober schließen sie einen Vertrag mit dem Söldnerkapitän Bertoldo degli Orsini, einem Adeligen aus einer

römischen Familie, der 1500 Reiter und 5000 Fußsoldaten stellen soll, die für Florenz gegen Pisa kämpfen.

D

Der Krieg ist in Italien zum großen Geschäft geworden. Hunderte Condottieri wie Bertoldo degli Orsini sind bereit, für Monarchen, Fürsten und Stadtregierungen in den Kampf zu ziehen. Meist sind diese Söldnerführer Landadelige.

Präzise ausgearbeitete Verträge, die *condotte*, legen fest, wie viele Soldaten sie zur Verfügung stellen müssen, welcher Waffengattung jene anzugehören haben und wie lang ein Feldzug dauern soll.

Die Kämpfer verdienen recht gut. Der Monatssold für einen Reiter beträgt mehr als fünf Florin, gut das Doppelte eines Arbeiterlohnes. Das Geld der Auftraggeber geht direkt an den Condottiere, wie viel davon bei seinen Männern ankommt, bleibt ihm überlassen. Meist erhält der Heerführer ein Drittel der Gesamtsumme im Voraus, er ist für die Rekrutierung und für den Proviant seiner Truppe selbst verantwortlich.

Ein mächtiger Kriegsunternehmer gebietet über ein festes Grundkontingent an eigenen Söldnern. Zudem besitzt er langfristige Kontrakte mit unabhängigen Kommandeuren, die ihm weitere Kämpfer stellen. So kann er in kurzer Zeit große Heere zusammenbringen.

Feldzüge in der kalten Jahreszeit sind indes eigentlich unüblich, da dann unter anderem die Versorgung der Sol-

daten mit Nahrungsmitteln schwierig ist. Zumeist ziehen sich Söldnerkapitäne in diesen Monaten mit ihren Kerntruppen in ein Winterlager zurück.

Doch Florenz will offenbar nicht länger warten. Noch im November bricht Bertoldo degli Orsini mit seinen Männern gen Westen auf und überfällt zunächst Dörfer auf dem Territorium Pisas.

Dann macht der Söldnerkapitän kurz vor dem eigentlichen Ziel halt. Er will das Städtchen Vicopisano erobern, das zu Pisa gehört, weil er hofft, nach der Unterwerfung der strategisch günstig gelegenen Ortschaft besser die große Stadt angehen zu können. Mit Steinkatapulten und Armbrüsten lässt er Vicopisano beschießen.

Im Geschossbagel sterben zahlreiche Menschen, kaum ein Gebäude bleibt unbeschädigt, doch einnehmen kann Orsini den Ort nicht. Seine Auftraggeber sind zunehmend verärgert über die Dauer des Einsatzes.

Und so verlängert Florenz den Vertrag des Condottiere nach den vereinbarten vier Monaten nicht. Nun bestimmt der Zehnerrat zwei Kriegskommissare, darunter Masso degli Albizzi, die den Feldzug zum Erfolg führen sollen.

Die Eroberung Vicopisanos hat für Albizzi aber keine Priorität. Im Gegenteil. Die Aufgabe überlässt er einem neuen Hauptmann mit einer nur kleinen Streitmacht. Er selbst zieht mit dem zweiten Kommissar in Richtung Pisa – und organisiert weitere Truppen. Anfang März 1406 verfügt er über 5000 Ritter und 7000 Fußsoldaten.

Zusammen mit den vor Vicopisano lagernden Soldaten stehen nun insgesamt wohl 15 000 Mann im Feld.

Östlich und westlich von Pisa lassen die Kriegskommissare zwei große befestigte Lager errichten. Zum Befehlshaber der Truppen ist inzwischen der Söldnerführer Luca Fieschi ernannt worden. In den ersten Wochen verwüsteten die Kämp-



Söldner marschieren gegen Pisa. Im Hintergrund ragen die große Domkuppel und der schiefe Turm auf. Bei der Belagerung 1406riegeln die Angreifer alle Land- und Wasserwege in die Stadt ab – und den Eingeschlossenen gehen die Nahrungsvorräte aus

fer Felder und Dörfer in Pisas Umland, schneiden die Stadt weitgehend von allen Zufahrtswegen ab. Auch venezianische Kriegsschiffe hat Florenz angemietet, die vor der Küste eine Versorgung über See verhindern sollen.

Pioniere errichten aus Holzstämmen eine Sperre auf dem Arno, sodass kein Boot mit Lebensmitteln mehr die Stadt erreichen kann. Und sie sichern die Barriere zu beiden Seiten des Ufers durch je eine befestigte Bastion.

Die Strategie ist klar: Die riesige Streitmacht soll Pisa, das durch seine Mauern gut geschützt ist, nicht angreifen. Sondernaus hungen.

Und so warten Fieschi und die Kriegskommissare nun darauf, dass die Stadt irgendwann kapituliert. Die versucht ihrerseits, Söldner aus Perugia und Siena anzuwerben, doch die Soldaten werden von dem aufmarschierenden florentinischen Heer in die Flucht geschlagen, als sie sich der Stadt nähern.

In Pisa sehen die Einwohner dem Aufmarsch mit wachsender Sorge zu. Zumal die Bürgerschaft zerstritten ist und das Oberhaupt der Stadt, Giovanni Gambacorta, der erst vor Kurzem mit Unterstützung einflussreicher Gefolgsleute an die Macht gelangt ist, nur von einem Teil der Pisaner unterstützt wird.

Schon bald nach Beginn der Belagerung werden die Nahrungsvorräte in Pisa knapp. Doch noch hoffen die Menschen auf baldige Abhilfe. Denn sie wissen, dass ihr Anführer Gambacorta rechtzeitig vor der Seeblockade eine kleine Flotte nach Sizilien hat aussenden lassen, die Getreide und andere Lebensmittel nach Pisa bringen soll. Und tatsächlich erreichen im Mai 1406 fünf Frachtschiffe, beladen

Angriff auf Vicopisano:
Noch bevor Pisa im Herbst
1406 kapituliert, fällt dieses
nahe gelegene Städtchen an die
Florentiner. Das Füllhorn der
allegorischen Figur im Vorder-
grund steht für den Wohlstand
der Sieger, der Löwe ist das
Wappentier von Florenz

mit 30 000 Scheffel Korn, gesalzenem Fleisch, Wein und Käse, die Arnomündung. Dort aber attackieren die Florentiner sie. Ein Schiff sinkt, die anderen Mannschaften müssen sich ergeben.

Die Nachricht löst in Pisa Verzweiflung aus. Die Not wird nun schnell immer größer. Und sie trifft vor allem jene, die sich die gestiegenen Preise für Lebensmittel nicht mehr leisten können.

Bald darauf lässt das Stadtoberhaupt Brot verteilen. Fortan erhält jeder Pisaner zwei kleine Rationen pro Tag.

Und im Juni gibt Gambacorta die Anweisung, unnütze Esser, vor allem Alte und Kranke, die keine Waffen tragen können, aus der Stadt zu jagen. Wie sich zeigt: in den Tod.

Am 17. Juli kapituliert, nach siebenmonatigem Beschuss, die Stadt Vicopisano; florentinische Truppen besetzen sie. Maso degli Albizzi lässt von dort Söldner abziehen und den Belagerungsring um Pisa noch enger schließen.

In der abgeschnittenen Stadt steigen die Preise für Getreide bald auf mehr als das 100-Fache an. Stadtoberhaupt Gambacorta kürzt die Brotrationen. Oft gibt es nur noch ein kleines Stück pro Tag und Kopf, mitunter müssen sich sogar zwei Esser eine Portion teilen.

Die Menschen plündern Gärten, essen unreife Trauben und gekochte saure Feigen und suchen die Stadt nach genießbaren Kräutern und Gewächsen ab.

Doch es hilft alles nichts. Nach einem halben Jahr Belagerung, irgendwann im September, sind die letzten Rinder geschlachtet, ist das letzte Mehl verbacken. In ihrer Not verzehren die Menschen Pferde und Esel, bis alle getötet sind. Dann fangen sie Katzen, Hunde



EXPANSION NACH WESTEN

und Mäuse, ziehen ihnen das Fell ab und lösen das Fleisch von den Knochen, um ihren Hunger zu befriedigen.

Eine unheimliche Stille herrscht nun in Pisa: Weder Gekläff noch Geblöke unterbrechen mehr die Ruhe. Abgemagerte streifen stumm durch die Gassen, auf der Suche nach etwas Nahrhaftem. Sie essen Gras, Stroh und Kräuter jeglicher Art, graben Wurzeln aus, reißen Rinde von den Bäumen und laben sich an zerriebenen Blättern.

Jeden Tag sinken Erschöpfte und Ausgezehrte in den Straßen tot zu Boden. Schließlich, so berichtet ein Chronist, vergehen sich die Eingeschlossenen an den Leichen ihrer Mitbürger und verzehren die Gliedmaßen Verhungerten.

Spätestens am Ende des Sommers ist die Verzweiflung so groß, dass wohl die meisten bereit sind, mit dem Erzfeind Florenz Frieden zu schließen.

Etwa Mitte September nimmt ein Vertrauter Gambacortas Kontakt zu den Belagerern auf. Das Stadtoberhaupt weiß, dass die Menschen seiner Kommune keine Kraft mehr zum Widerstand haben. Aber er versucht, aus ihrer Not noch persönlichen Profit zu schlagen: Gambacorta lässt den Feinden übermitteln, er sei bereit, ihnen die Stadt kampflos zu überlassen, falls sie ihm 50 000 Florin zahlen sowie mehrere Kastelle in der Toskana überlassen.

Tief in der Nacht schleicht sich sein Vertrauter ins Lager der Florentiner und überreicht die Offerte. Kurz darauf werden sich beide Seiten einig.

Es ist ein scheinbar makeloser Abschluss für die Republik, die sich gegenüber anderen Städten in der Toskana und den Mächten Italiens so gern selbst als Verteidigerin der Freiheit feiert.

Im Morgengrauen des 9. Oktober 1406 rücken Einheiten des Belagerungsheeres näher auf eines der Stadttore zu. Wie vereinbart lässt Giovanni Gambacorta ihnen von innen die Pforte öffnen



Schiffe sind das wichtigste Transportmittel im Fernhandel, doch rund 80 Kilometer trennen die Metropole Florenz von der Küste des Mittelmeers. Pisa hingegen, bereits seit Jahrhunderten ein Partner und Rivale, verfügt mit Porto Pisano und Livorno über gleich zwei Häfen. Die Eroberung dieser Stadt 1406 verschafft den Florentinern schließlich den ersehnten Zugang zur See – und mehr Macht in Mittitalien

und begibt sich selbst nach Florenz (wo er das Bürgerrecht bekommt).

Im Licht des frühen Tages ziehen 6000 Soldaten in die belagerte Stadt ein. Die Offiziere haben ihren Männern vorher eingeschärft, nicht zu plündern und niemandem Gewalt anzutun.

Wie erstarrt verfolgen die Besiegten den Einmarsch, voller Angst, dass die Soldaten doch noch ihren Besitz rauben könnten. Zugleich empfinden es schon jetzt viele als demütigend, nun Florenz unterworfen zu sein – „Diener jener, gegen die wir immer Hass, Feindschaft und Verachtung gehegt haben“, wie ein späterer Chronist schreibt.

Quartier um Quartier besetzen die Eroberer und lassen Brot und Wein aussteilen. Selbst jetzt sterben noch Menschen, weil sie die so lang entbehrte Nahrung zu schnell hinunterschlungen.

Einer der beiden Kriegskommisare lässt sich im Stadtpalast symbolisch

die Schlüssel der Stadt aushändigen und verfasst einen Brief, in dem er die friedliche Einnahme von Pisa in die Heimat meldet. Noch am Nachmittag trifft die Nachricht in Florenz ein. Der Bote ist ohne Pause geritten und schwenkt, als er die Stadt erreicht, zum Zeichen des Sieges einen Olivenzweig.

Die Menschen strömen auf die Straße. Die Menge umdrängt den Kurier, viele brechen in Tränen aus. Überall erklingt Musik, Feuerwerk illuminiert die Fassaden der Häuser.

Die Stadtregierung ordnet Prozessionen und Gottesdienste an – zum Dank für die Verwirklichung eines Traumes, den Florenz so lang gehegt habe, wie es heißt. Bis Ende November dauern die Turniere und Feste, mit denen die Stadt die Einnahme Pisas feiert. Der 9. Oktober gilt fortan als Feiertag.

In Briefen an seine Verbündeten und an unterworfenen Städte gibt Florenz

die Eroberung Pisas bekannt und feiert sich für die Besetzung der Stadt. Die Expansionspartei um Maso degli Albizzi triumphiert.

Doch manche Bürger (so lassen es die Aussagen einiger Chronisten erkennen) plagt ein schlechtes Gewissen angesichts Hunderter Hungertoter in Pisa. Vielleicht, so ein Kommentator, seien die Florentiner, die sich so gern ihrer Freiheitsliebe rühmen, bei der rücksichtslosen Blockade Pisas zu weit gegangen – auch wenn sie formal im Recht gewesen sein mochten, sich der erworbenen Kommmune zu bemächtigen.

Dennoch: Florenz hat sich als Vormacht über die Toskana behauptet, sein Imperium erheblich erweitert und damit seinen Einfluss in Mittelitalien vergrößert. Durch die Eroberungen und Käufe gebietet es über eine Fläche von 11 000 Quadratkilometern – immerhin gut ein Drittel der Ausdehnung Venedigs oder des Herzogtums Mailand.

Zwar kann die Stadt die Häfen von Pisa nicht wie erhofft in Besitz nehmen: Die Anlagen bleiben in der Hand des französischen Gouverneurs, der sie im Jahr darauf an Genua verkauft. Doch Florenz erhält von der Genueser Seerepublik weitgehende Nutzungsrechte. Und 1421, als Genua in Finanznot ist, kann Florenz die Häfen endlich selbst erwerben.

Zum ersten Mal in ihrer Geschichte ist die Kommune jetzt auch ein Seefahrerstaat und kann nach dem Vorbild Venedigs eigene Galeeren bauen, um sie an die Kaufleute der Stadt zu vermieten.

Die Regierung lässt innerhalb der nächsten Jahre eine Flotte mit 26 Handelsschiffen ausrüsten, die bald schon nach Alex-

andria und Südfrankreich segeln, die Straße von Gibraltar durchqueren, bis nach England und Flandern vorstoßen.

Florenz ist nun neben Venedig, dem Kirchenstaat, Neapel sowie Mailand (das wieder erstarkt ist, aber keine Gefahr mehr darstellt) eine der fünf Großmächte Italiens.

U

Und doch: Bald schon wird sich zeigen, dass dieser Triumph trügerisch ist, ein Erfolg zu einem hohen Preis, der sich nicht nur in Dukaten beziffern lässt.

Denn während der Respekt der anderen italienischen Staaten gegenüber Florenz spürbar gewachsen ist, sind im Inneren der Stadt die Risse weiterhin tief, haben die Verwerfungen – wohl auch durch die außenpolitischen Anstrengungen – sogar noch zugenommen.

Die Oberschicht von Florenz ist in Parteiungen gespalten, nicht nur in Gegner und Fürsprecher von Eroberungen, sondern entzweit im Kampf um die entscheidenden Posten des Staates. Die Republik ist durch die vielen Kriege und Erwerbungen verschuldet – und die Bevölkerung, die über Abgaben

die finanziellen Lasten der Kampagnen tragen muss, erschöpft. Die Position der alten Elite, der seit Jahrzehnten dominierenden Familien, scheint geschwächt.

Und so wird den Oligarchen ihr Expansionsstreben am Ende doch noch zum Verhängnis.

Zwar halten sich die Nachfahren Maso degli Albizzis (der 1417 gestorben ist) vorerst weiter an der Macht. Aber an die Spitze einer oppositionellen Gruppierung arbeitet sich in diesen Jahren der Kaufmann Cosimo de' Medici empor. Gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Lorenzo leitet er seit 1420 eines der bedeutendsten Bankhäuser von Florenz, und Zug um Zug beginnt die Familie nun, ihren Reichtum in politischen Einfluss umzumünzen (siehe Seite 68).

Ein erneuter Waffengang wird zum Wendepunkt: Als Florenz im Jahr 1429 der Republik Lucca den Krieg erklärt, stellt Cosimo mehr als ein Viertel der Kriegskosten in Form von Anleihen zur Verfügung und bewahrt damit viele Bürger vor zusätzlichen Zwangsabgaben. Nach fast vier Jahren endet der Feldzug in einem für die Großmacht am Arno schmachvollen Frieden. Das Ansehen der Albizzi ist schwer beschädigt, Cosimo de' Medici dagegen gilt wegen seiner Finanzhilfen als patriotischer Wohltäter.

Florenz, so empfinden es nun viele Bürger, hat sich durch die Kosten der Kriege selbst ausgeblutet und seine Pracht verblassen lassen. Es fehlt an Geld für neue Kirchen und Palazzi. Tuchweber und Handwerker sind ohne Arbeit, Künstler klagen über ausbleibende Aufträge. Es gärt in der Kommune.

Doch einem Mann trauen immer mehr Bürger den inneren Neubeginn zu: Cosimo de' Medici.

Florenz ist bereit für die Vorherrschaft einer neuen Familie. ●

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, ist Autor im Team von GEOPOCHE. Giorgio Vasari war im 16. Jahrhundert viele Jahre lang Künstler im Dienst der Medici.

DAS BESTE ALLER FESTE

Nur eine winzige Minderheit der Florentiner verdient ihr Geld mit Bankgeschäften oder dem Fernhandel, die meisten Einwohner sind Handwerker, Arbeiter oder Tagelöhner. Ihr Dasein ist hart und meistens: kurz. Doch an zwei Tagen im Juni vergessen auch die ärmsten Bürger der Stadt ihren Alltag und genießen eines der größten Spektakel, das Florenz zu bieten hat

— Text: OLIVER FISCHER

Kleiderspende an Bedürftige,
Fresko aus dem Haus der Buono-
mini di San Martino. Wohltätige
Bruderschaften wie diese kümmern
sich um die Armen





S

Seit etwa acht Uhr in der Früh geht ein Gewitter aus Glockenschlägen über Florenz nieder. Es dröhnt vom 85 Meter hohen Campanile des Doms, es donnert die mehr als 7000 Kilogramm schwere Glocke am Palazzo della Signoria, dem Rathaus. Und auch die Dominikanerbrüder von Santa Maria Novella im Westen läuteten mit einer Inbrunst, als stehe die Wiederkunft des Herrn bevor. Ebenso wie die Franziskaner weiter östlich im Viertel um Santa Croce.

Geläut dringt durch die dicken Steinmauern der Paläste der Kaufleute, in denen Nussbaummöbel prunkend, und durch die dünnen Wände, hinter denen die Armen nachts auf Strohmatratzen

An keinem anderen Ort in der Stadt drängen sich Händler so dicht wie auf dem Mercato Vecchio, dem Alten Markt



schlafen. Glockenschläge klingen über den Mühlen, Fischwehren und Anlegestellen am Arno. Sie hallen durch die bescheidenen Gassen am südlichen Ufer, in denen Wollweber wohnen.

Selbst im Hügelland vor der Stadtmauer sind die Glocken zu hören. Denn die Florentiner feiern ihr größtes, prächtigstes Fest, den Geburtstag ihres Schutzpatrons, Johannes des Täufers.

Es ist der 23. Juni 1430. Hunderte Menschen drängen sich auf dem Domplatz, unter ihnen Gerber und Näherinnen, Bäcker, Beamte und Notare. Zum Schutz gegen die Sonne haben Arbeiter schon Tage zuvor drei riesige, hellblaue Leinentücher aufgespannt. In zwölf Meter Höhe hängen die Stoffe wie ein künstlicher Himmel über der gesamten Piazza. Statt Sternen leuchten auf dem Tuch 1500 gelbe Lilien, die Wappenblumen der Stadt.

Die meisten Zuschauer aber haben dafür jetzt, um kurz nach acht Uhr, keinen Blick. Denn eben hat sich vor der Kathedrale ein gewaltiger Prozessionszug in Bewegung gesetzt. 500 Mönche und Priester schreiten in Zweierreihen einher: Franziskaner, Augustiner, Karmeliter und die Angehörigen noch vieler weiterer Orden, dazu die Domherren – alle gehüllt in Roben aus Gold und Seide. Weihrauchschwaden steigen auf. Einige Priester gehen unter Baldachinen, die von Helfern getragen werden, und halten goldene und silberne Gefäße mit Reliquien in den Händen.

Was für ein Spektakel! Zwischen den Klerikern sind im Festzug Gruppen von Männern zu sehen, die sich mit langen weißen Gewändern als Engel verkleidet haben. Manche ahmen mit wallenden Bärten und zerlumpten Kutten frühchristliche Eremiten nach. Wieder andere tragen Helm und Rüstung, um auszusehen wie der heilige Georg, der Drachentöter.

Die Männer gehören den gut 70 compagnie von Florenz an – jenen Bruderschaften frommer Bürger, die sich fast jeden Abend zum gemeinsamen Gebet in Kirchen in der ganzen Stadt treffen. Für die Prozession haben sie sich als Schutzheilige ihrer jeweiligen Vereinigung kostümiert.

Die Menschen auf dem Platz begeistern sich besonders für die Festwagen, die einige Bruderschaften durch die Menge ziehen. Auf den Plattformen stellen Verkleidete Szenen aus der Bibel nach, etwa die Heiligen Drei Könige bei

der Anbetung des Jesuskindes oder Christi Auferstehung. Neben den Wagen laufen Brüder und singen stimmungsvolle Melodien.

Der Zug windet sich über den Platz, biegt kurz darauf in eine der schnurgeraden Straßen des Zentrums ein, die auf das gitterförmige Wegenetz zurückgehen, das die Römer einst angelegt haben. Die Straßen entlang der Prozessionsroute sind in den letzten Tagen gründlich gesäubert worden. Der Weihrauch der Priester vertreibt nun den letzten Rest des sonst allgegenwärtigen Geruchs von Pferdemist.

Komplett verwandelt scheint die Stadt zu Ehren ihres Heiligen. Das einjährige Graubraun der Fassaden? Verschwunden unter reich verzierten Tuchbahnen an den Häusern.

Die Straßenränder? Sind nun Zuschauerränge: Auf mit Taft überzogenen Bänken und Stühlen sitzen Männer, Frauen und Kinder und lauschen ungeduldig auf die Fanfare der Trompeter, die vor dem Zug laufen und das Kommen der frommen Kolonne ankündigen.

An die zwei Stunden wird sich die Prozession durch die geschmückte Stadt schieben, ehe sie wieder den Dom erreicht. Danach gehen die Festlichkeiten im Namen des Täufers weiter: Bis zum Ende des nächsten Tages besuchen die Florentiner Turniere, Pferderennen, Festessen und weitere Umzüge. Vom Kind bis zum Greis, vom Tagelöhner bis zum Bankier ist so gut wie jeder dabei.

Eine ganze Stadt feiert ihren Patron und vergisst für zwei Tage ihren Alltag.

Florenz: Das ist in diesen Jahren eine der größten Städte Europas. Schon aus der Ferne kündet die gewaltige Stadtmauer von ihrer Macht und ihrem Stolz: Ein fast neun Kilometer langer Ring mit Dutzenden Wachtürmen und elf Toren umschließt Gebiete beiderseits des Arno (siehe Karte Seite 54).

Zwölf der 16 Florentiner Viertel – und damit der größte Teil der Stadt – liegen auf dem Nordufer des Flusses, der von Ost nach West fließt. Dort befindet sich auch das politische und religiöse Zentrum von Florenz: Nur 200 Meter nördlich des Arno erhebt sich der Palaz-



Vor religiösen Feiertagen können Gefangene im städtischen Kerker darauf hoffen, freigelassen zu werden (oben). Das prächtigste Fest veranstalten die Florentiner jährlich am 23. und 24. Juni – zu Ehren von Johannes dem Täufer, ihrem Schutzpatron



Laienbrüder kümmern sich um eine kranke Mutter und ihren Säugling, bringen ihr Essen und Trinken. Der Tod ist im Florenz der Renaissance allgegenwärtig. Nur zwei von drei Kindern überstehen das zweite Lebensjahr

zo della Signoria, in dem die Stadtregierung residiert. Davor erstreckt sich ein weiter, von mächtigen Gebäuden eingefasster Platz.

Wiederum nördlich von dieser Piazza della Signoria liegt der Domplatz, der geistliche Mittelpunkt. Dort stehen die Kathedrale und das Baptisterium, die achteckige Taufkirche mit ihrer weiß-grünen Marmorfassade. Jedes Neugeborene der Stadt wird hier am Beginn seines Lebens mit geweihtem Wasser übergossen.

Zwischen Piazza della Signoria und Domplatz findet sich das Geschäftsviertel der Stadt mit seinen Märkten und Gassen voller Läden. Dicht an dicht stehen hier die Häuser. In den Randbezirken dagegen gibt es noch weite Flächen mit Feldern und Obstgärten – etwa in den vier Vierteln an der Südseite des Flusses, die allerdings wegen ihrer Armut bei den Florentinern verrufen sind.

Etwa 40 000 Menschen leben in diesen Jahren in der gesamten Stadt. Einige gehören wohlhabenden Familien an, die es mitunter – durch Bankgeschäfte oder den Textilhandel etwa – zu unermesslichem Reichtum gebracht haben, so die Strozzi oder (seit Kurzem) auch die Medici. Doch handelt es sich dabei nur um eine winzige Elite, die knapp vier Prozent der Einwohner ausmacht.

Die meisten Florentiner sind Handwerker, kleine Händler oder einfache Beamte, Arbeiter oder Tagelöhner. Sie betätigen sich als Weber, Fassmacher, Bäcker, Fisch- oder Gemüsekrämmer, schuften in engen Färbereien oder zu Hause am Webstuhl.

Viele Männer der Stadt gehören einer Compagnia an. Die religiösen Bruderschaften sind besonders wichtig für den Zusammenhalt der Menschen in Florenz, denn sie sind in der Regel offen für Bürger aus der ganzen Stadt und aus unterschiedlichen Schichten und Professionen. Die Mitgliedschaft kann jeder beantragen, für dessen guten Ruf einer der Brüder bürgt. Allerdings muss der Neue eine Aufnahmegebühr zahlen; die ganz Armen sind daher faktisch ausgeschlossen. Einige Vereinigungen nehmen auch Frauen auf. Weibliche Mitglieder haben jedoch nicht dieselben Rechte wie Männer und dürfen keine Leitungsposten

übernehmen (so wie es ihnen auch verwehrt ist, Ämter in der Stadtregierung auszuüben).

Und doch ist die Zusammensetzung einer Compagnia meist ungewöhnlich vielfältig: Ein Barbier steht beim abendlichen Bruderschaftsgebet dann zuweilen neben einem Bankier, ein reicher Kaufmann neben einem Gerber. Fassmacher oder Weber können das Amt der Vorsteher übernehmen und werden dadurch zu Respektspersonen, vor denen die Mitbrüder ihre Kappen lüften.

Seit etwa 1220 gründen Christen in Ober- und Mittelitalien solche Vereinigungen. Vielen Bürgern genügte es nicht mehr, ihren Glauben durch den regelmäßigen Besuch der Messe zu praktizieren. So schlossen sie sich zu Gebetsgruppen zusammen, die täglich in Kirchen Loblieder auf die Heiligen sangen – auf Italienisch und nicht mehr, wie sonst bei Gottesdiensten üblich, auf Latein.

Bruderschaften gibt es mittlerweile in vielen Städten, doch nur an wenigen Orten sind sie so stark wie in Florenz. Tausende Bürger sind Mitglieder in den Vereinigungen – und wohl ebenso viele Menschen der Stadt profitieren von der Aktivität der Brüder, die Kranke besuchen und Brot an Bedürftige verteilen.

Denn oft wollen die Gruppen das eigene Seelenheil nicht nur durch fromme Gesänge befördern, sondern auch durch gottgefällige Taten. So betreibt die Compagnia di Gesù Pellegrino, die Bruderschaft des pilgernden Jesus, ein Hospiz für kranke Priester. Eine andere unterstützt die „verschämten Armen“, die aus vornehmen Familien stammen, aber durch Missgeschick oder eigenes Versagen ihr Vermögen verloren haben.

Treffpunkte von Bruderschaften – oft Kloster- oder Pfarrkirchen – finden sich in jedem der 16 Viertel. Sie sind wie heimliche Kraftzentren der Stadt und spiegeln den schillernden, vielförmigen Charakter von Florenz. Es gibt sie in ärmlichen Nachbarschaften an der Stadtmauer. Aber auch mitten im Geschäftszentrum südlich des Doms, dort wo die Hauptquartiere der großen Zünfte liegen, deren Mitgliedern Florenz seinen Reichtum verdankt.

Gut 200 Meter vom Dom gen Süden liegt eine schmale, dennoch mächtig erscheinende Kirche namens Orsanmichele.



Auf dem Alten Markt (o.) überprüfen staatliche Inspektoren Maße und Gewichte der Händler – um Betrug zu verhindern

Hier betreuen die Brüder der Compagnia dell'Orsanmichele einen goldverzierten Schrein mit einem Madonnenbild, das schon viele Wunder gewirkt haben soll. Die Bruderschaft ist eine der reichsten, viele wohlhabende Kaufleute gehören zu ihren Mitgliedern, und so können sie es sich leisten, sich bei ihren Gebetsgesängen täglich von sechs professionellen Sängern unterstützen zu lassen.

Von morgens bis abends sitzt einer der Brüder neben dem Madonnenbild, kümmert sich um die Kerzenlichter und nimmt Spenden der Gläubigen entgegen, die täglich in großer Zahl kommen.

Einige Jahrzehnte zuvor war die Kirche noch eine Markthalle, haben die Menschen zwischen den Ständen der Kornhändler zur Muttergottes gebetet. Doch als immer mehr Pilger das Heiligtum aufsuchten, ließ die Regierung die Markthalle umwandeln. Dennoch ist der Orsanmichele nach wie vor ein Handelsplatz – nur dass die Florentiner hier nun Geschäfte treiben mit Mächten, die nicht von dieser Welt sind.

Denn in dieser Stadt der Kaufleute, die vor jeder Investition sorgfältig ihre Gewinnchancen prüfen, sind offenbar

auch Gebete zu einer Frage von Kalkül und Profit geworden. Für viele Florentiner sind die Heiligen, die vor Gottes Thron im Himmel stehen, auch einflussreiche Männer und Frauen, die einem mit ihren guten Kontakten weiterhelfen können. Und Christus, der Heiland, erscheint ihnen zugleich wie ein Kaufmann, der mit dem edelsten aller Güter – der ewigen Seligkeit – handelt. Ein Gebet und eine Opfergabe, vor der Madonna im Orsanmichele oder anderswo, sind für sie die Pflege einer nützlichen Geschäftsbeziehung.

Fast ganz und gar scheint Florenz durchdrungen vom Geist des Handelns. Wer die Kirche verlässt und durch das weitläufige Geschäftsviertel flaniert, wird umfangen von einem Überfluss an Waren – oft erlesenen Luxusgütern, wie sie wohl nur an wenigen Orten in Italien zu finden sind. Denn wo sonst kann man etwa Handschuhe aus Ziegenkitzleder kaufen? Oder Seidentücher aus Bagdad und Damaskus?

Schon ein paar Meter links vom Orsanmichele präsentieren Käsehändler in den geöffneten Fenstern ihrer Läden

Nur wenig Licht fällt in die schmalen Gassen von Florenz. Manche sind gar derart verbaut, dass sie Tunneln ähneln



exquisite Spezialitäten aus Sizilien oder Apulien. Biegt man vor der Kirche nach rechts, reihen sich dort die Geschäfte der Strumpfwarenverkäufer. Und nur ein paar Meter sind es bis zum Mercato Vecchio, dem Alten Markt – dem turbulentesten Handelsplatz der Stadt.

S

Schon kurz vor Sonnenauftgang rumpeln hier von Maultieren gezogene Bauernkarren über die Pflastersteine, bringen aus dem fruchtbaren Umland rote Granatäpfel, gelbe Aprikosen, Wassermelonen, dazu lebende Hühner, Enten und Schweine. Bereits in der Antike haben Menschen auf dem Mercato Vecchio Waren zu Geld gemacht – die rechteckige Anlage folgt dem Grundriss des alten römischen Forums (heutzutage liegt hier die – allerdings sehr viel größere – Piazza della Repubblica).

Häuserfassaden säumen den Marktplatz, in seinen Ecken stehen mehrere Kirchen, etwa San Pierino, die Gebetsstätte der Richter-Zunft. An deren Außenmauer ragt eine kleine Kanzel vor, auf die gelegentlich Doktoren der Rechtswissenschaften steigen und öffentliche Vorlesungen für die Bürger halten.

Jeden Morgen schieben Händler am Rand des Marktes Eisenstangen und Holzbretter beiseite, mit denen sie über Nacht ihre Läden gesichert haben: schmale, lang gezogene Räume, die – wie überall in Florenz – in den Erdgeschossen der Häuser untergebracht sind.

Auf dem Platz bauen Verkäufer ihre Stände auf, überspannen sie zum Schutz vor Hitze mit Stoffbahnen. Verrutscht das Gestänge oder wirft ein Geselle einen Obstkorbs um, stoßen sie derbe Flüche aus – in ihrem für Auswärtige kaum verständlichen Jargon. Generationen von Händlern auf dem Mercato Vecchio haben ihn kultiviert: eine krude Mischung aus den Dialektken des Umlandes, durchsetzt mit lateinischen Ausdrücken und zahllosen Obszönitäten.

Schon bald laufen die ersten Kunden zwischen den Ständen und Läden umher. In den Auslagen stapeln sich Ar-

tischocken und Kohl. Endivien, Fenchel und Pastinaken sind hier zu erwerben. Außerdem Rosen und Lilien, Porzellan und Glaswaren – und sogar Singvögel, die die Florentiner gerne verspeisen.

Handwerkerfrauen, meist bekleidet mit Wollgewändern und einem Kopftuch aus Leinen, kaufen für ein paar kleine Münzen Obst und Brot – die Hauptzutaten für das typische, schlichte Frühstück der Florentiner. Die Wirte der Tavernen lassen sich frisch geschlachtete Hühner oder Enten abwiegen, die sie mittags ihren Kunden vorsetzen werden.

Aus nahe gelegenen Palästen reicher Familien eilen Dienstboten herbei, um Besorgungen für ihre Herren zu machen. Müht sich eine vornehme Dame selbst auf den Markt, zieht sie oft Holzschuhe über ihre Stoffpantoffeln – zu schmutzig ist der Boden mit seinen Gemüseresten und tierischen Innereien.

Allerdings sieht man reiche Frauen eher selten in der Öffentlichkeit. Bei Prozessionen mitzulaufen ist ihnen verboten, auch die ausgelassenen Karnevalfeiern dürfen sie nur von Fenstern und Balkonen aus beobachten. Wohl aus Sorge um ihren guten Ruf (und den der Familie) sind sie angehalten, einen Großteil ihrer Zeit im Haus, der ihnen traditionell zugewiesenen Sphäre, zu verbringen.

Frauen aus ärmeren Familien sind dagegen häufig auf den Straßen unterwegs. Viele von ihnen arbeiten, kochen in Tavernen, stillen als Ammen die Kinder der Reichen oder verdienen ihr Geld als Näherinnen. Einige betätigen sich auch auf dem Mercato Vecchio: als Verkäuferinnen an den Gemüeständen.

Der Alltag auf diesem Markt ist trotz allen Drecks und Lärms mit Übersicht geregelt: Um Kunden vor Betrug zu schützen, müssen die Verkäufer ihre Maße und Gewichte Inspektoren vorlegen. So schreiben es die Statuten der Öl- und Lebensmittelhändler-Zunft vor, der die meisten Marktleute angehören. Und wenn an der Säule auf dem Platz eine Glocke bimmelt, wissen die Besucher, dass Diebesbanden umherziehen und sie auf ihre Geldbörsen achten müssen.

Gegen Mittag kommen aus den Läden und Werkstätten der Umgebung die Textilhändler – darunter auch Mitglieder der Bruderschaft von Orsanmi-



Wein für die Ärmsten: Ganz unten in der sozialen Rangordnung der Stadt stehen die *miserabili*, die Elenden. Sie sind so mittellos, dass sie weder einer Zunft beitreten noch für ein Amt kandidieren dürfen. Jeder dritte Florentiner gehört zu ihnen



Zu den Aufgaben der Bruderschaften zählt es nicht nur, wie hier, Pilger zu beherbergen, ihre Mitglieder spielen ebenso beim Fest des Stadtpatrons eine wichtige Rolle. Als Engel oder Heilige verkleidet, begleiten sie die feierliche Prozession durch die Stadt

glieder der Bruderschaft von Orsanmichele – auf den Markt, außerdem Scharen von Handwerkern. Lehrlinge kaufen etwas Brot, dazu Käse, Zwiebeln oder Knoblauch, verspeisen das einfache Mahl dann auf den Stufen der Kirchen am Rand des Platzes. Wer mehr ausgeben kann, lässt sich in einer der Tavernen kaltes Rind- oder Lammfleisch servieren, garniert mit Zucchiniwitzen.

Nach dem Essen tauchen die Händler und Handwerker wieder ein ins Gewirr der umliegenden Gassen. Es sind meist schmale und dunkle Wege. Um in der dicht besiedelten Innenstadt Platz zu gewinnen, haben viele Florentiner an die oberen Stockwerke ihrer Häuser Erker angefügt, die ein Stück über die Straße ragen und den Passanten das Licht nehmen. Oft ist ein Stück Gasse auch komplett mit zum Teil gewagten Konstruktionen überbaut und wird so zum Tunnel.

Die ohnehin grauen Mauern wirken besonders düster, weil in den Fenstern Leinentücher hängen, mit Öl bestrichen, um den Stoff wasserabweisend und geschmeidig zu halten. Glasscheiben können sich nur die Reichen leisten.

Und dann der Gestank! Nicht nur nach Esel- und Pferdedreck; auch der beißende Geruch von menschlichem Urin hängt in vielen Gassen. Die Stadtregierung hat inzwischen begonnen, an bestimmte Gebäude zur Warnung Kreuze zu malen – damit zumindest an den Mauern von Klöstern und Kirchen niemand seine Blase entleert. Aufatmen kann, wer nach einem Gang durch die engen Straßen den Mercato Nuovo erreicht, den zweiten großen Handelsplatz der Stadt (heute meist Mercato del Porcellino genannt).

Wie anders ist das Leben hier als auf dem lärmigen Mercato Vecchio. Kein Geschrei von Verkäufern, kein Brüllen von Maultieren ist zu hören – sondern das beruhigende Klackern von Steinen auf Rechenbrettern.

Zahlreiche Geldwechsler sitzen auf dem Platz an Tischen, die mit grünem Stoff überzogen sind. Vor ihnen Schalen aus Holz und Metall, voll mit kleineren Münzen: Denari, Piccoli, Grossi – fast



Turnier auf der Piazza Santa Croce.

Auch das Johannisfest endet mit einem sportlichen Wettkampf: dem *palio*, einem Pferderennen durch die Gassen der Stadt

jede größere italienische Stadt prägt diese Geldstücke, jedoch mit jeweils unterschiedlichem Silbergehalt, was den Tausch kompliziert macht. Neben den Schalen liegt ein oft reich bestickter Beutel mit den wertvolleren Goldmünzen, gefüllt etwa mit Florin, die auf einer Seite das Bildnis von Johannes dem Täufer tragen.

Händler, deren Kunden mit verschiedenen Münzen bezahlen, sind auf die Dienste der Wechsler ebenso angewiesen wie etwa Pilger aus Nordeuropa, die auf dem Weg nach Rom in Florenz Station machen. Unentwegt schieben die Männer auf dem Mercato Nuovo die Steine auf ihren Brettern hin und her, rechnen beispielsweise englische Pfund Sterling in Florin um.

Die Wechsler sind in einer Zunft mit den Handelsbankiers vereint, die ebenfalls mit Geld ihr Geld verdienen, wenn auch im größeren Stil. Zu ihnen gehören die Medici und weitere Großkaufleute, die den Papst und andere Herrscher Europas mit gewaltigen Krediten versorgen.

Am Rand des Mercato Nuovo hat diese Finanz-Zunft eine Loggia errichten lassen. Dort unterhält sie eine Art Informationsbörse: Kuriere aus Mailand oder Schwaben treffen hier ein, zudem Vertreter von Florentiner Firmen aus Paris oder Barcelona; sie bringen den

Bankiers die Nachrichten aus Europas Wirtschaftsmetropolen. Sie erzählen von den neuen Tuchpreisen in Brügge oder von Gerüchten, dass dem König von England das Geld ausgehe. All das kann die weit verzweigten Geschäfte der florentinischen Banken stören – oder ihnen möglicherweise auch nützen.

Keine 100 Meter sind es von diesem Marktplatz des Geldes zum politischen Mittelpunkt von Florenz, der Piazza della Signoria, umstanden von Palästen, einer Kirche und einer Loggia. Gewaltig ragt in seiner südöstlichen Ecke ein trutziger Klotz aus Steinen auf, der mit seinen Zinnen an eine Ritterburg erinnert. Und dessen Turm mit 94 Metern noch den des nahen Doms übertrifft: Das ist der Sitz der Regierung dieser überaus selbstbewussten Stadt, der Palazzo della Signoria (der später Palazzo Vecchio heißen wird). Hier arbeiten die acht Prioren – die Stadtvorsteher – und der Gonfaloniere di Giustizia, der „Bannenträger der Gerechtigkeit“.

Diese neun Männer regieren Florenz. Meist stammen sie aus einem der großen Kaufmannsclans. Denn die reichen Familien steuern geschickt die Auswahl der Kandidaten für höchste Ämter. Nur jeweils zwei Monate dauert ihre Amtsperiode. Für diese Zeit verlassen die Regenten ihre Familien und wohnen im Palast – so sollen sie, zumindest in der Theorie, die Staatsgeschäfte möglichst unabhängig führen.



In dem achteckigen Baptisterium (l.), an dem diese Hochzeitsgesellschaft vorbeizieht, werden alle Florentiner getauft

Direkt vor der monumentalen Fassade erhebt sich eine mannshohe Tribüne aus Stein. Auf ihr werden die Prioren vereidigt. Und hier sitzen sie auch, wenn bei den Feierlichkeiten am Johannistag Weihrauchnebel über dem Platz hängt und die prächtige Prozession der Mönche, Priester und Bruderschaften an den Regenten vorbeizieht.

Auch an gewöhnlichen Tagen ist der Platz sehr belebt: Beamte streben auf den Palast zu, immer wieder aufgehalten von Bittstellern, die sie drängen, den Prioren ein wichtiges Anliegen vorzutragen. Anwälte stehen in Gruppen beisammen, tauschen sich vielleicht über Details eines Rechtsstreits aus, über den die Juristen im Tribunale di Mercanzia zu befinden haben, dem Handelsgericht, das in einem der Palazzi am Platz liegt.

Und in der Loggia an der Südseite, nur wenige Jahrzehnte zuvor errichtet, sitzen täglich Gruppen älterer Männer, diskutieren und lassen – gut geschützt vor der Sonne – den Tag an sich vorüberziehen.

Zuweilen können die alten Männer in der Loggia ein besonderes Schauspiel verfolgen: Dann wird ein gefesselter und zum Tode verurteilter Gefangener durch die johlende und feixende Menge auf dem Platz geführt – die Florentiner haben wenig Mitleid mit Straftätern.

Nur ein paar Männer in schwarzen Roben versuchen, den Todgeweihten zu trösten. Sie schreiten vor ihm her, beten Bibelverse, etwa die Worte, die Jesus am

Kreuz sprach: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Die Männer sind Mitglieder der Compagnia dei Neri, einer Bruderschaft, die zum Tode verurteilte Delinquenten auf ihrem letzten Weg begleitet.

Im Kerker eines nahen Palazzo, in dem der oberste Strafrichter von Florenz residiert, verbringen sie die Nacht vor der Hinrichtung mit den Todeskandidaten, sprechen ihnen Trost zu, kümmern sich darum, dass ein Priester ihre Beichte hört.

Der Zug bewegt sich zunächst nach Norden zum Domplatz, dann über den Mercato Vecchio, wo der Verbrecher vor einem Marienbild knien muss. Weiter geht es – unter Hohnrufen der Menge – zur Piazza della Signoria und rechts am Priorenpalast vorbei Richtung Osten, in den Stadtbezirk Santa Croce.

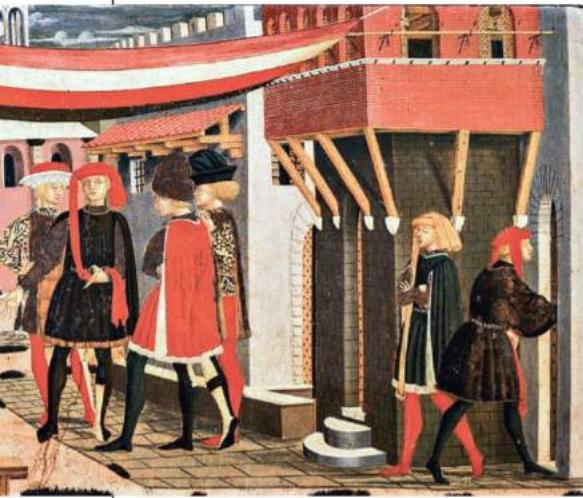
Wie fast überall sind die Straßen auch hier schmal und dunkel. Oft rollt der Wagen unter flatternden Tuchbahnen, die an vielen Häusern an Stangen zum Trocknen aufgespannt sind. Zahlreiche Wollfärberei leben in dieser Gegend, dazu Lederarbeiter.

Der Zug mit dem Todgeweihten quert den weiten Platz an der Franziskanerkirche Santa Croce, die dem Bezirk seinen Namen gegeben hat. Zum letzten Mal sieht der Delinquent dieses staunenreregende Bauwerk: Mehr als 100 Meter lang ist ihr Schiff – nur wenige Gotteshäuser in Italien sind größer. Die Florentiner lieben diese Kirche, viele hören hier die Predigt und nicht in ihrer Pfarrei. Denn die Mönche sind oft begabte Redner, sprechen volksnah und anschaulich von den Gefahren der Sünde und den Freuden des Paradieses.

Hinter Santa Croce schleppt sich der Zug weiter Richtung Osten. Rechts sind bereits Felder und Brachland zu erkennen, und als die Stadtmauer in den Blick kommt, sprechen die Brüder ihre Gebete noch eindringlicher. Schon passieren sie die Porta della Giustizia, das Tor der Gerechtigkeit, sind nun vor

D

Die Todesstrafe verhängt die Justiz für Verbrechen wie Mord oder Hochverrat. Der Weg zum Schafott führt am Morgen nach dem Urteilsspruch nicht über die kürzeste Route, sondern leitet den Wagen mit dem Verurteilten vom Kerker über einen Umweg noch einmal zu den wichtigsten Plätzen der Stadt – wohl als Mahnung an seine Mitbürger, was Gesetzesbrecher erwartet.



dem Wall – dort, wo die Hinrichtungsstätte liegt.

Vor vielen Jahren schon hat die Bruderschaft hier eine Kapelle bauen lassen. Der Verurteilte hört ein letztes Mal die Messe, empfängt den Leib Christi. Anschließend zerren ihn die Henker eine Leiter hinauf, die an einem vielleicht drei Meter hohen Holzgestell lehnt, legen ihm den Strick um. Dann stoßen sie ihn hinab. Den toten Körper bestatten die Brüder bei der Kapelle, bedeckt mit einem Leinentuch und begleitet vom Segen eines Priesters – so wie es selbst ein großer Sünder verdient hat.

Oltrarno, jenseits des Arno: So nennen die Florentiner die vier Stadtviertel südlich des Flusses. Es sind Gegenden mit schlechtem Ruf, in denen eine große Zahl armer Handwerker und Arbeiter haust. Müllkippen liegen dort, auf denen Abfallhaufen brennen. In Seuchenzeiten verscharrt man dort draußen die Pesttoten. Oltrarno, das ist für viele Florentiner die falsche Seite des Flusses – ein Gebiet, in das niemand gerne zieht.

Mit dem Stadtzentrum ist es über vier Brücken verbunden. Die Ponte Vecchio, die „Alte Brücke“, war die erste, die man schon im 9. Jahrhundert über den Arno schlug (etwas oberhalb der Stelle, an der in der Antike bereits die Römer einen Flussübergang gebaut hatten). Sie stürzte mehrmals bei Hochwasser ein und wurde anschließend neu errichtet.

Wer sie überquert, bekommt den Fluss kaum in den Blick, denn sie ist wie viele Brücken in Italien dicht bebaut: An beiden Seiten ragen kleine Häuser auf, in denen mehr als 40 Läden untergebracht sind. Die Bauten lassen in der Mitte nur eine Gasse offen (durch die sich am Johannistag die Prozession mit ihren Festwagen schiebt).

Auf der Brücke haben ausschließlich Metzger ihre Geschäfte. Eingeweide und andere Abfälle werfen die Schlachter in den Fluss. Gerade im Sommer, wenn der Arno wenig Wasser führt, weht oft ein furchterlicher Gestank zu den Passanten hoch.

Etwas weiter flussabwärts liegt die Ponte alla Carraia, die „Brücke der Wagen“. Fast jeden Tag stauen sich hier gen Süden Maultierkarren, hoch bepackt mit Rohwolle. Das Tierhaar, mit Schiffen und Wagen aus England, Spanien oder Flandern importiert, haben Arbeiter in der Nähe der Brücke kurz zuvor gewaschen – die erste Stufe in einem aufwendigen Produktionsverfahren, das mehr als 20 Schritte umfasst und an dessen Ende ein hochwertiges florentinisches Wolltuch steht. Für die nächsten Arbeitsschritte bringen Fuhrleute die Wolle nun hinüber auf die südlich Flussseite – ins Viertel Drago Verde, „Grüner Drache“.

Es ist einer der ärmsten Stadtteile von Florenz – und doch wird hier ein beträchtlicher Teil des Reichtums der Stadt erschaffen: Von den knapp 1000 Familien im Viertel verdienen mehr als 200 ihr Geld als Wollkämmer, Wollwässcher oder Wollweber. Sie arbeiten teils daheim, teils in den etwa 40 Werkstätten, die die Woll-Zunft hier betreibt – und fertigen den Stoff an, der Florenz seit Jahrhunderten prosperieren lässt.

Denn es ist vor allem dem Tuchhandel zu verdanken, dass die Stadt ab etwa 1150 zu einer der größten und mächtigsten Wirtschaftsmetropolen Europas aufsteigt. Der Wohlstand ihrer Kaufleute, die Pracht ihrer Kirchen, die Raffinesse ihrer Kunstwerke: All das gäbe es nicht ohne die Textilien aus Schafwolle.

Die meisten Einwohner der Stadt allerdings kennen Drago Verde wohl nur von der Durchreise: Die Straße nach Pisa führt durch das Viertel.

Schon am frühen Morgen sind hier viele Menschen unterwegs. Die Fahrer der Wollkarren treiben ihre Maultiere und Pferde in eine der westlich abzweigenden Straßen und Gassen, um den

Stoff zu den Werkstätten der Kämmer zu bringen.

Zugleich eilen kleine Beamte, Wachleute und Boten in die umgekehrte Richtung, zur Arnobrücke. Da die Mieten im Drago-Viertel günstig sind, haben sich viele der oft schlecht bezahlten Angestellten der Stadtregierung in dem eigentlich unbeliebten Quartier angesiedelt, pendeln jeden Tag zum Palazzo della Signoria und anderen Behörden auf der nördlichen Flussseite.

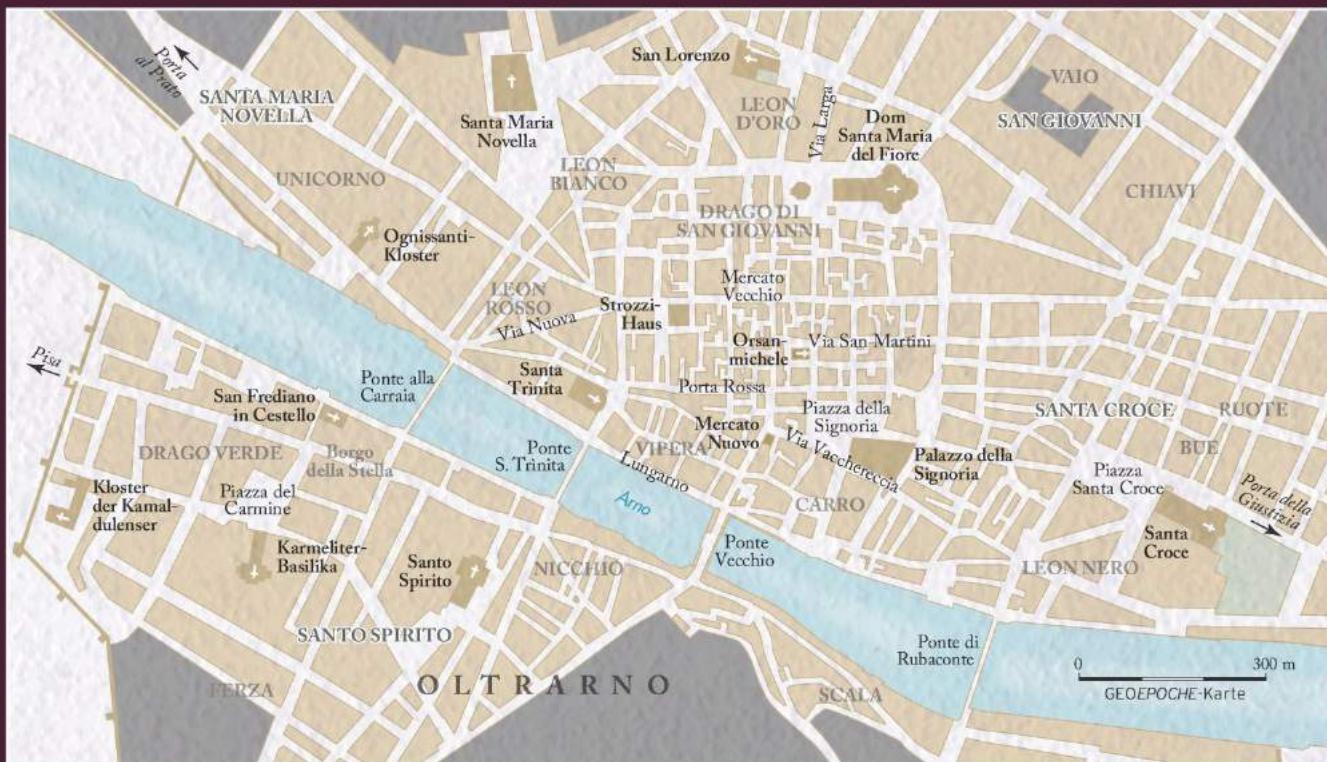
Weiter unten an der Hauptstraße haben die Ziegelbrenner bereits mit der Arbeit begonnen, dichte Rauchschwaden ziehen über die Hausdächer. Wegen der Feuergefahr sind die Betriebe außerhalb der Innenstadt untergebracht; zahlreiche Töpfer haben ebenfalls im Drago-Viertel ihre Werkstätten.

Ein paar Meter entfernt beginnt eine Welt tiefer Armut: Im Borgo della Stella wohnen viele ungelernte Arbeiter, von denen manche sich als Gehilfen von Strumpfmachern durchschlagen. Einer von ihnen gibt bei der Steuererhebung von 1427 an, er besitzt nichts als seine Werkzeuge und ein bisschen Hausrat. Er zählt damit zu den vielen *miserabili* („Elenden“) im Drago-Viertel: Menschen, die so wenig haben, dass sie keine Steuern zahlen müssen – damit aber auch das Recht verlieren, einer Zunft beizutreten oder für politische Ämter zu kandidieren. Etwa ein Drittel der Florentiner gehört zu dieser Gruppe der ganz Armen.

Die Häuser hier sind – wie in anderen einfachen Wohngebieten – keine fünf Meter breit und zwei oder drei Geschosse hoch. In jeder Etage gibt es nur ein Zimmer. Um Platz zu sparen, sind die Treppen oft an den Außenwänden angebracht. Ihre Fäkalien schütten die Bewohner in Jauchegruben hinter den Häusern – oder einfach auf die Straße.

Dabei ist der Borgo della Stella noch nicht einmal die ärmste Nachbarschaft des Stadtteils. Wer die Gasse weiter Richtung Westen geht und den großen Platz vor der Karmeliter-Basilika überquert, gelangt bald zum Kloster der Kamaldulenser, einem Einsiedlerorden, der sich direkt an der Stadtmauer niedergelassen hat. Es ist ein verrufenes Gebiet, hierher schleppt man in Pestzeiten die Toten.

DIE ZWEI SEITEN DER STADT



Vier Brücken verbinden um 1430 den Norden der Medici-Metropole, wo sich der Dom, die prächtigsten Paläste der Oligarchenfamilien, die Regierungsgebäude und die wichtigsten Märkte befinden, mit dem Südufer des Arno. Dort, etwa im Viertel Drago Verde, leben viele der ärmsten Bürger. Doch auch sie erwirtschaften einen großen Teil des Reichtums – als Wollkämmer und -wäscher im Auftrag der großen Tuchunternehmen

An diesem unwirtlichen Ort leben Weber und andere Arbeiter der Wollindustrie, viele zählen zu den Miserabili.

Berührt von ihrer Not, hat der Abt des Klosters einige Jahre zuvor begonnen, Dutzende Häuser für sie zu bauen. Diese Gebäude gleichen sich fast vollständig, unterscheiden sich nur in der Geschoss Höhe: In den zweistöckigen Bauwerken liegt im Parterre eine Werkstatt, in der etwa ein Webstuhl aufgestellt ist. Die einstöckigen dienen allein zum Wohnen.

Die Miete ist gering, manchmal nur eine Lira – pro Jahr. Selbst ein Hilfsarbeiter hat das in drei Tagen verdient. Allerdings leben die Bewohner sehr gedrängt: Familien haben oft zehn Kinder, die alle in einem Raum unterkommen müssen. Und längst nicht für alle Elenden ist Platz in den Häusern des Abtes.

Weitere Hilfe bekommen die Armen von den beiden großen Bruderschaften des Viertels. Jeden Abend, wenn die kleine Glocke der Pfarrkirche nahe der Hauptstraße erklingt, versammelt sich die Compagnia di San Frediano zum Gebet. Ihre Mitglieder sind meist einfache Handwerker: Färber, Barbiere, Fassmacher, Zimmerleute – Männer, die die Nöte der Bedürftigen, mit denen sie oft Tür an Tür leben, gut kennen.

Durch Erbschaften von verstorbenen Mitbrüdern verfügt die Bruderschaft über ein gewisses Vermögen, besitzt eine Reihe von Häusern im Viertel und Land vor der Stadtmauer. Einige Wohnungen vermietet sie an Bedürftige.

Aus den Mieteinnahmen bezahlt sie häufig die Mitgift für Mädchen aus armen Familien. Ohne Aussteuer hat eine Frau in Florenz kaum Chancen auf eine Heirat. Da die Armen ihre erwachsenen

Töchter nicht unbegrenzt versorgen können, müssen diese ihr Geld möglicherweise mit Prostitution verdienen – die Gabe der Brüder bewahrt sie davor.

Frauen vermählen sich in der Regel früh – schon mit 15 gilt ein Mädchen als heiratsfähig. Der Bräutigam ist meist deutlich älter, denn die Florentiner betrachten einen Mann erst mit etwa 30 als reif genug, um im Leben – sowohl politisch als auch privat – Verantwortung zu übernehmen (Frauen wird diese Reife ohnehin nicht zugestanden, daher spielt die Altersgrenze bei ihnen keine Rolle).

Wegen des großen Altersunterschieds dauern Ehen häufig nicht sehr lange: Viele Frauen sind schon mit Ende 20 Witwen, stehen dann alleine mit den meist zahlreichen Kindern da und versuchen, sich als Weberinnen oder

Spinnerinnen durchzuschlagen. Viele von ihnen rutschen in die Gruppe der Misérabilis ab.

Der Tod bleibt in ihrem Leben stets gegenwärtig: Jedes dritte Kind stirbt, bevor es zwei Jahre alt ist (meist an Magen-Darm-Infekten). Auch in diesen traurigen Momenten helfen die Brüder der Compagnia di San Frediano: Sie bezahlen die Begräbnisse der Armen.

Liegt ein Erwachsener im Sterben, eilen die Brüder an sein Bett und helfen ihm, sich mit Gebeten, Beichte und Buße auf die Begegnung mit dem Allerhöchsten vorzubereiten. In einer Welt, in der die Existenz des Fegefeuers so real ist wie die Existenz von Luft, ist das weit mehr als nur ein spiritueller Trost, sondern handfeste Nächstenliebe: Wer dank der Brüder durch Andacht und Reue gut präpariert stirbt, kann die Qualen des Fegefeuers schneller hinter sich lassen. Auch die Brüder selbst werden nach ihrem Tod von solcher Hilfe profitieren: Die Bruderschaft feiert regelmäßig Messen für alle ihre Verstorbenen.

Die zweite große Bruderschaft im Viertel ist die Compagnia di Sant'Agnese. Sie trifft sich in der großen Basilika der Karmeliter, knapp 100 Meter von der Pfarrkirche entfernt, in der die Brüder von San Frediano beten. Sie ist die wohlhabendste der beiden Vereinigungen, zu ihren Mitgliedern gehören auch Woll- und Seidenhändler. An der Piazza del Carmine verwaltet sie ein Hospiz, versorgt dort sechs mittellose Witwen. An Weihnachten und Ostern verteilen die Brüder große Mengen Brot an Arme.

Und einmal im Jahr bringen die Mitglieder Glanz in dieses sonst so triste Viertel: An Christi Himmelfahrt stellen sie in der Basilika nach, wie der Herr von der Erde entschwindet. Die Gewölbe sind dekoriert mit der Nachbildung einer Wolke und 600 Glasampullen, die vermutlich den Sternenglanz imitieren sollen. Darsteller sind zu sehen, die sich als Jesus, Maria und die Apostel verkleidet haben – und am Ende wird der Heiland auf wundersame Weise von Maschinen hoch über die Köpfe der Menge gezogen.

Ein Spektakel, ebenbürtig der Prozession mit den Festwagen und kostü-

mierten Bruderschaftlern, mit der jedes Jahr das große Johannisfest beginnt.

24. Juni 1430, nachmittags. Seit anderthalb Tagen schon dauern die Feierlichkeiten zu Ehren von Johannes dem Täufer an. Stunden voller Prozessionen, Messen und Bankette. Nun enden die Zeremonien, so will es die Tradition, mit einem Reitrennen.

Es treten an: die wohl teuersten Pferde Italiens. Jockeys führen die nervös schnaubenden Tiere über eine Wiese bei der Porta al Prato im Westen der Stadt.

Es sind zumeist Berberpferde, bekannt für ihre Ausdauer und Schnelligkeit. Adelige und andere wohlhabende Männer aus ganz Italien haben die Tiere in Nordafrika gekauft und schicken sie jetzt in dieses Rennen, das zu den wichtigsten des Landes gehört.

Drei Mal schlägt die große Glocke des Palazzo della Signoria, dann preschen die etwa 15 Jockeys los. Die Strecke, zwei Kilometer lang, führt zunächst zum Fluss, zur Ponte alla Carraia. Dort treiben die Reiter die Tiere in eine Kurve nach Osten – hinein in die Innenstadt!

Dröhrend das Hämmern der Hufe in den schmalen Straßen. Zuschauer stehen auf Erkern, hocken auf den Strebebögen, die sich über die Straße spannen. Pferde und Reiter fliegen vorbei, passieren schon die Häuser der großen Familien: Die Medici, Strozzi und Pazzi verfolgen – gemeinsam mit geladenen Gästen – das Rennen von ihren Balkonen und Fenstern aus, versuchen unter den Reitern ihren Favoriten auszumachen. Wie viele Florentiner haben sie auf ein Pferd gewettet.

Die Jockeys rasen über den Mercato Vecchio, auf dem dicht an dicht die Menschen stehen. Kommen in der Nachbarschaft des Orsanmichele vorbei, in dem an diesem Tag wohl kein Bruder vor dem Madonnenbild sitzt, weil wirklich jeder diesen Wettkampf verfolgen will.

Dann weiter auf der langen, geraden Straße. Die Reiter peitschen die Tiere, vorn sieht man bald bereits, auf einem Karren aufgespannt, den *palio* leuchten, den Siegespreis, nach dem dieses Rennen benannt ist: ein fünf Meter langes Stück

Stoff aus rotem Samt und Goldbrokat, verziert mit Pelzbordüren und goldenen Lilien, dem Wappensymbol der Stadt.

Einer der Reiter greift schon das Tuch mit der Hand, hat so den Sieg errungen. Er steigt ab von dem schweißnassen Tier, taucht ein in den Jubel der Masse.

Damit ist das Johannisfest vorbei. Die Menschen gehen nach Hause. Bewegt und dankbar zünden am Abend einige Florentiner noch Freudenfeuer an, die in der Nacht langsam verlöschen.

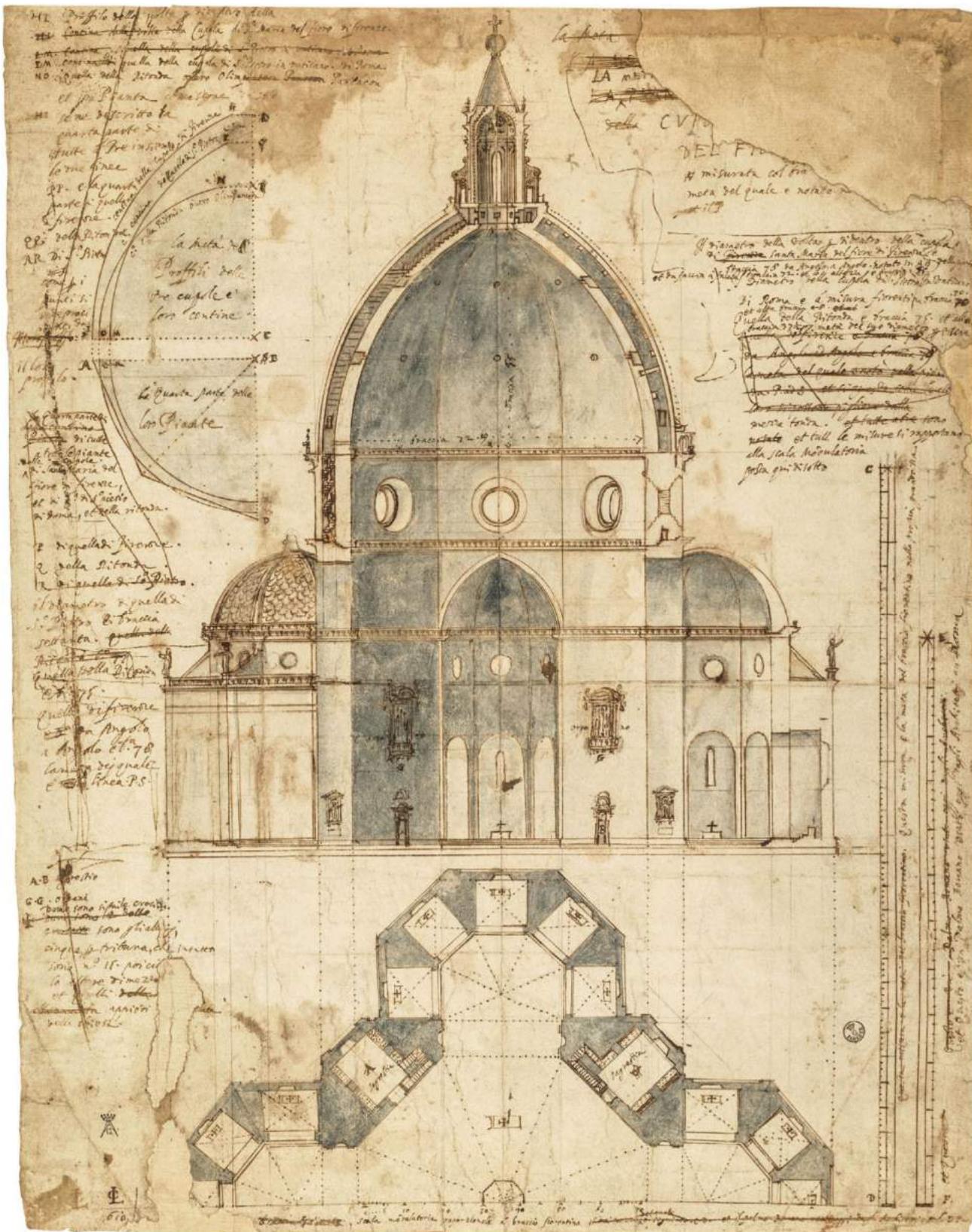
Dann kehrt der Alltag zurück nach Florenz, zu den Bewohnern der Paläste und Armsiedlungen, zu den Wollwäschern am Arnoufer und den Großkaufleuten, die am Mercato Nuovo nun wieder auf Kunde über den Fortgang ihrer Geschäfte in fernen Ländern warten.

Straßen und Märkte – eben noch Schauplatz religiöser und sportlicher Spektakel – füllen sich erneut mit Krämern und Bauern, Schmieden, Bäckern und Stoffverkäufern. Durchdrungen von ihrer ganz eigenen Mischung aus Frömmigkeit und Geschäftssinn, treiben die Florentiner wieder Handel mit religiösem Eifer – und sinnen beim Beten auf spirituellen Profit.

Angetrieben von Nächstenliebe und der Sorge ums eigene Seelenheil setzen auch die Brüder der Compagnie ihre Arbeit fort, ihre Hilfe für Bedürftige, Kranke, Arme. Sie sind es, die all die vielfältigen Leben in dieser Stadt verbinden. Und so trotz aller Wirren und Rivalitäten einen Zusammenhalt befördern, ohne den Florenz wohl kaum eine der blühendsten Städte Europas wäre.

Beschirmt von ihren Bruderschaften – und von ihrem heiligen Stadtpatron –, gehen die Bürger in die kommenden Monate, weben und gerben, handeln und feilschen. Bis im nächsten Juni wieder die Glocken lautstark das Johannisfest einläuten. ●

Der Kunsthistoriker Oliver Fischer, Jg. 1970, ist Autor in Hamburg.



Das Meisterwerk Filippo Brunelleschis, der die Zentralperspektive entwickelt, ist die Kuppel des Florentiner Doms (Zeichnung von 1610)

IN DIE TIEFE DES RAUMES

Es sind Künstler aus Florenz, die ab dem frühen 15. Jahrhundert eine radikal neue Sicht auf die Welt entwickeln. Sie wollen lebensnahe Werke schaffen und die Natur nachbilden. Filippo Brunelleschi findet das geeignete Mittel für diese künstlerische Revolution: die Zentralperspektive. Und öffnet so der Malerei den Weg in die dritte Dimension

— Text: KIA VAHLAND und CONSTANZE KINDEL

Die Renaissance beginnt mit einem Zaubertrick. Ein Mann steht wohl im Jahr 1412 vor dem Eingang des Florentiner Doms und fixiert das gegenüberliegende Baptisterium, das kleine vieleckige Taufhaus, erbaut aus grün-weißem Marmor.

In der Hand hält der etwa 35-Jährige eine armlange Schiene, auf der zwei Platten quer montiert sind. Die vordere misst knapp 30 mal 30 Zentimeter und hat ein Guckloch, die hintere ist kleiner. Damit stellt sich der Mann vor Passanten

und lädt sie zu einem wissenschaftlichen Experiment ein.

Man könnte ihn für einen Verrückten oder für einen Trickdieb halten, aber es handelt sich bei diesem Mann um

D

Filippo Brunelleschi, einen stadtbekannten Goldschmied und Bauberater, der über jeden Verdacht erhaben ist. Nur – was hat er vor mit seiner Konstruktion?

„Stellen Sie sich auf einen Punkt, mit dem Rücken zum Dom, das Baptisterium vor sich“ – so spricht er vermutlich zu den Passanten. „Schließen Sie ein Auge. Halten Sie das Gerät vor das offene Auge, parallel zum Boden bitte. Jetzt schauen Sie durch das kleine Guckloch im Holz. Was sehen Sie?“

HAND- WERKER WERDEN ZU Genies

„Das Baptisterium“, sagen die Passanten. Falsch: Sie sehen vielmehr ein Bild des Baptisteriums – eine Darstellung, so täuschend echt wie keine zuvor.

Und diese Täuschung ist Brunelleschi nur gelungen, weil er bei seiner gemalten Darstellung des Taufhauses die Zentralperspektive genutzt hat, die den Menschen seiner Zeit noch unbekannt ist.

Brunelleschis hölzernes Instrument ist in den Wirren späterer Jahre verloren gegangen. Höchstwahrscheinlich aber hat er das perspektivisch korrekte Abbild des Taufhauses seitenverkehrt auf die Rückseite der hölzernen Platte gemalt, durch die die Passanten schauten.

Nach genauen Berechnungen hat er in dem Tafelbild die Fluchlinien des von ihm dargestellten Baptisteriums nach hinten verkürzt und damit den natürlichen Seh-Eindruck nachempfunden. Nun suggeriert das Bild trotz seiner Zweidimensionalität räumliche Tiefe.

Anstelle des Himmels schloss das Bildnis wahrscheinlich ein exakt eingepasster Spiegel nach oben hin ab, der die Wolken über dem Gebäude reflektierte. Die gegenüberliegende Platte war ebenfalls verspiegelt und zeigte neben dem gemalten Baptisterium dann auch den Widerschein der wandernden Wolken, sodass ein bewegtes Bild entstand.

Die Augentäuschung war perfekt.

Denn niemand konnte mit ihr rechnen. Zwar kannten schon Maler der Antike Techniken der perspektivischen Verkürzung, doch war das Wissen um das Suggerieren der dritten Dimension während des Mittelalters weitgehend verloren gegangen – bis zu jenem Tag, an dem Brunelleschi das Sehen revolutioniert. Und in seiner Heimatstadt Florenz die Renaissance begründet.

Zentralperspektivisch gemalte Bilder folgen geometrischen Gesetzen. Der Maler legt einen Fluchtpunkt fest (und an exakt dieser Stelle hat auch Brunelleschi das Guckloch in sein Tafelbild gebohrt). In Vorzeichnungen zieht er von diesem Punkt aus feine Orientierungsstriche, zwischen denen er die Gegenstände platziert, die er darstellen will. Entlang den Fluchlinien kann er

dennetzung zwischen sich und sein Modell. Dann überträgt er an der Staffelei Kästchen für Kästchen seine Seh-Eindrücke.

Die Einführung der Zentralperspektive in die Malerei macht schnell die Runde. Denn viele Künstler wünschen einen radikalen Neuanfang. Ihre Arbeit soll nun wissenschaftlichen Gesetzen gehorchen; es wird gemessen, gerechnet, experimentiert. Das Sehen soll zum Verstehen führen – die Gemälde sollen den realen Eindruck des Betrachters wiedergeben, mitsamt dem Raumgefühl.

Gelehrte und Künstler suchen nach einer Wissenschaft, die den Körper und die Natur unvoreingenommen erforscht und dabei praktischer Beobachtung folgt. Einer Wissenschaft, die nicht bloß – wie an den Universitäten jener Zeit üblich – tradierte Glaubenssätze immer wieder aufs Neue zu beweisen sucht.

Wissenschaft und Kunst sollen zum Leben passen: Darum geht es ihnen, wenn sie in ihren Experimenten alltägliche Wahrnehmung, optische Gesetze und Malerei vereinen.

Philosophie und Naturwissenschaften ziehen in die Ateliers ein, und die Künstler fühlen sich verantwortlich für das große Ganze: die Natur zu erkennen, nachzubilden und zu übertrumpfen.

Für diese Haltung finden sie im Mittelalter kaum Vorbilder, zu realitätsfern scheinen ihnen die religiös durchdrungenen Werke der Gotik und der Romanik.

Wie anders dagegen die Antike: Philosophen wie Aristoteles und Platon liebten Kunsththeorie und Naturwissenschaft gleichermaßen; griechische und römische Bildhauer richteten ihre Kunst am menschlichen Körper aus.

Also bergen gebildete Italiener schon seit dem 14. Jahrhundert die Reste der Antike: Marmorstatuen, griechische und lateinische Manuskripte, bemalte Vasen sowie die Ruinen der alten Architektur. Solche Dinge wollen auch sie erschaffen und doch ganz anders sein, zeitgemäß und in einem weltoffenen Sinn christlich.

Rinascità, Wiedergeburt, wird der Kunstschriftsteller Giorgio Vasari diesen Epochensprung nennen. Später wird die französische Übersetzung gebräuchlicher: Renaissance.



Giotto di Bondone (um 1266–1337) malt als einer der Ersten lebensnahe Figuren



Filippo Brunelleschi (1377–1446) enträtelt die Gesetze der Perspektive



Italien ist um 1400 von Kriegen zwischen den vielen Staaten gezeichnet, die das Land südlich der Alpen zu einem politischen Flickenteppich machen. Auch in einigen der großen Städte bekämpfen sich Familienclans, die sich in ihren Palazzi verschanzen.

Es ist eine Epoche der Selbstzerfleischung, und so klingen die Sehnsüchte der Künstler und Denker ganz anders, nämlich gut und schön: Sie sprechen vom Menschen als dem Ebenbild Gottes, gerecht, tugendhaft und wohlgeformt.

Der Schriftsteller Giannozzo Manetti wird einige Jahre nach Brunelleschis Entdeckung jubeln, Gott habe den Homo sapiens so perfekt geschaffen, dass der nun selber zu kreativen Höchstleistungen fähig sei. Manetti ist ein Humanist: ein Anhänger jener Weltanschauung, deren Bildungsideal, ganz in antiker Tradition, das freie schöpferische Individuum ist.

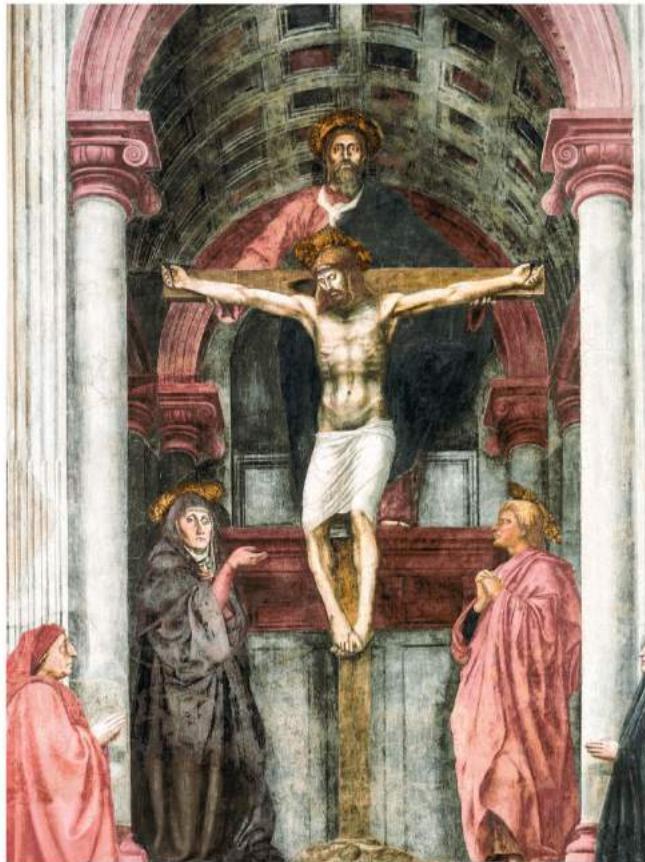
Vergessen scheint die Demut des Mittelalters, in dem etwa das Diktum des Kirchenlehrers Augustinus galt, wonach ein Geschöpf nicht selbst schöpfen

Mit von Trauer verzerrtem Gesicht streichelt Maria Magdalena die Füße des Heilands. Giotto ist ein früher Meister des Gefühls
„Beweinung Christi“, um 1304)

könne. Im 15. Jahrhundert notiert der Kunsthistoriker Leon Battista Alberti vielmehr, jeder Meister der modernen Malerei würde sich „fast wie ein zweiter Gott“ fühlen.

Als Brunelleschi, der Notarsohn mit guter Schulbildung, die Gewohnhei-

Das Gewölbe hinter dem Gekreuzigten ist eine geniale Illusion: Masaccio malt um 1425 das wohl erste bekannte Bild nach den Regeln der Zentralperspektive (»Dreifaltigkeit«)



Im Mittelalter waren Skulpturen oft mit Wänden und Pfeilern verwachsen, der Florentiner Bildhauer Donatello stellt sie frei in den Raum (»Heiliger Georg«, um 1415)

ten des Auges erforscht, hat er bereits die Kuppel des Pantheon in Rom bestiegen, um Bauen und Denken der Alten zu verstehen. Und er kennt die Werke der spätmittelalterlichen Ausnahmekünstler.

Denn schon um 1300 hat der Maler Giotto di Bondone dem individuellen Menschen als einer der Ersten die Bühne bereitet. Das Leben will Giotto dem Betrachter vor Augen führen – anders als viele seiner Kollegen, die sich darauf konzentrieren, das Christentum zu glorifizieren. Gern wählen sie goldene Hintergründe, um Heilige und Madonnen in eine überirdische, von menschlichen Sünden freie Sphäre zu erheben.

Der neue individuelle Mensch Giottos ist dagegen fest im Diesseits verwurzelt. Die Maria Magdalena etwa, die

der Maler in einer Kapelle in Padua an die Wand wirft, trägt ihr Kleid zwar noch im strengen Faltenwurf der Gotik – doch so, wie sie sich dem Gekreuzigten zuwendet und dessen genagelte Füße streichelt, könnte sich auch eine Zeitgenossin zärtlich zeigen.

Giotto gesteht seinen Frauen und Männern Gefühlsregungen zu, und er lässt sie in Räume treten, die sich an realen Häusern messen. Der Maler kennt zwar noch nicht die Gesetze der Zentralperspektive, aber schon er verkürzt seine Linien nach hinten und ringt so um eine erste Dreidimensionalität.

Denn einen flachen Schattenriss akzeptiert kein Betrachter als quasi menschliches Gegenüber. Damit man einer Figur Atmen zutraut, Sprechen,

Denken, Lieben, muss sie sichtbar Raum einnehmen, Tiefe haben.

Brunelleschi hat einen Vorteil vor Giotto, der rund ein Jahrhundert vor ihm wirkte: Er ist nicht auf sich allein gestellt. Denn die Metropole Florenz ist kein Ort mehr, an dem kirchliche oder weltliche Autoritäten den Geist gängeln. Und so findet der Goldschmied rasch Freunde, die seine Neugier teilen – Männer wie etwa den Bildhauer Donatello. Der experimentiert wahrscheinlich ab 1416 in einem steinernen Drachentöter-Relief mit Fluchtlinien: Der heilige Georg sticht auf das Untier ein, die Prinzessin schaut vor eleganten, nach hinten verkürzten Arkaden zu.

Schon kurz nach der Jahrhundertwende hat Donatello seinen Freund Brunelleschi auf dessen Reise nach Rom begleitet und dort offensichtlich antike Skulpturen studiert. Denn bald darauf stellt er in Großplastiken Figuren frei in den Raum, wie es im Mittelalter nicht üblich war. Die Skulptur tritt aus der Nische, findet Halt nicht mehr in den Institutionen von Kirche und Regierungspalast, sondern: in sich selbst.

Um 1445 feiert Donatello das neue Körperbewusstsein in einer David-Statue aus Bronze. Er zeigt David nicht als Triumphator, sondern als verspielten Jüngling. Keinen Helm trägt er, sondern einen mit Laub verzierten Hut. Spiel- und Standbein stecken in eleganten Stiefeln.

Ansonsten ist dieser Kämpfer nackt. Und zeigt sich gern so: Statt schamhafter Gesten stützt er sein Handgelenk kokett in die schmale Taille. Aus dem alttestamentarischen Helden ist eine Allegorie irdischer Schönheit geworden.

Der Maler Masaccio wiederum schafft Bilder, die in strahlenden Farben von der neuen Lebenskraft der Kunstkünden, von ihrem Anspruch, der Wirklichkeit zu ähneln und doch über sie hinauszugehen – denn wie keiner späteren Epoche wird es der Renaissance gelingen, das Reale und das Idealschöne zusammenzudenken.

Beispielsweise in einem Fresko an einer Seitenwand der Florentiner Kirche Santa Maria Novella: Maria, Johannes und zwei Stifterfiguren begleiten den sterbenden Christus; im Hintergrund der Szene öffnet sich statt der üblichen Landschaft eine Scheinarchitektur. Hinter dem Kreuz malt Masaccio ein genau berechnetes Tonnengewölbe, das sich im Sinne Brunelleschis nach hinten verkleinert. Die Komposition des Freskos gewinnt so dramatisch an Wucht.

Nur eine Figur nimmt der Maler von dem perspektivischen Sog aus: In übermenschlicher Größe breitet Gott seine Arme über dem Kreuz aus. Sein Sohn wirkt vor der Architektur dagegen besonders klein und verletzlich. Ausgemergelt ist sein Leib, der Blick gesenkt – ganz wie ein gepeinigter Mensch.

Um 1416 wird in einer Klosterbibliothek die vollständige Abschrift eines Traktats gefunden, das der römische Ar-

chitekturtheoretiker Vitruv im 1. Jahrhundert v. Chr. über eine von den Proportionen des Menschen ausgehende Schönheitslehre in der Baukunst entworfen hatte. Eine Säule beispielsweise, so hatte der Ästhet postuliert, sei nur dann gelungen, wenn sie das Ebenmaß des Körpers nachempfinde.

Die vollkommene Harmonie erkannte Vitruv in einer wohlproportionierten männlichen Figur mit ausgestreckten Armen und Beinen:

Um solch einen Mann ließen sich sowohl ein Quadrat wie auch ein Kreis ziehen (was in der Folge viele Renaissancezeichner inspirierte; am berühmtesten wurde der um 1485 entstandene „Vitruv-Mann“ Leonardo da Vinci).

Angeregt von diesem Streben nach Schönheit, formuliert der gelehrte Architekt Leon Battista Alberti ab 1434 die ersten umfassenden theoretischen Werke zur Kunst der Renaissance.

Er hat Brunelleschis perspektivistische Experimente, Donatellos neue Körperbilder und Masaccios menschenfreund-

liche Malerei offenbar genau verfolgt. Ihm muss klar geworden sein, wie sehr sie einander inspiriert haben, und er erkennt das Gemeinsame in den unterschiedlichen Disziplinen. So gelingt es ihm als Erstem, die Gesetze der Zentralperspektive und des Sehens wissenschaftlich zu beschreiben.

Er spricht von „Strahlen“, die pyramidenförmig von den Objekten zum Auge des Malers führen. Das perspektivisch exakte Bild entstehe, so Alberti, auf einem ebenen Schnitt durch die gedachte „Sehpymide“.

Auch für die Architektur stellt er Regeln auf: Wie die Malerei und die Bildhauerei, so solle sich auch die Baukunst an den menschlichen Proportionen orientieren, ganz im Sinne Vitruvs. Alle drei Künste müssten sich zudem an der Antike, deren Menschenbildern und Säulenordnungen schulen.

Albertis Schriften ermöglichen es schon bald Malern, Bildhauern und Baumeistern in anderen Städten und Ländern, die neue Florentiner Kunst zu verstehen und nachzuahmen.

Seit dem Mittelalter sind die Künstler in Zünften organisiert. Weil sie ihre Pigmente und Öle in Apotheken kaufen, müssen die Florentiner Maler der Vereinigung der Ärzte, Apotheker und Krämer beitreten.

Doch nun, da viele Patrizier der Stadt ihre Macht und ihr Ansehen durch neue, prächtig ausgestattete Paläste unterstreichen wollen und zu deren Ausgestaltung um die besten Maler und Bildhauer buhlen, werden die Künstler immer häufiger zu Unternehmern mit freier Auftragswahl.

Einer, der diese Situation besonders gut zu nutzen versteht, ist Alessandro di Mariano Filipepi, genannt Sandro Botticelli, schon bald ein Favorit der Medici. Die Aufträge der kunstbewussten Bankiersfamilie sowie – durch deren Vermittlung – der Stadt Florenz und anderer Mäzene verschaffen Botticelli ins Üppige wachsende Honorare.

Etwa für ein Gemälde in der Kirche Santa Maria Novella. Bestellt hat es der Bankier Guasparre del Lama, für den Altar einer Kapelle, die er gestiftet hat.



Donatello (um 1386–1466)
lässt sich von antiken
Statuen inspirieren



Masaccio (1401–1428)
begeistert mit nie zuvor
gesehenem Realismus

Das Kind im Stall von Bethlehem, die drei Weisen aus dem Morgenland, die vor ihm niedersinken: Die „Anbetung der Könige“ (siehe Seite 108) gehört zu den beliebtesten Themen der Florentiner Maler, aber keiner hat sie je so gemalt wie Botticelli. Mehr als 30 Figuren versammelt er auf knappem Raum, und jeder von ihnen gibt er einen anderen, eigenen Ausdruck, eine Haltung, die ihren Gemütszustand spiegelt: Verwunderung, Versunkenheit, Verzückung.

Wohl rund einem halben Dutzend Beteiligten der biblischen Szene verleiht Botticelli die Züge von Zeitgenossen. Der ältere Mann, der rechts halb verborgen in der Menschenreihe vor den Mauerresten steht und mit dem Finger auf sich weist, gibt sich vermutlich als der Stifter des Bildes Guasparre del Lama zu erkennen.

Viel auffälliger platziert steht ganz vorn am rechten Bildrand ein jüngerer Mann im goldgelben Mantel und schaut über die Schulter in die Augen des Betrachters. Diese Darstellung des Mannes



Genie und Günstling
der Medici-Familie: Sandro
Botticelli (um 1445–1510)



Leonardo da Vinci
(1452–1519) treibt eine schier
unstillbare Neugier

gilt heute als das wohl einzige erhaltene Selbstbildnis von Botticelli.

Stolz hat sich der Künstler in die erste Reihe gestellt, mit selbstbewusstem Blick. Auf die Idee seiner Bilder, ihre Erfindung, Planung, Komposition, wird Botticelli ein Künstlerleben lang mehr Mühe verwenden als fast alle Maler seiner Zeit.

Beide, Maler und Stifter, rückt er im Bild in die Nähe der Reichen und Mächtigen. Denn den Heiligen Drei Königen und denen, die ihnen am nächsten stehen, gibt er die Gesichter der wichtigsten Männer der Stadt: den Mitgliedern der Familie Medici. Zu Füßen der Gottesmutter, die das Kind auf dem Schoß trägt, kniet Cosimo de' Medici, dem die Republik Florenz den Ehrennamen „Vater des Vaterlandes“ verliehen hat.

Bald auch stellt Botticelli ein Gemälde fertig, das Jahrhunderte später seinen Nachruhm begründen wird: den „Frühling“, sein Meisterwerk (siehe Seite 100).



Gemälde

SIND BESSER ALS DIE NATUR

Der Frühling leuchtet. Fast durchsichtig scheinen Haut und Gewänder der Figuren vor dem satten Grün der Waldlichtung. Rund 200 Pflanzen lässt der Maler auf der Blumenwiese blühen, Rosen, Glockenblumen, Schwertlilien, Hyazinthen, Löwenzahn. Götter und Halbgötter aus der griechisch-römischen Mythologie hat er auf der Lichtung versammelt, Venus, Merkur, Cupido, Flora.

Einzigartig schön, einzigartig rätselhaft. Jahrhunderte später werden die Gelehrten endlos streiten darüber, wie der „Frühling“ zu deuten ist, werden Belege sammeln für Thesen, von denen keine letztgültig zu beweisen ist.

Welche literarischen Quellen haben Botticellis Gemälde inspiriert? Geht es um die Liebe, die Ehe oder doch um den Frühling selbst? Verkörpert die Göttin Flora die Stadt Florenz, die vor einer neuen Blüte steht? Sticht Merkur als Friedensstifter seinen Drachenstab in die kleine weiße Wolke, die trübend in all dem Leuchten tief über der blühenden Lichtung hängt?



Die Künstler der Renaissance wollen Welten erschaffen, die zugleich realistisch und vollendet erscheinen – wie diese Ansicht einer Idealstadt (um 1490)

Oder hat der Künstler ein Hochzeitsbild gemalt für eine Vermählung im Hause Medici? Stehen die Orangen für die mächtigste Familie der Stadt, in deren Palasthof ein Orangenhain wächst, dessen Gedeihen als Omen für das Schicksal der Medici gilt?

Fragen, die wohl ohne verbürgte Antwort bleiben müssen, umgeben auch Botticellis zweites großes mythologisches Gemälde, die „Geburt der Venus“. Wann genau er dieses Bild malt und in wessen Auftrag: unbekannt.

Alles an der Venus ist Glanz und makellose Schönheit. Nichts an Botticellis Venus lässt die Grausamkeit ahnen, die in der antiken Göttergeschichte ihrer Ankunft an der Küste Zyperns vorausgeht.

Den Mythen nach warf Kronos, der seinen Vater Uranos entmannt hatte, dessen Genitalien ins Meer, wo sich der Samen mit dem Wasser vermischt, dessen Schaum die griechische Göttin Aphrodite, die römische Venus, gebar. Geleitet vom Windgott Zephyr ging die Göttin an Land, wo die Horen, die Hüterinnen der Himmelstore, sie schmückten und kleideten, bevor sie den übrigen Göttern vorgestellt wurde.

Botticelli schmückt die Ankunft seiner Göttin mit Mengen von Blatt- und Muschelgold. Noch die Rippen der Muschel, die die nackte Venus über die Wellen trägt, die Federn der Flügel des Windes, die kleinsten Grashalme sind in feinen Strichen golden überhaucht.

Eine glänzende Grundierung, vielleicht mit Alabasterpulver angemischt, und transparente Lasuren – Kupfersulfat für Wasser und Pflanzen, durchscheinender roter Lack für den Mantel – lassen das Bild beinahe überirdisch leuchten.

Fast lebensgroß zeigt Botticelli die betörende Göttin, ein nackter Frauenkörper, der erste großformatige weibliche Akt ohne christlichen Bezug seit der Antike.

Erst seit Kurzem widmen sich die Künstler wieder in Studien dem unverhüllten Körper, und Modell stehen ihnen ausschließlich Männer. Eine nackte Frau zu zeigen, die nicht Eva oder eine Heilige darstellt, das ist revolutionär. Botticellis Akt gibt der Malerei ein neues Thema, das bald Mode wird, auch außerhalb von Florenz.

Dabei ist seine Venus alles andere als nach der Natur gemalt: der überlange Hals, die abfallenden Schultern, die seltsam schräge Kopfhaltung – vollkommen unnatürlich und doch völlig harmonisch. Die Linienführung unnachahmlich elegant wie stets in seinen Werken.

Botticelli folgt seinen eigenen Regeln. Wo die Errungenschaften der Renaissance wie Proportionslehre oder Zentralperspektive seinen Ideen im Weg stehen, beachtet er sie nicht. In einer Zeit, in der das eigenständige weibliche Porträt als Bildgattung eben erst populär wird, malt er idealisierte Frauenköpfe.

Für beinahe jedes Altarbild, jedes Fresko, jedes mythologische Gemälde, mit dem er beauftragt ist, schafft er einen originellen Entwurf, selbst in Zeiten größter Nachfrage. Nur für weniger wichtige Aufträge lässt er manche dieser Ideen und Entwürfe wieder verwenden und von Mitarbeitern in Serie produzieren.

Er sucht das Experiment, malt Tafelbilder, Leinwandgemälde, Fresken, Miniaturen, zeichnet Vorlagen für Holzschnitte und Intarsien, Mosaiken, liturgische Gewänder, Tapisserien.

Rasch steigt Botticelli auf zu den Ersten unter den Meistern in Florenz und damit in Italien. Doch er ist nicht ohne Konkurrenz.

Ein Künstler, der es an Innovation und Schaffenskraft mit Botticelli aufnehmen kann und dessen Neugier fast grenzenlos scheint, ist Leonardo da Vinci, der – 1452 geboren – seine Karriere ebenfalls in Florenz beginnt.

Schon früh gibt er sich allen möglichen Beobachtungen hin, interessiert sich für Anatomie, Erdgeschichte, Ingenieurswesen. Später hält er seine Erkundungen und Annahmen in Skizzenbüchern fest: welche Bahnen ein Schwarm Vögel zieht; wo sich die Sehnen am Hals eines Greises spannen; wie ein Fötus sich in der Gebärmutter krümmt.

Die höchste Kunst aber ist für Leonardo die Malerei. Sie will er zur Leitwissenschaft seiner Epoche erheben. Dichter etwa könnten lediglich einzelne Details der Wirklichkeit beschreiben –

und vermengten sie zudem zu „Hirngespinsten“. Ein Maler dagegen vermöge sichtbare Wesen zu erschaffen.

Albertis Beobachtung, der Maler fühle sich „fast wie ein zweiter Gott“, steigert Leonardo sogar noch weiter. Nicht weniger als *signore e dio*, Herr und Gott, sei der Maler: „Freischaltend und waltend, schreitet er zur Erschaffung mannigfaltiger Arten.“

Und, noch besser: Gemälde hielten sich über Jahrhunderte, während Lebewesen sterblich seien. „Wie viel mehr Würde hat so das Werk des Malers als das Werk der Natur, seiner Lehrmeisterin!“ Mit einem derart auftrumpfenden Selbstbewusstsein ist wohl noch kein Künstler zuvor aufgetreten.

Und tatsächlich: Mit einem Bildnis der schönen florentinischen Dichterin

LITERATUR

Volker Reinhardt
»Florenz zur Zeit der Renaissance. Die Kunst der Macht und die Botschaft der Bilder«
Ploetz: reich illustrierte Stadtgeschichte, die nie die Entwicklung der Kunst und ihre Verbindungen zur Politik aus dem Auge lässt

Ginevra de' Benci revolutioniert Leonardo das Porträt. Bis dahin waren Frauen in Italien auf Gemälden stets im Profil dargestellt worden, wohl weil der Blick eines Mannes in ihre Augen als unschicklich galt. Zudem trugen die Frauen in den ihnen gewidmeten Bildnissen viel Schmuck und teure Gewänder, um den Reichtum ihrer Familien oder Ehemänner zu demonstrieren.

Leonardo dagegen malt Ginevra als blasses, schlicht gekleidetes Mädchen mit gedankenverlorenem Blick in Frontalansicht – und schafft mit dem kleinen Tafelbild das wohl erste Seelenporträt überhaupt.

All sein Wissen um die Natur und den Menschen will der Künstler in seinen Gemälden ausdrücken. Es geht ihm darum, universal gültige Bilder zu schaffen, die nicht nur einen Auftraggeber zufriedenstellen, sondern den allerhöchsten Ansprüchen genügen: seinen eigenen.

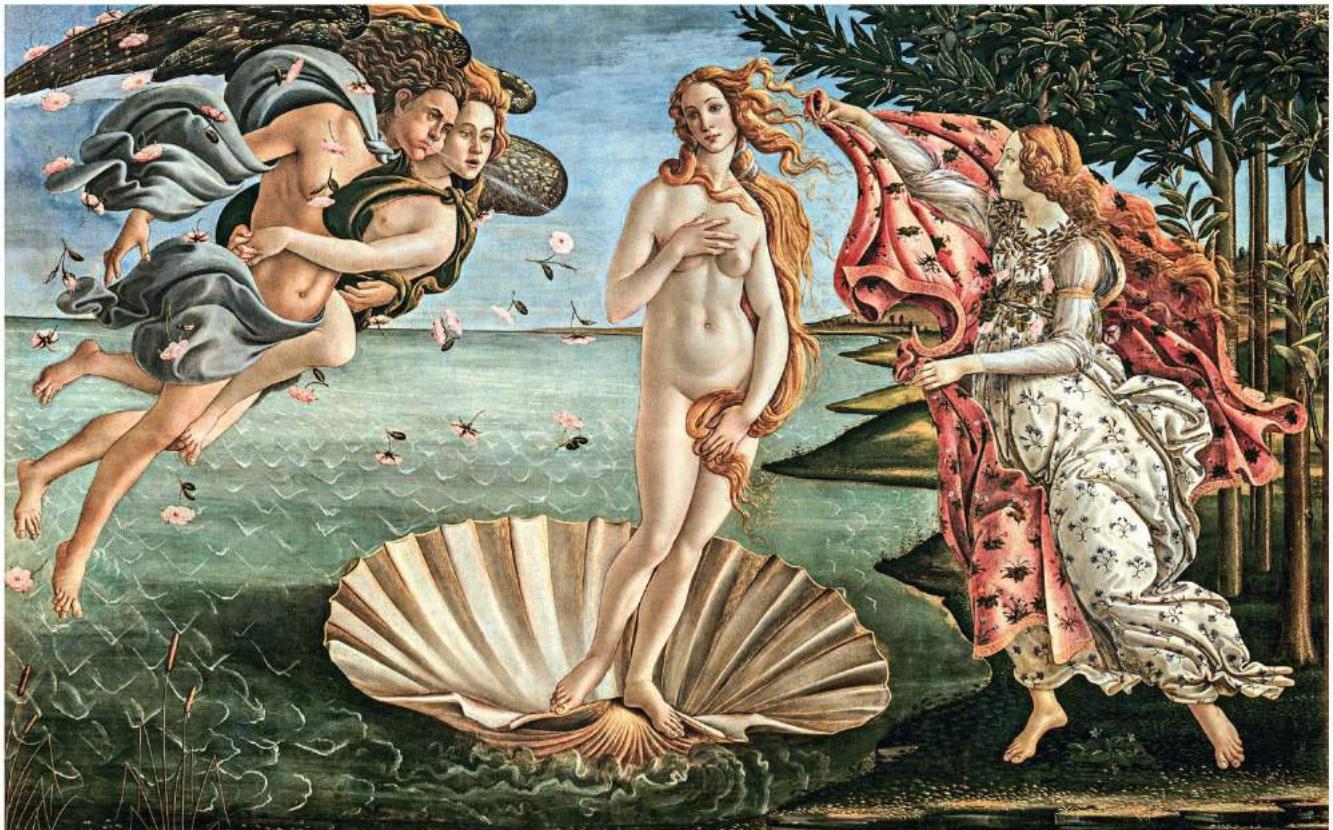
Und dann malt er das Porträt einer weiteren, einer sehr schönen, sehr geheimnisvollen Frau.

Heute wird dieses Bildnis „Mona Lisa“ genannt, obwohl die Identität der Dargestellten keineswegs gesichert ist. Der Name geht vielmehr auf eine Anekdote des Kunstschriftstellers Giorgio Vasari zurück, der Leonardo persönlich gar nicht kannte. Mehr als 30 Jahre nach dem Tod des Malers berichtet Vasari von einem Bildnis der Florentinerin Mona Lisa.

Doch offensichtlich fühlte sich der Künstler frei, kein erkennbares Modell realistisch wiederzugeben. Die braunhaarige, kaum frisierte Frau trägt unauffällige dunkle Gewänder und keinen Schmuck, nicht einmal einen Ehering.



Jahrhundertlang malten Künstler Frauen nur im Profil – der direkte Blick galt als unzüchtig. Leonardo da Vinci aber zeigt »Ginevra de' Benci« in Frontalansicht (um 1475)



Auf einer Muschel gleitet die Göttin an Land. Mit der »Geburt der Venus« wagt Botticelli um 1485 die erste nicht christliche Darstellung einer Nackten seit der Antike

Mit ihrem tiefgründigen Blick schaut sie dem Betrachter scheinbar in die Augen, aus welchem Winkel auch immer er sie ansieht. Ihrem Teint hat Leonardo einige Körnchen Zinnober beigemischt, um die Blutzirkulation nachzuempfinden. Jeder Pinselstrich der vielen Farbschichten des Gemäldes ist präzise durchdacht, die Arbeit muss ihn Jahre gekostet haben.

Die Frau thront vor einer zweiteilten Berglandschaft. Links schlängelt sich ein ausgetrocknetes Flussbett, rechts strömt ein rauschendes Gewässer.

In Leonards Vorstellung gleicht die Erde selbst einem Körper: Flüsse erinnern ihn an Adern, Berge an Knochen. Die Geschichte der Natur sei ein Werden und Vergehen, im Kleinen spiegeln dies der Mensch mit seinem Zyklus von

Geburt und Tod. Und eine Frau im gebärfähigen Alter verkörpert die Hoffnung auf Neuanfang: Der Mensch ist sterblich, aber Leben und Kunst gehen weiter. Die Frau lächelt mit ihrem linken Mundwinkel der fruchtbaren Natur entgegen.

In diesem Bild gelingt Leonardo, was Künstler seit Brunelleschi anstreben: Er vereint Forschergeist und Ästhetik, um am kleinen Menschen das große Ganze zu zeigen.

Leonardo geht im Jahr 1482 nach Mailand und arbeitet dort in Diensten des Herzogs Ludovico Sforza. Seine künstlerisch prägenden Jahre jedoch verbringt er davor in Florenz. Ab etwa 1470 absolviert er hier seine Ausbildung in der Werkstatt des Meisters Andrea del Verrocchio, macht sich bald darauf selbstständig (siehe Seite 96).

Es sind jene Jahre, in denen die Stadt am Arno, der Geburtsort der Renaissance, eine neue kreative Phase erlebt. Jahre, in denen Künstler auf die Leistungen der frühen Schöpfer wie

Giotto und Brunelleschi, Donatello und Masaccio aufbauen. In denen sie deren Errungenschaften verfeinern und auf ihre Weise weitertreiben: den genauen Blick auf die Natur und den Menschen, den Eindruck echter Räumlichkeit, den Sinn fürs Individuum, das so virtuose Nebeneinander von Realität und Ideal.

Unter der Ägide und Förderung eines jungen Medici-Herrschers namens Lorenzo verwirklichen diese Nachfolger nun ein Goldenes Zeitalter der Ästhetik und Schaffenskraft, das die gesamte Stadt erfasst. Das sich in großen Werken offenbart, aber auch in der meisterhaften Gestaltung aller Facetten und vieler Details des Lebens.

Auf dass Florenz weithin sichtbar und auf lange Zeit bleibe, was es mit den Meistern der Renaissance geworden ist: eine Kunstmétropole. ●

Die Kunsthistorikerin Dr. Kia Vahland, Jg. 1970, ist Redakteurin der „Süddeutschen Zeitung“; Constanze Kindel, Jg. 1970, ist Autorin in Remscheid.

EIN NEUES BILD DES MENSCHEN

Gelehrte wälzen im frühen 15. Jahrhundert die Weltsicht des Mittelalters um: Autoren wie Leonardo Bruni preisen Individualismus, Rationalität und den freien Willen. Ihre Ideen sind revolutionär und doch nicht neu – sie entstammen den jahrhundertealten Schriften der Antike

Text: FELIX BOHR

Wenn Leonardo Bruni am Schreibtisch sitzt, dann zieht er in den Kampf und verteidigt seine Wahlheimat Florenz gegen alle Feinde. Er nutzt seine Feder wie andere ihr Schwert.

Dabei ist er eigentlich ein Feingeist. Schon zu Lebzeiten zählt er zu den meistgelesenen Schriftstellern Europas. Und mit anderen Gelehrten begründet er ein Denken, das die Ideale der antiken Philosophie wieder zum Leben erweckt und ein neues Menschenbild hervorbringt: den Humanismus.

Geboren um 1370 als Sohn eines Getreidehändlers in Arezzo, kommt Bruni erst nach dem Tod seiner Eltern in die toskanische Metropole. Er hat großes Talent für Sprachen, schreibt perfektes Latein. Der gelehrte Kanzler von Florenz erkennt seine Begabung und fördert ihn.

Anfangs studiert Bruni Jura, später lernt er von einem Griechen, der in der Stadt weilt, zwei Jahre lang die Kultursprache der alten Welt. Die Traktate der antiken Philosophen berauschen ihn, er überträgt viele ins Lateinische. Dabei löst er sich von der üblichen Übersetzung Wort für Wort und bearbeitet die Texte ihrem Sinn gemäß. Zudem bemüht er sich um einen eleganten Stil.

Es ist eine sprachliche wie gedankliche Revolution. Erstmals seit Jahrhunderten treten die Aussagen der antiken Gelehrten wieder in klarer, verständlicher Sprache zutage. Die Intellektuellen von Florenz erkennen, dass die alten Denker

das Individuum sowie den freien Willen gefeiert und sich intensiv mit Fragen von Gut und Böse, Richtig und Falsch beschäftigt haben. Das fasziniert viele Gelehrte, die in Klöstern und Universitäten immer mehr antike Schriften aufstöbern.

Was als literarische Bewegung beginnt, mündet in eine kulturelle Zeitenwende. Denn bislang hat die Kirche bestimmt, was moralisch recht und unrecht ist. Nun stellen Gelehrte, geschult an den Erkenntnissen der Antike, ein neues Wertesystem neben die religiösen Regeln, in dem die Vernunft, das Bewusstsein und Urteil jedes Einzelnen gefordert sind. In dem der Mensch sich gemäß der vom römischen Staatsmann Cicero inspirierten *studia humanitatis* vervollkommen soll – weshalb Bruni und seine Mitstreiter in Florenz und anderen italienischen Städten zu den ersten sogenannten Humanisten zählen.

Die politische Konsequenz: In den Augen der Humanisten müssen die Herrschenden dem Gemeinwohl dienen, sollen sich die Bürger engagieren. In der Republik Florenz sehen viele Gelehrte ihre Forderungen bereits verwirklicht. Denn hier haben alle Bürger die Möglichkeit, sich am öffentlichen Leben zu beteiligen, müssen sich zudem die regierenden Kaufmannsfamilien an eine Verfassung halten (dass nur Reiche die vollen bürgerlichen Rechte genießen, stört die Intellektuellen weniger).

Um 1403 mischt sich Bruni erstmals in Staatssachen ein – und schärft dabei

seine Worte zur Waffe: Im Streit mit Mailand röhmt er Florenz als Hort der Freiheit und lässt den Herrscher der lombardischen Metropole als Tyrann erscheinen. Mit dem segensreichen Einfluss der Kultur am Arno rechtfertigt er zudem die Herrschaft von Florenz über andere toskanische Städte.

1405 stellt Bruni seine Wortgewalt in den Dienst der Kirche. Er arbeitet für den Papst, verfasst apostolische Briefe, setzt Urkunden und Verträge auf. Mit oft harschen Schriftstücken maßregelt er all jene, die sich der weltlichen Macht des Heiligen Stuhls entziehen wollen.

Nach seiner Rückkehr an den Arno schreibt er Bücher, darunter eine Biografie über den antiken Philosophen Aristoteles. Er veröffentlicht einen Leitfaden zur Kunst der Übersetzung, seine eigenen Werke werden ins Englische, Französische und Spanische übertragen.

Und wieder zeigt sich der Feingeist als aggressiver Propagandist: 1427 in ein hohes Amt gewählt, beschimpft er im neu entfachten Krieg gegen Mailand den Feind als hinterlistige „Schlange“, von der eine „ungeheure und beängstigende Gefahr“ ausgehe und die daher notfalls bis aufs Blut zu bekämpfen sei.

Vor seinem Tod 1444 vollendet er noch sein Meisterwerk: In der „Geschichte des florentinischen Volkes“ besingt er die jahrhundertealte Freiheitsliebe seiner Mitbürger – und prägt damit das Selbstbild der Stadt weit über sein Leben hinaus. ■



Humanisten wie Leonardo Bruni (um 1370–1444) stellen das vernunftbegabte Individuum ins Zentrum ihres Denkens. Doch legitimiert der Gelehrte auch Gewalt. So verkörpere die Republik Florenz die Ideale der Freiheit und habe daher das Recht, angeblich tyrannische Nachbarn wie Mailand zu bekämpfen



Im Auftrag von Piero de' Medici
– dem Sohn Cosimos – malt der
Künstler Benozzo Gozzoli ab
1459 ein prächtiges Fresko. Und
versetzt die Mitglieder des
Clans und ihre Gefolgsleute in
die biblische Geschichte der
Heiligen Drei Könige

Machtübernahme – 1459

COSIMOS

Die Medici sind um 1420 reich an Geld, aber arm an politischem Einfluss. Doch dann ent
gebieten – und erhebt sich selbst zum inoffiziellen Herrn der Stadt. In Kunstwerken lässt die

TRIUMPH

machtet ihr ehrgeiziges Oberhaupt Cosimo jene Clans, die seit Langem über Florenz
Familie fortan sich und ihren Aufstieg glorifizieren — Text: CAY RADEMACHER; Bilder: BENOZZO GOZZOLI

In Florenz, so scheint es, wird alles zur Kunst – selbst das Handwerk der Politik. In der Renaissancestadt wirken nicht allein Maler und Baumeister, die ihre Metiers aus allen Traditionen reißen und in die Moderne werfen. Hier wirkt auch ein Staatsmann mit kühlem Kopf und kaltem Herzen, der die Politik aus dem Mittelalter löst und in ein höchst gegenwärtig wirkendes Machtspiel verwandelt: Cosimo de' Medici versteht besser als alle Zeitgenossen, dass Geld Einfluss ist.

Nicht auf eine gottgegebenen Ordnung, nicht auf blaues Blut, nicht einmal auf das Schwert gründet sich Cosimos glänzende Herrschaft, sondern auf kluge Investments. Mit günstigen Krediten und soliden Immobilien, mit großzügigem Sponsoring und diskreten Geldgeschen-

ken spinnt er ein goldenes Netz guter Beziehungen, geschickter Propaganda und, ja doch, vollendeter Eleganz; ein Netz, in das er Florenz einhüllt, bis es ihm gehorcht.

Cosimo de' Medici ist nicht der Erste seiner Art, aber wahrscheinlich der Virtuoseste, seine Vita bis heute ein Lehrstück. Er hat der Welt gezeigt, wie man in einer Republik nach ganz oben kommt, indem man Koalitionen schmiedet, Gegner ausmanövriert, die öffentliche Meinung manipuliert. Und wie man dabei schließlich, scheinbar ganz legal, die Republik von innen aushöhlen kann, bis sie bloß noch eine Hülle ist. Eine Hülle, unter der sich eine Herrschaft verbirgt, die – obwohl sie ohne Gewalt und Terror auskommt – an eine neuzeitliche Diktatur erinnert.

Diktatur – das ist genau das, was die Florentiner seit Generationen um jeden Preis verhindern wollen! Zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert hat sich deshalb ein höchst komplexes Herrschaftssystem ausgebildet. Formal führt die *Signoria* die Regierung der Republik Florenz, sie residiert im gleichnamigen Palazzo: ein Gremium aus dem *Gonfaloniere di Giustizia*, dem „Bannerträger der Gerechtigkeit“ – einer Art Staatsoberhaupt – und acht Prioren.

Der *Signoria* stehen zwei Räte zur Seite: die „Zwölf guten Männer“ und die „Sechzehn Bannerträger der Bürgerkom-

panien“. *Signoria* und Räte bilden die „Drei Hauptämter“. Man darf sich das nicht als moderne Regierung mit Ministern und Staatssekretären vorstellen, ein jeder mit genau definierten Kompetenzen. Es ist eher eine auf drei Gremien verteilte 37-köpfige Honoratiorenversammlung, die irgendwie die Regierungsgeschäfte führt.

Zusätzlich sind weitere Institutionen ins Staatsgefüge eingezogen worden. Um nur zwei zu nennen: Bei bestimmten Anlässen kann die *Signoria* eine *Balia* einsetzen, eine Sonderkommission mit außerordentlichen Machtbefugnissen; und ebenfalls in Sonderfällen kann sie ein *Parlamento* einberufen, eine Versammlung, in der das ganze Volk per Akklamation bestimmte Gesetze oder Maßnahmen gutheissen darf.

Ach, das Volk ... Bei Weitem nicht alle Einwohner können die politischen Geschicke der Stadt als Bürger mitbestimmen. Florenz ist in vier Stadtbezirke aufgeteilt, von denen jeder wiederum aus vier Bannervierteln besteht.

Alle drei bis fünf Jahre bestimmen Honoratioren aus jedem Bannerviertel Kandidaten, die für die politischen Ämter in der Stadt infrage kommen: erwachsene Männer, die in Florenz selbst wohnen, keine Steuerschulden haben

COSIMO ORGANISIERT DIE



und einer der insgesamt 21 Zünfte angehören.

Wahrscheinlich, genaue Zahlen kennt niemand, schaffen um 1430 nur etwa 4000 der rund 40 000 Florentiner diese Hürden. 4000 Namen, die auf Zettel geschrieben werden. Zettel, die auf mehr als 30 lederne Beutel verteilt werden. Lederbeutel, die in der Franziskanerkirche Santa Croce verwahrt und alle paar Wochen zu einem *Tratta* genannten Spektakel hervorgeholt werden.

Fast alle wichtigen Ämter in Florenz nämlich werden unter den Bürgern in einer Art Lotterie bestimmt. Alle zwei Monate etwa werden der Gonfaloniere und die acht Prioren der Signoria neu gelöst, alle drei Monate der Rat der Zwölf guten Männer, alle vier Monate der Rat der Sechzehn Bannerträger.

Als wäre dies nicht schon kompliziert genug: Für die Signoria kommen nur die zuvor sorgfältig ausgewählten Namen aus acht der mehr als 30 Losbeutel infrage. Bestimmte Ämter dürfen nur von Angehörigen der sieben angesehensten (der „höheren“) Zünfte angetreten werden und nur von Männern, die mindestens 30 Jahre alt sind. Auch müssen alle Stadtbezirke und Bannerviertel gleichmäßig berücksichtigt werden. Und wessen Vater, Großvater oder Bruder

bereits ein Amt erlost hat, der darf selbst nicht berufen werden, damit nicht eine Familie zu viel Macht anhäuft.

Und so gerät jede Tratta zu einem langwierigen, spannenden, für die meisten Zuschauer wohl undurchschaubaren Nervenkitzel. Für jedes zu vergebende Amt werden die passenden Beutel bereitgestellt.

Sobald daraus ein Namenszettel gezogen worden ist, stellt sich die erste Frage: Lebt der Betreffende noch? In einer Zeit von Seuchen, in der viele Florentiner nicht einmal ihren 28. Geburtstag erreichen, schlägt der Tod große Lücken in die nur alle paar Jahre aktualisierten Bürgerlisten. Dann: Ist der Kandidat noch immer schuldenfrei? Ist ein Verwandter schon im Amt? Manchmal, so darf man vermuten, werden Dutzende Namen gezogen und wieder verworfen, bis endlich ein passender Mann gefunden worden ist.

Wie kann man Florenz regieren, wenn die wichtigste Qualifikation unvorhersehbares Losglück ist? Und wenn man kaum Erfahrung hat, weil man nach

wenigen Monaten schon wieder seinen Posten räumen muss? Florenz ist doch kein Dorf – die Stadt beherrscht weite Teile der Toskana und ist einer der größten italienischen Stadtstaaten, dazu ein Banken- und Handelszentrum von internationaler Bedeutung.

Die kurzen Amtszeiten und das Los sollen in der Theorie dafür sorgen, dass kein Florentiner auf Dauer Macht in Händen hält, dass niemand sich über die anderen erhebt, dass die Republik von – prinzipiell – gleichen Bürgern mit gleichen Chancen getragen wird.

In Wahrheit jedoch erreicht die komplizierte Verfassung genau das Gegenteil: Da, wo alle herrschen sollen, herrschen bloß wenige.

Die Macht versteckt sich an vermeintlich unscheinbaren Stellen des Systems. So sind zwischen vier und sechs *Accoppiatori* („Zusammensteller“) aus dem Kreis der städtischen Honoratioren dafür zuständig, die Namenszettel auf die Lederbeutel zu verteilen. Doch welche subtilen Einflussmöglichkeiten verbergen sich hier!

Wer den Posten eines Accoppiatore erlangt oder sich mit den Accoppiatori zusammentreut, der kann den Mechanismus auf raffinierte Weise manipulieren: Verbündete werden strategisch geschickt

Der Zug der Heiligen Drei
Könige beginnt in Jeru-
salem – das der Künstler hier
in die Hügelregion des
Mugello versetzt hat, die
ursprüngliche Heimat
der Medici

FAMILIE WIE EINE ARMEE



Rivalen verbannen **Cosimo de' Medici** zeitweise aus Florenz, doch mit Geld und politischem Talent steigt der Bankier 1434 auf zum einflussreichsten aller Bürger



Piero de' Medici, seiner Krankheit wegen »der Gichtige« genannt, beerbt 1464 seinen Vater Cosimo als Patriarch – und auch er übersteht einen Aufstand anderer Familien

auf die Beutel verteilt, mögliche Rivalen beim Füllen der Beutel benachteiligt. Formal bleibt es beim Losglück, tatsächlich jedoch haben sich die Chancen entscheidend verändert. Zudem werden eigens kleinere Sonderbeutel geschaffen, um die Gewinnaussichten für der Elite besonders genehme Männer deutlich zu verbessern.

Viel größeren Einfluss als die Accoppiatori haben jene Florentiner, die die Signoria beraten. Gerade weil die Prioren so rasch wechseln und oft genau so unerfahren sind, dürfen sie nach eigenem Gutdünken Bürger zu „Konsultationen“ herbeiholen, in denen formal nichts beschlossen werden darf.

Tatsächlich jedoch ist dieses informelle Gremium das eigentliche Gehirn der Republik Florenz. Denn hier werden immer wieder dieselben Köpfe der größten und reichsten Familien zusammengerufen, hier werden, getarnt als Ratschläge, die wichtigen Entscheidungen formuliert, die dann die Signoria bloß noch ausführt.

Das ist die Konstante bei aller Zufälligkeit des Losglücks, das Geheimnis des Florentiner Erfolges: In den Beratungen werden im frühen 15. Jahrhundert stets mehr als 50 Männer gehört – die angesehenen Häupter großer Familien, ein paar Dutzend Clanchefs, die sich keiner Wahl und keinem Los stellen müssen.

Florenz ist eigentlich eine als Republik geschminkte Oligarchie.

Diese Oligarchie, das sind Familien wie die Albizzi, Spini, Peruzzi, Strozzi – Familien, deren Ahnen schon seit Generationen die Politik dominieren. Der Bankier Palla Strozzi ist einer der reichsten Männer Europas, ein Spini rühmt sich, Freund des Papstes Bonifaz VIII. zu sein. Niccolò da Uzzano, der wortmächtigste Redner dieses Zirkels, ist der wohl angesehenste Florentiner Staatsmann des beginnenden 15. Jahrhunderts. Die großen Familien sind untereinander durch vielfältige Heiraten verbunden, durch Geschäfte, durch Kredite, die sie sich gegenseitig zugestehen.

Vielleicht 100 Männer zählen zu diesem Machtkreis: Clanchefs, deren Brüder, Cousins, Schwager. Sie sind so zahlreich, dass, wie auch immer das Losglück ausfällt, stets einige der Ihnen wichtige Ämter besetzen. Und Politiker

wie Uzzano werden praktisch immer in den Beratungen gehört.

Es ist eine Gruppe stolzer, konservativer Familien, die sich da zusammengefunden hat, als Auslese einer generationenlangen Politik. Ein Aufstrebender im Kreis dieser machtbewussten Männer ist Rinaldo degli Albizzi.

Albizzi hat seine dominierende Stellung, wenn man so will, von seinem Vater Maso geerbt, denn der hatte es verstanden, die Oligarchen um sich zu scharen (siehe Seite 30). Rinaldo hätte seine Position nämlich wohl alleine kaum aufbauen können. Er ist eitel, impulsiv, ein Politiker, der, so ein Augenzeuge, „nicht wusste, was er wollte, außer, als vornehmster Mann anerkannt zu werden“. Albizzi sei „so stolz, dass er mit jedem anderen Mann den Fußboden wischt“.

Der von diesem erratischen Oligarchen geprägte Zirkel ist denn auch, wie seine eigenen Anhänger in vertraulichen Briefen klagen, „undiszipliniert“, ja „zügellos“. Und er ist – vielleicht – auch irgendwie erschöpft: Wenn Familien über Generationen Einfluss haben, dann kommt eben irgendwann eine Generation ans Ruder, der die Geschicklichkeit und der Willen der Vorfahren fehlen.

Ab etwa 1425 schlittern jedenfalls mehrere Oligarchen von Florenz in die Krise. Ridolfo di Bonifacio Peruzzi, ein Gefolgsmann Albizzis, gibt zum Beispiel für die Steuer 1427 (die Unterlagen haben sich bis heute erhalten) sein Vermögen mit 20 542 Florin an. Nur sechs Jahre später ist es auf 12 130 Florin zusammengeschmolzen – auch weil Peruzzi anderen Clans aus Albizzis Kreis Kredite gewährt hat, die er aber wohl abschreiben muss. Ein Zeichen dafür, dass der ganze Zirkel schlechte Geschäfte macht. „Ich fühle mich zu Nichts reduziert und ohne große Hoffnung auf Erholung“, klagt er resigniert in einem Schreiben.

Und ausgerechnet jetzt, da die alten Eliten bereits wirtschaftlich taumeln, greift eine neue Familie auch nach deren politischem Einfluss: die Medici.

Cosimo de' Medici ist Mitglied eines Clans, der reich ist an Geld, aber nicht an Macht.

Den Albizzi und ihren Verbündeten gelten die Medici als Emporkönnylinge, die im Regiment der Stadt nichts

zu suchen haben. Als *gente nuova*, „neue Leute“, verachteten diese Patrizier alle Aufsteiger – alle Familien, deren Ahnen erst nach der Pest 1348 oder noch später ein Vermögen gemacht haben.

Die Familie Medici gehört zu diesen verachteten „neuen Leuten“ und zugleich auch irgendwie nicht: Denn der aus dem nördlich von Florenz gelegenen Mugello stammende Clan ist schon am Ende des 12. Jahrhunderts eingewandert – ein altes Haus also, einerseits.

Andererseits versank die Familie um 1350 in Skandalen. Die Medici waren als unzuverlässig und streitsüchtig verrufen, die meisten zogen sich aus Bank- und Handelsgeschäften zurück. Das Vermögen schmolz, der politische Einfluss war dahin. Doch Ende des Jahrhunderts errang ein Clanmitglied großen Erfolg im Bankgewerbe: Giovanni di Bicci de' Medici (siehe Seite 20). 1402 wurde er in die Signoria gelöst, der erste Medici seit Jahrzehnten in dem Gremium.

Als sich der alternde Giovanni um 1420 stärker politischen Funktionen zuwendet, übernimmt sein Sohn Cosimo gemeinsam mit dessen jüngerem Bruder Lorenzo die Bank und wird schließlich zum Haupt des Clans.

Die Familie ist inzwischen äußerst wohlhabend, auch ihr Einfluss ist ge-

wachsen. Doch die Albizzi und ihre Verbündeten werden die Medici-Familie niemals als eine der Ihren akzeptieren. Cosimo weiß das, und deshalb verfolgt er – der geborene Politiker, ehrgeizig, zielstrebig, fantasievoll, hart und begabt mit außerordentlicher Menschenkenntnis – von dem Tag an, da er die Familienleitung übernimmt, eine klare Strategie: Er schmiedet seinen eigenen Zirkel, der jenen der Albizzi vernichten soll.

Cosimo de' Medici geht daher in die Politik wie in einen Krieg: Die Familie organisiert er wie eine Armee; die zahllosen Institutionen und die Losverfahren der komplizierten Republik sind ihm die Schlachtfelder; und seine wichtigste Waffe ist das Geld.

Nach innen herrscht straffe Disziplin: Cosimo folgt seinem Vater als Patron, sein Cousin Averardo ist der wichtigste Offizier, weitere Verwandte kontrollieren bedeutende Posten der weitverzweigten Bank.

Aus der Bank investieren die Medici Florin um Florin in Geschäfte, die keine Zinsen einbringen, dafür jedoch Prestige und Einfluss. So sponsern sie die Künstler Michelozzo und Donatello, verschaffen ihnen Aufträge. Jedes Kunstwerk, das von den Meistern fortan vollendet wird, ist deshalb ein wenig auch wie ein Denkmal für die Medici – subtile Erinnerung daran, wem die Stadt diese Schönheit zu verdanken hat.

Die Familie finanziert auch den Dominikanern den Ausbau ihres Klosters. Diese fromme Tat erhöht ebenfalls ihren Ruhm, sie gewinnen zudem wichtige Verbündete.

Überhaupt: Anhänger. So zahlreich der Clan ist – 32 Haushalte umfasst die Familie –, so notwendig sind doch auch Verbündete, die *amici*. Die Medici, die Wohltäter, gewähren hier einen günstigen Kredit, lassen dort jemanden zu niedriger Miete in einem ihrer Häuser wohnen, finanzieren hier die standesgemäße Mitgift für eine ehewillige Tochter, übernehmen dort die Steuerschuld eines Bürgers, der wegen dieser Schulden sonst aus der Wahlliste zu rutschen droht.

Immer mehr Männer werden über die Jahre so zu „Freunden“ der Medici – oder „Kreaturen“, wie manche Zeitgenossen weniger respektvoll, aber vielleicht realistischer schreiben. Manche entstammen, wie der Clan selbst, alten Familien, die aber irgendwann von der Macht ver-

drängt worden sind, etwa den Dietisalvi. Andere sind *Gente nuova*, ehrgeizig, doch von der Elite ausgeschlossen. Domenico di Zanobi Frasca, zum Beispiel, „war tatsächlich ein Niemand“, vermerkt ein Florentiner Zeitzuge, aber „er erwarb unter Cosimos Förderung großen Reichtum“.

Die Strategie der Medici ist im Grunde nicht neu. Schon lange sammeln die Florentiner Oligarchen Gefolgsleute um sich, indem sie Wohltaten aller Art gewähren. Doch die Familie perfektioniert diese Patronage nun, treibt sie zum Äußersten – und verleiht ihr so eine ganz neue Qualität.

Irgendwann haben die Medici schließlich eine Anhängerschar um sich versammelt, die ähnlich zahlreich ist wie die der Albizzi. Nun hilft ihnen schon die Mathematik, in die Macht einzusickern: Je mehr Leute sie haben, desto häufiger werden diese auch in Ämter gelöst.

Mehr noch: Während der Zirkel der Albizzi eher einer informellen Vereinigung ehrenwerter und unabhängiger Familien gleicht, gilt bei den Medici Befehl und Gehorsam: Niemand zweifelt, wer hier der Boss ist. Als „Wohltäter“ rühmen die Anhänger ihren Clanchef, gar als „Vater“ – in Briefen, die im Übrigen in Andeutungen und knappen Hinweisen gehalten sind, damit kein Außenstehender, wenn er ein Schreiben abfängt, über die Pläne der Medici informiert wird.

Und während Rinaldo degli Albizzi so starr und stolz ist, dass er sogar auf Gleichgestellte herabsicht, blickt Cosimo bis hinunter ins Volk. Giovanni Benci, aus bescheidenen Verhältnissen, aber ein genialer Geldmensch, erhebt er zum Chefprokuristen der Bank. Der Handwerker Puccio Pucci macht für die Medici Werbung unter den kleinen Bürgern. Notare wie Martino Martini, die im Palazzo della Signoria die juristische Tagesarbeit erledigen, nimmt er in seinen Kreis auf – fortan liefern sie ihm Insiderwissen aus dem Zentrum der Macht.

Für Rinaldo degli Albizzi muss es so sein, als stünde er auf Treibsand. Alle acht Wochen zum Beispiel wird ja für die Signoria gelöst – und immer wieder fällt die Ehre des Priorenamtes nun auf einen Medici-Mann oder gleich auf mehrere. In dem Maße, in dem die alten Familien

Der hier etwa 15-jährige **Galeazzo Maria Sforza** ist der Sohn eines Verbündeten der Medici, des mächtigen Herzogs von Mailand. Wie ein Despot regiert er ab 1466 als dessen Nachfolger



Florentiner Bürger (r.) empfangen die Heiligen Drei Könige. Eine mögliche Anspielung auf Cosimos Rückkehr aus dem Exil: Unter dem Beifall der Einwohner zieht er 1434 in die Arnstadt ein

DER MEDICI GEWINNT MEHR ANHÄNGER



IMMER



Macht und Prestige abgeben, gewinnen die neuen. Während die alten Eliten über Verluste klagen, schwimmen die Medici förmlich im Geld – und verteilen es auch noch großzügig in Florenz.

Den Albizzi und ihren Verbündeten zerfällt die Macht in Händen, und bei dieser Erosion müssen sie auch noch hilflos zusehen. Denn alles, was die Medici machen, ist ja legal: Solange sie Geld haben, gewinnen sie Anhänger. Solange sie Anhänger gewinnen, gewinnen sie mehr Ämter. Solange sie Ämter anhäufen, vermehren sie ihre Macht. Und je größer ihre Macht wird, desto besser können sie mit ihrer Bank noch mehr Geld verdienen. Ein Teufelskreis.

Noch bedrohlicher aus Rinaldo degli Albizzis Sicht: Sein eigener Bruder Luca läuft zu den Medici über, heiratet in deren Clan ein, stimmt fortan im Sinne Cosimos ab. Wie könnte noch deutlicher werden, dass Rinaldo die Kontrolle entgleitet?

1426 wird ihm und den Seinen endgültig klar, dass der scheinbar unaufhaltbare Aufstieg der Medici aufgehalten werden muss. Um jeden Preis.



Ein anonymes Gedicht, das eines Morgens an die Tür des Palazzo della Signoria geheftet ist, eröffnet eine neue, verschärzte Runde im Machtkampf: „Und wenn sich ein großer Kaufmann oder ein Bürger aus alter Familie zur Wahl stellt, dann ist sein Schicksal wie Wasser in einem Sieb.“ In eleganten Versen beklagt der Autor die Verdrängung der alten Häuser durch den Aufstieg „der neuen Leute, die ihnen alles verdanken“.

Wer hat's geschrieben? Niemand kann es beweisen, doch viele flüstern, dass nur ein Florentiner den Willen und das Talent für eine derart elegante Kriegserklärung hat: Niccolò da Uzzano.

Und jedermann kann sich denken, wer die „neuen Leute“ sind.

Im Juli oder August 1426 versammeln sich konspirativ Rinaldo degli Albizzi, Niccolò da Uzzano und andere Clanchefs in der Kirche Santo Stefano al Ponte, und da spricht niemand mehr in Reimen und Andeutungen. Rinaldo wettert gegen die Amici der Medici, die „von Natur aus unwürdig und bösartig“ seien. Man müsse, fordert er, die Losbeutel um „diese verfluchten Leute leeren“, sie also aus den Wahllisten streichen. Er plädiert für eine „Wahl mithilfe des Schwerts“, und er fordert Bewaffnete, um den Palazzo della Signoria vor „dem Mob zu schützen“.

Das konspirative Treffen ist allerdings so wenig heimlich, dass halb Florenz darüber spricht. Selbst Chronisten hören so viele Details, dass sie Albizzis Tirade im Wortlaut überliefern. Allein: Den markigen Worten folgen zunächst keine Taten.

Cosimo de' Medici weiß natürlich, dass sich da etwas gegen seine Familie zusammenbraut. „Nicht wenige unserer Freunde“ fürchteten Albizzi, schreibt er seinem Cousin Averardo. Seine Briefe bleiben jedoch recht unbestimmt. Die Medici wählen statt Worten lieber Taten: Sie demonstrieren die gegnerische Gruppe.

Der Kanzler genannte Chef der Staatsverwaltung ist Paolo di Lando Fortini. Sein Amt wird nicht ausgelost, er kann auf Jahre hin arbeiten – und Fortini ist ein Gegner der Medici.

Die jedoch haben sich ja Martino Martini, einen Mitarbeiter Fortinis, gewogen gemacht. Der Notar versorgt sie mit geheimen Informationen. Als im November 1427 das Losglück eine Signoria bestimmt, in der Freunde und Schuldner der Medici die Mehrheit haben – da entlässt die Signoria Fortini, wahrscheinlich auch aufgrund von Material, das Martini zusammengestellt hat.

Als neuer Kanzler wird der große Humanist Leonardo Bruni bestellt, ein Sympathisant der Medici. Damit haben sie sich, ohne dass sie bei dem Coup offiziell in Erscheinung getreten sind, einen gewaltigen Einfluss im Herzen der Macht verschafft. Denn selbst wenn sich die Zusammensetzung der Signoria rasch wieder ändert wird – einen so berühmten Gelehrten kann niemand mehr so einfach als Kanzler entlassen.

Immer häufiger warnen nun Florentiner in Reden vor Exil und Gewalt, ihr Ton verrät, dass für die Bürger, gleich

welcher Gruppe sie zuneigen, ein finaler Machtkampf unausweichlich zu sein scheint. Eine gewittrige Spannung liegt über der Stadt, aber der Donnerschlag will einfach nicht kommen.

Ende 1429 wird auf Niccolò da Uzzano ein Mordanschlag verübt, der scheitert – oder vielleicht gar kein Anschlag ist, und die Geschichte bloß erfunden. Die Albizzi sehen die Medici als Auftraggeber, die Medici halten den Vorfall für eine Scharade, die sie diskreditieren soll. Und die Signoria schlägt das Verfahren nieder, weil sonst „in solch einem Skandal zahllose Ärgernisse entstehen“. Mit anderen Worten: Die Spannung ist schon so groß, dass niemand mehr wagt, das Attentat gründlich zu untersuchen, aus Angst, dass die Nachforschungen einen Bürgerkrieg provozieren könnten.

Am Ende ist es ein anderer Krieg, der Florenz noch einmal eine Atempause gewährt. Ende 1429 bricht ein Konflikt mit der Nachbarstadt Lucca aus. Die Ursachen sind verschlungen, aber das ist gleichgültig: Es sind vor allem viele aus den großen Familien von Florenz, die diesen Krieg wollen. Denn im Krieg lassen sich Macht und Prestige erringen – wenn man ihn gewinnt.

Rinaldo degli Albizzi eilt denn auch sofort als Kriegskommissar ins Feld. Cosimo de' Medici, nach dem Tod des Vaters im selben Jahr endlich offizielles Oberhaupt der Familie, hingegen bleibt in Florenz, hat anfangs nicht einmal ein Amt inne. Und dann? Albizzi kampiert mit Söldnertruppen irgendwo in der Toskana, aber nichts will ihm so richtig gelingen. Seine Briefe sind erhalten und zeigen seine zunehmende Verzweiflung. Zu wenig Truppen, zu wenig Geld! Über Truppen und Geld wird nämlich in Florenz entschieden, und aus Florenz kommt irgendwie nie genug Unterstützung.

Albizzis Feldzug gerät zum Desaster. Lucca, viel kleiner als der Rivale, bereitet den Florentinern 1430 eine schmähliche Niederlage. Nun drohen höhere Steuern, all die Soldaten müssen ja finanziert werden. Aber durch wen?

Durch Cosimo de' Medici.

Während sich Rinaldo degli Albizzi in einem zunehmend unpopulären Getümmel verkämpft, übernimmt Cosimo vorerst die Kriegskosten der Republik



Dieser Mann könnte Dietisalvi Neroni nachempfunden sein: Der zählt zu Cosimos Unterstützern, wendet sich später aber gegen dessen Sohn und muss daraufhin Florenz verlassen



Unter anderem die markante Haken-nase weist darauf hin, dass es sich hier um Roberto di Niccolò Martelli handeln mag. 25 Jahre lang leitet er die Medici-Bank in Rom



Benozzo Gozzoli schafft das riesige, farbenprächtige Dreikönigsfresko ab 1459. Der Maler fügt sich auch selbst in sein Werk ein – vermutlich sogar gleich an drei Stellen

(und sorgt so dafür, dass seine Mitbürger eben nicht noch höhere Steuern zahlen müssen). 155 887 Florin streckt er der Republik vor, 27 Prozent der gesamten Kriegskredite, weit mehr als jeder andere Florentiner. Seine Anhänger bürgen zudem für weitere Anteile.

Als Florenz im April 1433 dann schließlich mehr schlecht als recht Frieden schließt, steht Albizzi allgemein als Verlierer da. Cosimo de' Medici hingegen gilt nicht allein als Wohltäter, ja Retter. Sein Kredit ist so extrem groß, dass jedermann sieht: Ohne Cosimos Geld kann Florenz gar nicht mehr existieren.

Cosimo hat sich die Republik gekauft. „Deine Freunde“, schreibt ein Vertrauter an Averardo de' Medici, „haben wirklich den Wind in den Segeln, und sie fahren auf allen Gewässern.“ Was soll ihnen jetzt noch geschehen?

Venedig, 10 000 Florin gehen an die Niederlassung in Rom. Kurz: Cosimo schafft sein Bargeld aus der Reichweite seiner Feinde. Und dann zieht er sich, vorgeblich zur Erholung, auf seinen Landsitz im Mugello zurück.

Der Rivale gedemütigt, die Stadt in seiner Kasse – warum greift Cosimo nicht jetzt zur ganzen Macht?

Es sind zwar zahlreiche seiner Briefe erhalten, doch was wirklich in diesen Tagen durch seinen Kopf geht, weiß niemand mehr. Man muss es aus dem rekonstruieren, was folgen wird. Sicher weiß Cosimo um die tiefe Verehrung, die die Republik bei seinen Mitbürgern genießt. Ein Florentiner will frei sein oder zumindest die Illusion haben, frei zu sein. Wer die Republik antastet, macht sich alle Bürger zu Feinden.

Also wartet Cosimo ab: Seine Gegner sollen nicht nur, sie müssen den ersten Schlag führen. Wenn die Albizzi-Gruppe zuschlägt, dann sind diese Leute – ausgerechnet die alten Eliten! – die Umstürzler, die Feinde der Ordnung, die Störer der Republik. Dann, und erst dann, können die Medici zurückschlagen. Cosimo wird sich als Retter der Republik

aufspielen und zugleich seine Feinde zerschmettern. Danach wird ihm ein Staat in die Hände fallen, in dem es keine Gegner mehr gibt.

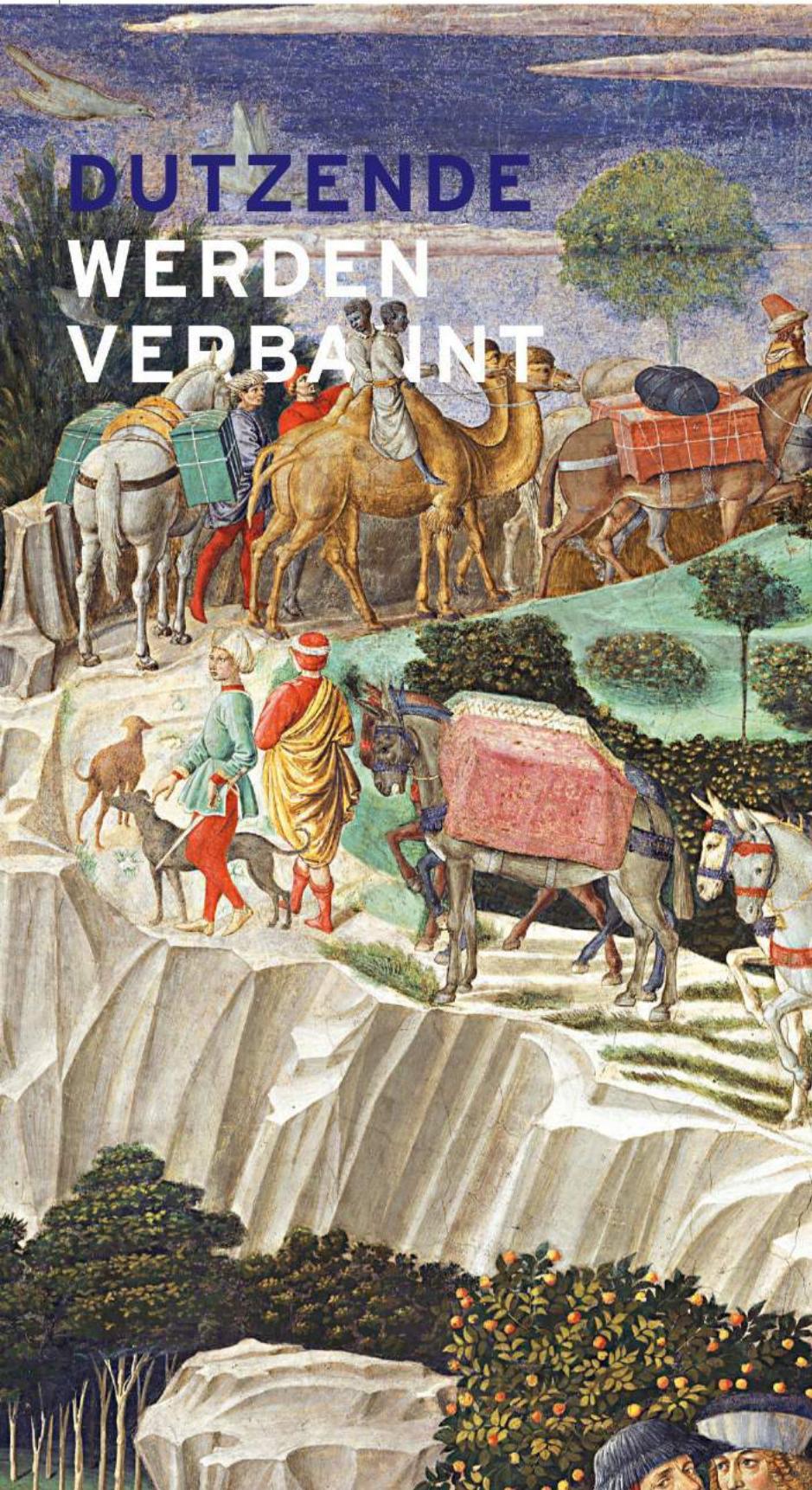
Er muss nicht allzu lange im Mugello ausharren.

Zum 1. September 1433 bestimmt das Los eine Signoria, die den Medici extrem feindlich gesinnt ist: Zum Gonfaloniere wird Bernardo Guadagni erhoben, der gar nicht mehr auf der Wahlliste stünde, wenn ihm Rinaldo degli Albizzi nicht die Steuerschuld bezahlt hätte. Einer der Prioren ist Bartolomeo Spini, dessen Clan durch die Papst-Geschäfte der Medici ruiniert worden ist. Insgesamt sind von den neun Männern sechs Anhänger der Albizzi.

Schon zum 5. September wird Cosimo de' Medici aus dem Mugello zu „Beratungen“ in den Palazzo della Signoria nach Florenz bestellt. Wahrscheinlich weiß er sehr gut, dass es bloß ein Vorwand ist. Doch Cosimo, der Musterbürger, erscheint zur fraglichen Stunde.

„Nach einiger Zeit wurde ich von der Signoria aufgefordert“, wird er sich Jahre später erinnern, „mich ins obere Stockwerk zu begeben, wo ich vom Hauptmann der städtischen Wache in eine Gefängniszelle eingeschlossen wurde. Als

Viel, sehr viel. Im Mai 1433, kaum ist der Krieg vorüber, macht Cosimo, um in nautischen Metaphern zu bleiben, sein Schiff sturmfest. Nun erbittet er von den Mönchen, die er so häufig gefördert hat, Gefälligkeiten: 3000 Venezianische Dukaten deponiert er im Kloster San Miniato al Monte, 5877 Dukaten bei den Dominikanern von San Marco. 15 000 Florin schickt er zur Medici-Filiale nach



DUTZENDE WERDEN VERBAINT

Auch der Warentransport muss in Gozzolis Bild vorkommen – schließlich ist Florenz durch den Fernhandel reich geworden. Doch kaum jemand in der Stadt macht so gute Geschäfte wie die

sich die Kunde davon verbreitete, geriet die ganze Stadt in Aufruhr.“

Welch kühler Ton für so ein Ereignis! Da wird ja einer der reichsten Bürger im Regierungssitz ohne Begründung eingekerkert. Und doch sind diese nüchternen Zeilen nicht bloß dem Charakter ihres Autors, sondern in einem tieferen Sinne auch dem Ereignis angemessen. Denn Cosimo behält selbst noch im Kerker die Kontrolle über die Situation. Seine Häscher besticht er rasch mit ein paar Hundert Florin, damit sie ihn gut behandeln. Und irgendein Notar informiert ihn so präzise über die Beratungen der Signoria, dass er auf den Namen genau weiß, wer für und wer gegen ihn gestimmt hat.

„In der Stadt verbreitete sich die Nachricht, dass Cosimo im Stadtpalast festgehalten werde. Von dieser Kunde waren die Bürger zutiefst erschüttert, doch wussten sie nicht, was sie tun sollten“, schreibt ein Chronist. „Rinaldo degli Albizzi aber trat mit großem Gefolge aus seinem Palast und ritt zur Piazza della Signoria, gefolgt von den Peruzzi, Gianfigliazzi und allen anderen, die zu seiner Partei gehörten.“

Cosimo hinter Gittern, kopflose Verwirrung in den Gassen – Rinaldo muss sein Ritt wie ein Triumphzug kommen. Mit einem einzigen Schlag, so scheint es, hat er die Herrschaft über Florenz gewonnen.

Tatsächlich verliert er sie in genau diesem Moment, und er weiß es nicht einmal.

Cosimo de' Medici? Dem wird im Kerker wohl kein Haar gekrümmkt. Die anderen Medici? Die sind gar nicht in Florenz. Die zahlreichen Anhänger? Lässt man unbehelligt. Das Geld der Medici? Ist großteils unauffindbar oder unantastbar.

Die Signoria lässt zwar eine Balia einberufen, die Cosimo und einige weitere Medici als „Störer ihrer Mitbürger, Zerstörer des Staates und Verursacher

von Skandalen“ verurteilt. Cosimo muss auf zehn Jahre in die Stadt Padua (die zu Venedig gehört) ins Exil, Averardo nach Neapel. Insgesamt werden aber bloß acht Medici aus Florenz gewiesen – und sie dürfen dorthin gehen, wo bereits seit Monaten ihr Vermögen deponiert ist. Die meisten anderen Medici streicht man aus den Wahllisten – das ist praktisch alles.

Hunderte Anhänger hat Cosimo doch, Hunderte Bürger – und viele, viel zu viele bleiben auf den Wahllisten stehen. „Sie selbst steckten ihre Feinde in die Losbeutel und erlaubten ihnen, dort zu bleiben“, spottet schon ein Zeitgenosse. Und wie den Zeitgenossen, so ist auch heutigen Beobachtern schier unerklärlich, warum Rinaldo degli Albizzi zwar den ersten gewaltsamen Schlag führt, dann aber innehält. Glaubt Albizzi in grotesker Verkennung der Lage tatsächlich, dass die Medici so schwach sind, dass er bloß acht der Ihren einige Kilometer ins Exil schicken muss, um den Clan zu zerschmettern?

Oder ist Albizzi mutig genug für den ersten Schlag, aber zu feige für den zweiten? Wagt er die Verhaftung eines Mitbürgers, aber nicht die politische Ausschaltung von Hunderten?

Wie auch immer: Der Coup vom September 1433 ist eine halbe Sache und damit das Beste, was Cosimo de’ Medici passieren kann. Nach ungefähr vier Wochen wird er aus der Haft entlassen: Cosimo, der Musterbürger, fügt sich klaglos dem Urteil und leistet keinen Widerstand. Sein Weg ins Exil Richtung Padua gerät zum Triumphzug, weil ihm quer durch die Toskana Anhänger zujubeln.

Bevor man ihn ziehen ließ, hat er noch 20 000 Florin als „Kaution“ bei der Signoria hinterlegen müssen. Vielleicht will Albizzi so endlich das Bankhaus der Rivalen ruinieren. Aber Cosimo entrichtet die Summe, auch dank der Kredite aus anderen italienischen Städten.

Cosimo bleibt nur kurz in Padua – dann geht er nach Venedig, nachdem sich der Doge dafür eingesetzt hat, dass die Florentiner den Verbannungsort in die Lagunenstadt verlegen, wo auch andere Medici weilen. Als Cosimo erfährt, dass ein Verwandter mit Gewalt gegen das Exil vorgehen will, zeigt er selbst ihn bei

der Signoria an – woraufhin die sich, den diplomatischen Gepflogenheiten folgend, auch noch bedanken muss, dass er sie gewarnt hat.

In allem ist der Patron der Medici bestens unterrichtet: Piero Guicciardini, dessen Bruder ein enger Gefolgsmann Albizzis ist, steckt ihm regelmäßig Informationen aus diesem Kreis zu. Und sogar die Medici-Bank darf weiter geöffnet bleiben, die Geldgeschäfte führt der loyale und geniale Giovanni Benci.

Fast scheint alles wie zuvor zu sein: Zeit und Geld und Losglück arbeiten für die Medici, Cosimo muss einfach bloß Geduld haben. Ab März 1434 rutscht Florenz mal wieder in die roten Zahlen. Woher das Geld nehmen, wenn der größte Geldgeber nicht mehr da ist? Etwa Steuern erhöhen? Ein „Skandal“, schreibt ein Albizzi-Anhänger, „der unseren Untergang bedeuten könnte“.

Überhaupt weht seit Frühjahr 1434 ein Hauch von Defätismus durch deren Briefe. Palla Strozzi fordert am 22. Mai irgendwie „Frieden“ und wünscht sich, man würde Verurteilungen zum Exil zukünftig erschweren. Aber auch das ist, wie der Coup vom Vorjahr, bloß eine halbe Sache: keine richtige Versöhnung, nicht einmal eine neue Strategie, wie die alte Elite denn nun weiter vorgehen will. Fast scheint es, als seien die Albizzi-Anhänger schon entmachtet und müssten ratlos und passiv das Schicksal erwarten.

Und Cosimo? Der gibt, ein paar Monate nachdem die Finanzkrise virulent geworden ist, einen riesigen Kredit zu günstigen Konditionen – allerdings an die Republik Venedig. Zum einen erkaufte er sich damit weiteren Rückhalt in der Lagunenstadt. Zum anderen schickt er den Florentinern eine klare Botschaft: Das dringend benötigte Geld versteckt sich in den Truhen der Medici.

Während der ganzen Zeit wird in Florenz weiterhin alle zwei, drei, vier Monate gelost und gelost und gelost... Exakt zwölf Monate nach Albizzis Schlag bestimmt der Zufall schließlich Niccolò Cocchi Donati zum Gonfalo-

Oft lassen sich reale Vorbilder den Gemalten nicht eindeutig zuordnen.

Diese drei Reiter galten lange als Töchter Piero de’ Medicis – doch die würden Damensättel nutzen





niere, einen ergebenen Medici-Anhänger. Drei der acht Prioren sind ebenfalls Cosimo loyal, die übrigen unentschieden, aber keine Feinde des Hauses.

Jetzt wiederholt sich die Geschichte und wiederholt sich doch nicht. Am 20. September 1434 lädt die neue Signoria Rinaldo degli Albizzi zu einem „Rechenschaftsbericht“ in den Palazzo vor. Für den 29. September wird eine Volksversammlung einberufen, die Albizzis Anhänger ins Exil schicken soll. Schon lässt Donati Bewaffnete zum „Schutz“ der Versammlung zusammenziehen.

Cosimo, der Musterbürger, harrt derweil in Venedig aus. Noch ist das Exil ja rechtskräftig, noch kehrt er nicht zurück. Rinaldo degli Albizzi hingegen ruft seine Anhänger jetzt, wo alles zu spät ist, zu den Waffen.

Sonntag, 26. September 1434, eine kalte, regnerische Nacht. Albizzi, der noch zwölf Monate zuvor als Triumphator durch die Gassen geritten ist, führt einen Mob mal hierhin, mal dorthin. Den Palazzo della Signoria stürmen sie nicht, denn dort haben sich 500 Bewaffnete verschanzt. Chaos, Ziel- und Hoffnungslosigkeit. Irgendwann verläuft sich die desorganisierte Truppe, die Männer verschwinden, ohne dass Blut vergossen worden wäre. Ein erbärmliches Finale.

Drei Tage später kehrt Cosimo zurück. Er verlässt Venedig wie ein Fürst – und hat 300 frisch angeworbene Söldner im Gefolge. Kurz darauf erreicht er die Heimat. Jetzt gehört Florenz ihm.

Am Ende des Zuges warten Engelsscharen auf die Medici und ihre Freunde (r.). Gozzolis Fresko ziert die Kapelle des Palastes, den Cosimo ab 1445 errichten lässt – als Wohnhaus und als Hauptsitz der Familienbank

Am 2. Oktober 1434 verurteilt eine von den Medici handverlesene Balia Rinaldo degli Albizzi und einige Gefolgsleute zum Exil. Also alles wie vor einem Jahr, nur unter umgekehrten Vorzeichen?

Nein: Cosimo geht, kaum ist er wieder in der Stadt, mit seinen Getreuen alle Bürgerlisten durch, nimmt sich Hunderte Namen vor.

Jeder erwartet weitere Schläge – doch zunächst geschieht nichts. Die Folge: Erklärungen, Ergebenheitsadressen, Denunziationen. Bittsteller und Bittbriefe strömen zu Cosimo, unter der lastenden Angst vor Exil und Ruin zerbricht die Gruppe seiner Gegner, zerlegt sich selbst unter Verdächtigungen und Schuldzuweisungen.

Cosimo muss genau abwägen. Es gilt, die letzten zwölf Monate zu analysieren. Wer hat sich loyal gezeigt? Wer hat sich gegen die Medici gestellt? Nun sind die eigenen treuen Anhänger mit Posten und Geld zu belohnen. Die Gegner müssen hingegen möglichst vollständig und für immer aus den Ämtern gedrängt werden. Andererseits: Mancher, der zuletzt nicht loyal gewesen ist, will sich vielleicht bewähren und wird nun hundertprozentig gehorsam sein – eine goldene Gelegenheit, sich weitere „Kreaturen“ zu schaffen.

Man muss sich Cosimo und seine engsten Berater vorstellen, wie sie Stunde um Stunde Namenslisten durchgehen. Manche Bürger werden sie sofort als Feinde aussortieren. Andere werden sie in Florenz lassen, aber aus der Wahlliste streichen. Bei wieder anderen heißt es abwägen: Ist es besser, einen Mächtigen ins Exil zu schicken oder ihn in die eigenen Reihen zu holen?

Welch quälende Ungewissheit für die Bürger! In diesen Wochen ist Cosimo nicht bloß der Bankier von Florenz – sondern auch dessen Großinquisitor.

Dann, endlich, am 3. November 1434, gibt die Balia die Liste der Verbannten bekannt. Rund 90 Namen werden verkündet ... Zehnmal mehr Exilanten als im Vorjahr! War der Coup der Albizzi ein Schlag, so ist die Reaktion der Medici eine Säuberung. Fast 100 Bürger, das bedeutet ja: zusätzlich noch ihre Frauen, Kinder, andere Verwandte. Vielleicht 500 Menschen verlassen Florenz, immerhin rund ein Prozent der Bevölkerung. Viele Familien verschwinden für immer aus den Annalen der Stadt.

Und das ist nicht alles: Die Exilier-ten sind ja nicht die einzigen Geächteten. Eine ähnliche Zahl von Bürgern wird zur Unwählbarkeit verdammt. Und wie viele mehr mag ein Finanzier wie Cosimo auf subtilere Art vernichten? Angehörige der Bankiersfamilie Bardi etwa waren seinem Haus jahrzehntelang als Teilhaber und Angestellte verbunden – nach 1434 verschwinden sie einfach aus den Bü-



chern der Medici-Bank. Vielleicht, aber das ist pure Spekulation, waren sie, als Cosimo ins Exil gehen musste, nicht loyal genug.

Am Ende balanciert der Medici die Macht in der Republik zu seinen Gunsten neu aus – ohne formal die Staatsform selbst anzutasten. Denn Cosimo weiß ja, dass die republikanische Verfassung von Florenz sakrosankt ist, dass selbst ein Mann seines politischen Geschicks sie nicht ohne Folgen abschaffen könnte.

Mit Albizzi und den Seinen hat er etwa ein Viertel der mächtigsten Politiker exiliert. Ihre Reihen füllt er mit Gefolgsmännern auf. Damit hat er unter den großen Häusern der Stadt nun eine solide Anhängerschaft. In den folgenden Jahren werden die Medici in Krisen manchmal trotzdem mit Sondergesetzen regieren. Meistens jedoch reicht eine subtile Änderung der hergebrachten Ordnung: Die Ämter bleiben, und die acht Losbeutel für die wichtigsten Ämter bleiben, und die Wahllisten bleiben auch.

Nur, und das ist eine entscheidende Einschränkung: Für die Befüllung der Beutel lässt sich Cosimo immer wieder etwas Neues einfallen, um sicherzustellen, dass ihm nicht das gleiche Lospech widerfährt wie Rinaldo degli Albizzi.

Die Medici besetzen die Accoppiatori-Posten mit zuverlässigen Männern – und die bestücken die Lotteriebeutel nach Cosimos Wünschen. Sie sorgen etwa dafür, dass unerwünschte Kandidaten vor allem dann in die Auswahl gelangen, wenn sie ihr Amt nicht antreten können, weil bereits Verwandte ausgelost wurden oder sie sich gerade nicht in der Stadt aufhalten.

So hat, einerseits, jeder Florentiner immer noch die Hoffnung auf Amt und Prestige. Andererseits sichern die Gesetze der Wahrscheinlichkeit den Medici praktisch jederzeit eine Mehrheit.

Cosimo schafft, wie die Künstler seiner Zeit, ein Bauwerk mit blendender Fassade, er erzeugt eine täuschend echte Perspektive, er spielt mit der Illusion – er formt so eine Republik, die seine *persönliche Herrschaft* umhüllt. Erstmals stehen die Medici an der politischen Spitze ihrer Heimat.

Annähernd 30 Jahre wird Cosimo nach der großen Säuberung über Florenz herrschen, bis er am 1. August 1464 ins Grab sinkt. Und er wird, gleich einem Fürsten und obwohl das paradox klingt, die Herrschaft über die Republik sogar an seine Söhne und Enkel und Urenkel vererben.

So verbindet Cosimo auf gewisse Weise die Eigenschaften eines modernen Politikers mit denen eines Diktators. Er

erschafft ein Regime, das die Form des Volkswillens wahrt, das eher auf Manipulation setzt als auf Gewalt, eher auf Geld als auf Tradition, eher auf Propaganda als auf Prunk. Ein Regime, das Ämter verteilt, in denen es nichts mehr zu entscheiden gibt.

Die Florentiner der Renaissance sind große Tagebuchschreiber gewesen. Bankiers, aber auch einfache Händler und Handwerker haben zahllose private Aufzeichnungen hinterlassen, ganze Bibliotheken mit Beobachtungen aus ihrer Zeit – nur der Umbruch von 1433/34 kommt kaum vor. Da sind die Seiten leer oder belanglos, oder sie sind, wie bei Terrino Manovelli, einem Albizzi-Anhänger, heftig und bis zur Unlesbarkeit durchgestrichen worden.

Genau in jenen Monaten, in denen sich durch Cosimo das Schicksal der Stadt entscheidet, in denen ihre Geschichte aufs Innigste mit den Medici verknüpft wird, bleiben die Florentiner merkwürdig wortlos.

Aus Angst vielleicht, dass ihre Gedanken ins kalte Licht der Herrschenden gerückt, dass sie als Parteinaahme für die falsche Seite verstanden werden könnten.

Und so beginnt die Herrschaft der Medici nicht nur mit dem Triumph einer Familie und der Hoffnung auf eine neue Ära.

Sondern auch mit dem Unbehagen der Bürger. ●

Cay Rademacher, Jg. 1965, ist Autor im Team von GEO EPOCHE. Benozzo Gozzoli, 1420–1497, war ein florentinischer Maler.

DIE FRAU IM HINTERGRUND

Frauen spielen im politischen Leben von Florenz offiziell keine Rolle. Doch Lucrezia Tornabuoni, die 1444 Piero de' Medici heiratet, den bald mächtigsten Mann der Stadt, will mehr sein als Gattin und Mutter – und wird schließlich zu einer Schlüsselfigur der Metropole

Text: REINHARD SCHLÜTER

Von der viel gerühmten Bürgerfreiheit der Republik Florenz bleiben 50 Prozent der Bevölkerung von vornherein ausgeschlossen: die Frauen. Gemäß den Konventionen jener Zeit dürfen sie nicht über die Geschicke der Stadt mitbestimmen; auch die weiblichen Mitglieder der mächtigsten Familien können niemals ein Amt bekleiden.

Als Piero de' Medici, Chef des Clans und de facto der Herrscher der Metropole, im Dezember 1469 zu Grabe getragen wird, darf seine Witwe wohl nicht einmal an der Trauerfeier teilnehmen – obwohl Lucrezia Tornabuoni hinter den Kulissen der Männerwelt eine der einflussreichsten Personen von Florenz ist.

Lucrezias Weg zu einer Geltung, die kaum eine andere Florentinerin erreichen wird, beginnt mit ihrer Hochzeit zweieinhalb Jahrzehnte zuvor. Damals ist sie 17 Jahre alt, und die Verbindung folgt einem Arrangement zwischen zwei mächtigen Familien: den Medici unter ihrem damaligen Oberhaupt Cosimo, Pieros Vater, sowie den Tornabuoni, einer alten Dynastie von Händlern und Landbesitzern.

Anfangs sind die Sphären der Eheleute, wie zu dieser Zeit üblich, klar getrennt: Piero muss die Familie nach außen repräsentieren, reist trotz einer beginnenden Gichterkrankung viel für die Politik und das Geschäft der Medici, seine Frau kümmert sich um den Haushalt und – bald schon – um die Kinder.

Als Lucrezia Anfang 1449 nach zwei Töchtern (drei weitere Kinder sterben wohl im Säuglingsalter) den ersehnten Stammhalter gebiert, Lorenzo, verbessert sich ihr Status in der Medici-Familie schlagartig. Begannen ihre Briefe an Piero anfangs mit „Mein Herr und Meister“, schreibt sie ihm später vertraulich ohne Anrede und schließt mit kurzem, liebevollem Gruß.

Gemeinsam mit ihrem Gatten plant sie die humanistische Erziehung Lorenzos. Sie begeistert sich für Dichtkunst und fördert Florentiner Poeten, ist bekannt als geistvoll-witzige Unterhalterin, trägt im kleinen Kreis singend Balladen vor und beginnt selbst zu schreiben.

Als Cosimo de' Medici 1464 stirbt, gelten sein Sohn und seine Schwiegertochter längst als das erste Paar der Metropole. Doch Pieros Gichtschübe werden immer heftiger. Und je mehr er ans Haus, dann ans Bett gebunden ist, desto stärker wird Lucrezias Einfluss.

Daneben wachsen ihr nun diplomatische Aufgaben zu. 1467 reist sie nach Rom, um die Heirat Lorenzos mit einer Tochter aus der bedeutenden Adelsfamilie Orsini einzufädeln. Dort trifft sich Lucrezia auch mit Vertretern des Vatikans, woraufhin ein in Rom ansässiger Repräsentant der Medici notiert, die Kardinäle seien sich einig, „dass keine feinere Dame je Rom besucht hat“. 1469 findet in Florenz die Hochzeit statt.

Wenige Monate später stirbt Piero, nach nur fünf Jahren an der Spätze.

Bereits am Tag nach der Trauerfeier nimmt der inzwischen 20-jährige Lorenzo den Sitz seines Vaters im „Rat der Hundert“ ein. Die Erwartungen der Florentiner sind hoch – auch an Lucrezia, auf deren Erfahrung und diplomatisches Geschick Lorenzo in dieser heiklen Übergangsphase nicht verzichten will.

Der Einfluss seiner Mutter nimmt nun noch zu, an der Seite ihres Sohnes wird sie eine Schlüsselfigur der Stadt. Ganz ohne offizielles Amt, das ihr wegen ihres Geschlechts ja sowieso verwehrt ist.

Schon vor dem Tod ihres Ehemannes hat sich Lucrezia offenbar eine gewisse finanzielle Eigenständigkeit erkämpft. Nun aber kauft sie vermehrt Immobilien, Kunstwerkstätten sowie Landgüter, die sie teils vermietet, teils gegen Beteiligung verpachtet.

Und sie schreibt weiterhin: In ihren Werken – geistlichen Lobgesängen, Sonetten, Verserzählungen – spiegelt sich auch ihre besondere Situation. Ihre Heldeninnen sind oft starke biblische Frauen gestalten, die sich in einer vom anderen Geschlecht dominierten Welt bewegen.

Als Lucrezia am 25. März 1482 stirbt, ist die Trauer in Florenz groß, werden ihr für eine Frau außergewöhnliche postume Würdigungen von allen Seiten zuteil: Ein Lobredner nennt sie „den ewigen Stolz der Medici“, Todesanzeichen gehen sogar an den König von Neapel.

Auch Lucrezias Begräbnis ist überaus gut besucht – von Männern ebenso wie von Frauen. ■



Lucrezia Tornabuoni (1427–1482) berät ihren Ehemann Piero de' Medici – und nach dessen Tod ihren Sohn Lorenzo, seinen Nachfolger. Sie unternimmt diplomatische Missionen, fädelt profitable Geschäfte ein und wird gar als Dichterin gerühmt. Keine Frau in Florenz verfügt im späten 15. Jahrhundert über mehr Einfluss



MORD IM DOM

Der Erfolg der Medici weckt mächtige Neider. Im Jahr 1478 ist die Geduld der Rivalen am Ende – und die zweitreichste Familie von Florenz plant den Umsturz. Ausgerechnet am heiligsten Ort der Stadt wollen die Pazzi gemeinsam mit ihren Verbündeten ihre Gegner auslöschen ——

Text: REYMER KLÜVER

Am 26. April 1478 versammeln sich die Florentiner in ihrem Dom, um zu beten. Francesco de' Pazzi und seine Helfer aber sind gekommen, um zu töten



G

Genug ist genug. Sie haben das Spiel mitgespielt, über Jahrzehnte, generationslang. Sie haben das Knie gebeugt vor den ungekrönten Herren ihrer schönen Stadt, sich dem Willen der Medici untergeordnet, immer wieder. Doch das soll nun, die Chronisten schreiben das Jahr 1478, ein Ende haben.

Die Pazzi wollen die Demütigungen nicht länger hinnehmen. Ihre Familie zählt zu den altehrwürdigen Geschlechtern von Florenz. Was gibt ausgerechnet den Medici das Recht, als inoffizielle Herrscher über die Stadt zu gebieten? Die Zeit ist gekommen, deren Macht ein blutiges Ende zu bereiten.

Dem Anschein nach herrscht Frieden in der Metropole am Arno. Die vornahmen Familien pflegen freundschaftliche Beziehungen, auch die Pazzi und die Medici. Aber hinter dieser Fassade verbirgt sich eine Gesellschaft getrieben von Eifersucht – voller persönlicher Feindschaft und politischer Rivalität. Zwischen den beiden Familien tobt ein rücksichtsloser Konkurrenzkampf: um Geld, um Einfluss und Macht. Und nun wird aus diesem Wettstreit eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod.

Dabei zählten die Pazzi einst zu den treuen Anhängern der Medici. Unterstützten die Familie politisch, machten im Gegenzug profitable Geschäfte. Auch deshalb sind sie zum zweitreichsten Clan von Florenz aufgestiegen. Aber der Platz im Schatten der Medici genügt ihnen nicht mehr.

Verfügen nicht auch die Pazzi – so wie die Medici – über Verbindungen zu den Großen und Mächtigen der Welt? Empfangen sie nicht Fürsten und den Papst als Gäste? Sie unterhalten Bank-

und Handelsniederlassungen in ganz Europa, ihre Silbergaleeren fahren bis hinauf nach England.

Warum also sollte die führende Familie der Arnstadt nicht Pazzi heißen?

In den vergangenen Jahren sind die einst miteinander verbündeten Geschlechter zu erbitterten Rivalen geworden. Lorenzo de' Medici, das inoffizielle Oberhaupt von Florenz, tut alles, um die Geschäfte der Pazzi zu behindern und ihnen den Einfluss in der Stadt zu nehmen. Er ist ein eitler junger Mann, der vor allem wegen seines kunstsinnigen Mäzenatentums überall der „Prächtige“ genannt wird.

Auch Francesco de' Pazzi, dem Vertreter der Pazzi-Familie in Rom, ist nicht entgangen, dass seine Verwandten kaum mehr hohe Ämter in Florenz erhalten. Und das ist kein Zufall, obwohl die Würdenträger per Los bestimmt werden. Die Medici, das ist allgemein bekannt, beeinflussen das Losverfahren, manipulieren die Beutel, aus denen die Namen der Amtsträger gezogen werden.

Es ist eine empörende Anmaßung Lorenzos gegenüber einer so verdienten Familie wie den Pazzi.

Sie werden politisch gedemütigt und wirtschaftlich geschwächt. Doch nun ist das Maß voll. Die Herabgesetzten wollen das Diktat der Medici nicht länger dulden. Und er, Francesco de' Pazzi, wird von Rom nach Florenz reisen und die Sache in die Hand nehmen: Das verhasste Regime soll fallen. Lorenzo und sein jüngerer Bruder Giuliano müssen sterben.

Für Francesco de' Pazzi ist der 26. April 1478 die Gelegenheit zum Attentat. Für die Bürger von Florenz aber ist es ein Feiertag.

Zahlreiche aufgeregte Menschen drängen sich in den Straßen nahe dem Dom. Viele wollen die hohen Herrschäften sehen, denn ein junger Kardinal ist zu Besuch in der Stadt, ein Großneffe des Papstes. Gewiss werden die beiden Medici-Brüder ihn an diesem Frühlingssonntag beim Kirchgang begleiten. Darauf wartet Francesco de' Pazzi. In seinem Gewand hat er einen Dolch versteckt.

Mitten im prächtigen Dom will er zuschlagen. Vor aller Augen, während der heiligen Messe. Ein tollkühner Plan.

Allerdings handelt Francesco nicht allein. Er ist Teil eines gewaltigen Komplotts. Die Pazzi werden dabei ihr Leben riskieren, doch Mächtigere als sie haben diese Intrige erdacht und geplant, einige der einflussreichsten Männer Italiens.

Der Erzbischof von Pisa zählt zu den Drahtziehern, der Herzog von Urbino und der König von Neapel sind beteiligt – und sogar der Papst. An den Grenzen der florentinischen Republik stehen vom Kirchenoberhaupt bezahlte Söldnerführer mit ihren Männern, bereit zum Eilmarsch auf die Stadt am Arno.

Es ist eine der verwegensten Verschwörungen in diesem an Konspiratio- nen nicht armen Zeitalter. Sie droht das Machtgefüge in Italien umzuwälzen, die Medici zugunsten ihrer zahlreichen Feinde zu vernichten. Das Komplott wird die Pazzi an die Spitze von Florenz katapultieren – oder den Ruin ihres Geschlechts bedeuten. Glückt der Umsturz, wäre es die Krönung ihrer jahrhundertealten Geschichte.

Ein Mann namens Pazzo hat wohl um das Jahr 1100 in Florenz das Geschlecht begründet. Er soll am ersten Kreuzzug teilgenommen und beim Sturm auf Jerusalem mitgekämpft haben. Aus dem heiligen Grab Christi, so erzählt es sich die Familie, brachte er drei kleine Feuersteine mit nach Hause. Noch mehr als 350 Jahre später wird angeblich mithilfe dieser drei Steine zu jedem Osterfest die Glut entfacht, an der die Gläubigen in Florenz ihre Osterkerzen entzünden.

Als die Medici noch in Dörfern weit vor den Toren von Florenz leben, zählen die Pazzi bereits zum alteingesessenen Stadtadel. Doch 1293 verliert diese traditionelle Elite, geschwächt durch jahrelange Machtkämpfe, an Einfluss: Handwerker und Kaufleute, die sich die Räte der Metropole erkämpft haben, erlassen ein Gesetz, das die Pazzi und alle anderen sogenannten Magnatenfamilien von politischen Ämtern ausschließt.

So unterschiedlich die Ursprünge der Medici und der Pazzi sein mögen – beide Familien werden auf gleichem Wege reich: als Händler und Bankiers.

Wirtschaftlicher Erfolg aber muss im Florenz des 14. und 15. Jahrhunderts



Während der Messe ziehen die Verschwörer ihre Dolche und stürzen sich auf die Medici-Brüder. Wie von Sinnen sticht einer der Mörder zu (Schattenwurf am Dom zu Florenz)

stets mit politischer Macht abgesichert werden. Wohlstand ohne einflussreiche Ämter kann sogar lebensgefährlich sein.

Kaum jemand beherrscht diese Regel so gut wie Cosimo de' Medici, der Großvater Lorenzos des Prächtigen, seit 1434 Herr der Arnometropole (siehe Seite 68). Eine ihm hörige Kommission rehabilitiert die Magnaten und erlaubt ihnen wieder den Zugang zu Ämtern – so schafft er sich einflussreiche Anhänger.

Nach fast 150 Jahren dürfen auch die Pazzi nun wieder in der Politik von Florenz mitreden, und die Medici werden später über den Clan sagen: „Jenen Status, den sie in der Stadt haben, bekommen sie nur durch uns.“

Die Pazzi stützen das oligarchische System, an dessen Spitze Cosimo steht: In den politischen Gremien stimmen sie verlässlich im Sinne der Medici ab, werden dafür mit Ämtern belohnt sowie mit lukratischen Geschäften mit der Stadt.

Das ist genügend Profit für die Pazzi, die nur einen Steinwurf entfernt vom Dom Tür an Tür leben: Jacopo, kinderlos, ab 1464 der Patriarch des Clans, sowie mehrere Söhne seiner beiden bereits verstorbenen Brüder und seiner Schwestern.

In Rom vertritt Francesco de' Pazzi die Interessen der Familie. Ein blasser

junger Mann – ein Getriebener, den Zeitgenossen als rast- und ruhelos beschreiben, als maßlos ehrgeizig.

Die Verbindungen der Medici zu den Pazzi sind noch enger als zu den anderen rivalisierenden Clans von Florenz. 1459 hat eine Schwester Lorenzos den älteren Bruder Francescos namens Guglielmo geheiratet. Guglielmo trifft seinen zwölf Jahre jüngeren Schwager Lorenzo auf gemeinsamen Jagdausflügen der Familien, begleitet ihn mitunter auf Reisen, etwa nach Mailand.

Doch bald bekommt die Beziehung zu den Pazzi tiefe Risse – verborgen hinter der in Florenz üblichen Fassade der Freundschaft. Sichtbar wird der drohende Streit 1461, als eine Florentiner Gesandtschaft an den französischen Königshof reist. Offiziell steht ein Verwandter der Medici der Mission vor.

Tatsächlich aber gibt ein Pazzi, ein Onkel Francescos, kühn den Ton an. Mehrmals wendet sich der König von Frankreich persönlich an ihn und zeigt

ihm seine Gunst – ein großer diplomatischer Erfolg. Seine Rückkehr in die Arnstadt wird ein Triumphzug.

Wer hinter die Kulissen schauen kann – so wie die Witwe Alessandra Strozzi, Mitglied einer einflussreichen Florentiner Familie –, sieht das sich anbahnende Zerwürfnis. In einem Brief warnt sie ihren Sohn, nicht allzu viel auf den glanzvollen Empfang für den Pazzi zu geben: „Weil in Florenz der äußere Schein häufig eine Sache ist, die Wahrheit aber eine ganz andere.“ Ihr Sohn solle sich da nicht hineinziehen lassen: „Nach allem, was ich höre, sind die, die auf der Seite der Medici stehen, immer gut gefahren, und die auf der Seite der Pazzi schlecht, denn sie werden immer vernichtet. Sei also vorsichtig.“

Offenbar hat es zwischen den beiden Familien schon vor der Frankreichreise Zwist gegeben, über den man in der Florentiner Gesellschaft spricht.

Als Lorenzos Vater Piero de' Medici 1469 schwer erkrankt, trifft seine Familie Vorbereitungen für den Tod ihres Oberhauptes. Der älteste Sohn sucht Kontakt zu den „Freunden des Hauses“, wie er sie nennt, und sichert sich deren Unterstützung.

Noch in Pieros Todesnacht treffen sich rund 700 Männer aus allen Schichten der Stadt in einem Kloster – allesamt Anhänger der Medici. Sie versprechen dem jungen Lorenzo ihre Treue und feiern seine Familie als „Freunde des Volkes“. Das bedeutet: Wer politisch für die Medici eintritt, kann mit finanzieller Unterstützung oder sonstigen Freundschaftsdiensten rechnen.

Und so tragen die einflussreichsten Männer der Stadt nur einen Tag nach dem Tod des alten dem jungen Medici die Führung an. Mit 20 Jahren wird Lorenzo als Nachfolger seines Vaters zum neuen starken Mann in Florenz.

Überliefert ist es nicht, aber gut möglich, dass auch die Pazzi ihren Verwandten unterstützen.

Lorenzo ist vorbereitet auf die Herausforderung, auch dank seiner resoluten Mutter Lucrezia, die ihm seine Frau ausgesucht hat und in politischen Fragen eine kundige Ratgeberin ist (siehe

Seite 82). Selbst seine Gegner rühmen seine rasche Auffassungsgabe.

Der junge Medici kann reiten und schießen, aber auch singen und beherrscht gleich mehrere Musikinstrumente. Von einem Privatlehrer unterrichtet, liest er mit Leidenschaft und schreibt seit seiner Jugend selber Gedichte. Sein Leben lang wird Lorenzo die Kunst und die Wissenschaften fördern.

Er genießt seine Auftritte, dispiert in aller Öffentlichkeit mit Freunden

und Günstlingen, tritt auf wie ein Fürst, wenn er über die Piazza della Signoria schlendert oder gemächlichen Schrittes den Dom betritt, und ist es gewohnt, respektiert und hofiert zu werden.

Äußerlich ist der junge Mann keine einnehmende Erscheinung. Zwar ist er hochgewachsen und kräftig gebaut, aber er hat eine merkwürdig eingedrückte Nase und eine näselnde Stimme.

Doch Lorenzo versteht es, mit höflichen Umgangsformen und seiner

schmeichelnden Art Menschen für sich einzunehmen. Und der Jüngling besitzt ein Gespür für die raffinierten Winkelzüge, die die Florentiner Stadtpolitik bestimmen und die er bereits gut kennt: Schon mit 17 Jahren ist er in eine *Balia*, eine auf Zeit bestimmte Sonderkommission mit großer Machtfülle, berufen worden und wenig später in ein anderes wichtiges Gremium.

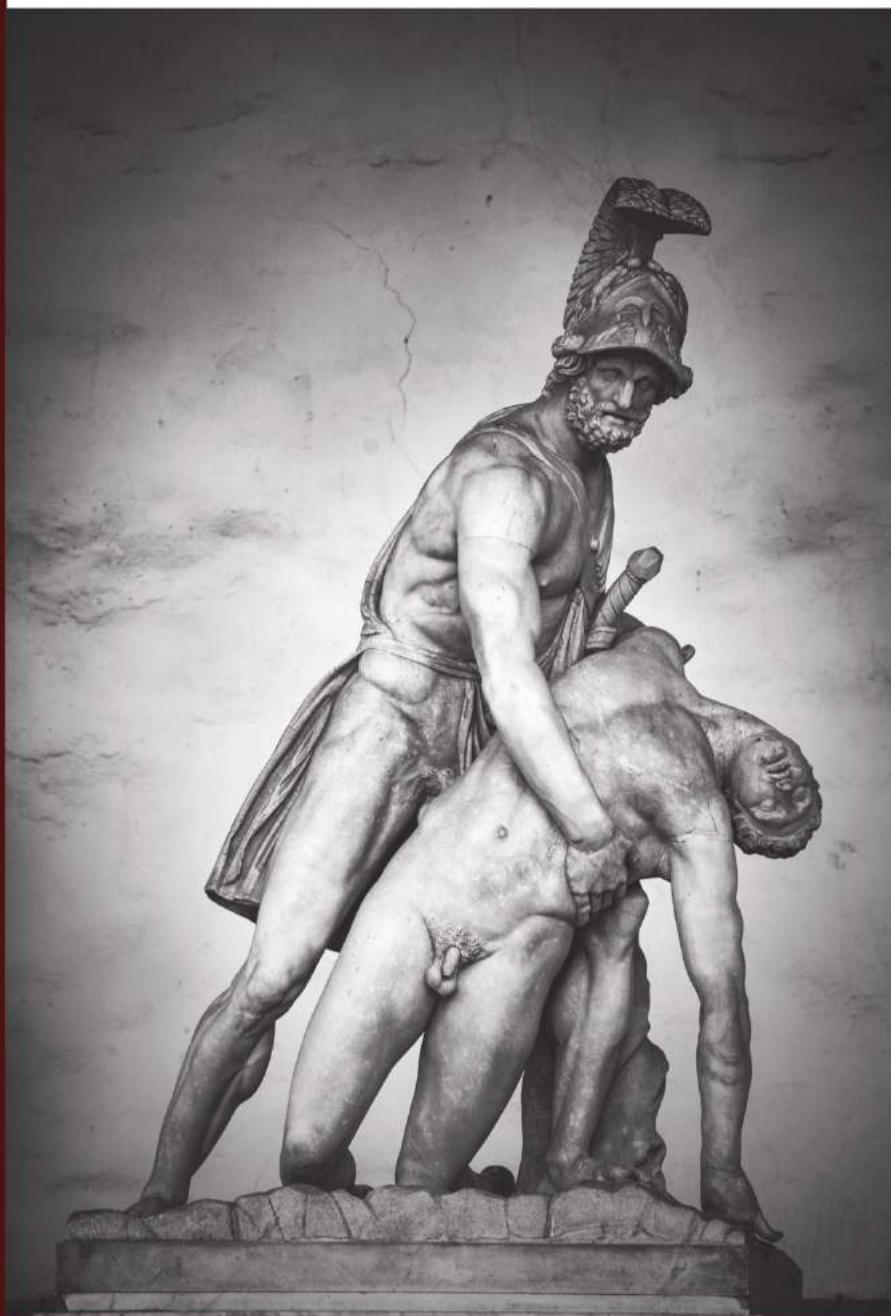
Die informelle Führung von Florenz aber wird für ihn schnell zum Kampf ums Überleben. Nur wenige Monate nach dem Tod seines Vaters wird im April 1470 ein Komplott von Exil-Florentinern aufgedeckt, die als politische Gegner aus der Stadt verbannt worden sind und den jungen Medici nun stürzen wollen. 15 Männer, manche aus vornehmen Familien, werden gehenkt. Lorenzo hat das todernste Spiel verstanden: die oder er, nur eine Seite kann bestehen.

Vor allem missfallen ihm die internationalen Verbindungen der Pazzi, ihr Ansehen als Fernhändler und Bankiers, das sie in vielen Machtzentren Europas genießen.

Zudem wird der Wettbewerb schärfster: Allein um 1465 müssen wohl acht Florentiner Banken aufgeben. Insbesondere im Geschäft mit der Kirche, an dem die Pazzi und Medici so gut verdienen, geraten die beiden Familien aneinander.

Der neue Papst Sixtus IV., seit August 1471 im Amt, nutzt die Rivalität aus. Eigentlich sind die Medici die Hausbankiers des Heiligen Stuhls. Riesige Summen gehen für den Pontifex durch ihre Hände, und Lorenzo verfügt über exzellente Kontakte nach Rom: Der Onkel seiner Frau ist der Kämmerer des Vatikans und damit der Herr über die Kassen.

Doch Sixtus IV. achtet darauf, dass die Medici nicht die Einzigsten sind, die Geschäfte machen. Auch die Pazzi, der



Von etlichen Messerstichen getroffen, bricht Giuliano de' Medici zusammen. Sein älterer Bruder Lorenzo aber kann sich in eine Sakristei des Doms retten (antike Figurengruppe in Florenz)

Sind die MEDICI Tyrannen?

römischen Kurie seit Langem verbunden, werden bedacht.

So treiben sie schon seit Jahren Gelder der Kirche in Deutschland ein. Für die Päpste ist es oft schwierig, ihnen zustehende Abgaben aus entfernt gelegenen Bistümern einzusammeln. Die Bankniederlassungen der Pazzi und anderer Florentiner Familien organisieren für den Papst den Umtausch von Währungen sowie den beschwerlichen (und gefährlichen) Transport von Münzen, Gold- und Silberbarren per Schiff oder Maulesel nach Rom. Der Verdienst bei derartigen Transaktionen ist enorm, durchschnittlich 40 Prozent vom Wert der teuren Fracht.

Großzügig geben die Pazzi kirchlichen Würdenträgern persönliche Kredite: dem Papst, aber auch den Kardinälen aus Venedig und Messina sowie Prälaten in Deutschland, Polen, Katalonien oder auf Rhodos. So schaffen sie sich nach und nach ein weitverzweigtes Netz von Abhängigkeiten.

1473 kommt ihre Gelegenheit, sich beim Papst vollends unentbehrlich zu machen. Sixtus IV. ist als Nachfolger Petri nicht nur geistliches Oberhaupt der Christen, sondern als Herr des Kirchenstaates auch ein weltlicher Fürst. Und er will seine Macht auf Gebiete ausdehnen, die zwischen seinem Territorium und dem der florentinischen Republik liegen – auf Ortschaften wie Imola.

Die Stadt gehört jedoch dem Herzog von Mailand. Zwar möchte der sie verkaufen, aber nicht an den Papst, sondern an das mit ihm verbündete Florenz. Sixtus bedroht den Fürsten und lockt ihn zugleich mit einer sehr hohen Summe, bis der einlenkt: Für 40 000 Florin will der Mailänder Herzog Imola dem Heiligen Vater überlassen, die Arnstadt hingegen soll leer ausgehen.

Das einzige Problem: Sixtus fehlt das dafür nötige Geld.

Er fragt die Medici, seine Hausbankiers, nach einem Kredit. Ein geradezu unerhörtes Anliegen: Finanzierte Lorenzo das Geschäft des Papstes, würde er die Interessen seiner Heimatstadt verraten. Also behauptet er, ihm fehle es an den verlangten Mitteln.

Der Papst wendet sich daraufhin an die Pazzi. Lorenzo drängt die Familie

dazu, den Stadtkauf nicht zu finanzieren. Die aber denkt gar nicht daran, auf ihn zu hören. Im Gegenteil: Sie informiert den Heiligen Vater über Lorenzos Versuch, den Kauf Imolas zu hintertreiben – und vergiftet so weiter die Beziehungen zwischen dem mächtigsten Florentiner und dem Papst.

Im Dezember 1473 überbringt der Pazzi-Vertraute Francesco Salviati wohl einen Teil des von der Pazzi-Bank zur Verfügung gestellten Geldes. Dafür erhält er die Schlüssel der Stadt und händigt sie einem Neffen des Papstes aus, der fortan über Imola gebieten soll.

Lorenzo de' Medici ist blamiert. Diese Demütigung wird der stolze Mann nicht vergessen. Außerdem wirft er den Pazzi vor, den eigenen Profit über die strategischen Interessen ihrer Heimatstadt gestellt zu haben.

S

Systematisch versucht Lorenzo, die Pazzi aus den florentinischen Gremien herauszuhalten. Auf den Zetteln in den Losbeuteln, aus denen die Namen der Amtsträger gezogen werden, stehen wie immer auffällig viele Parteigänger der Medici, aber jetzt fast keine Angehörigen der Pazzi-Familie mehr, obwohl sie sechs erwachsene Männer im amtsfähigen

Alter stellt. Lorenzo bemüht sich kaum, sein Vorhaben zu verbergen: die Konkurrenten in Florenz ganz von der Macht zu verdrängen.

Doch mit dem Papst haben die Pazzi nun einen einflussreichen Verbündeten auf ihrer Seite, und bald eskaliert der Streit zwischen Kurie und Medici zu einem Stellvertreterkrieg.

Denn nach Imola will Sixtus seinem Herrschaftsgebiet im Juni 1474 eine weitere Stadt am Rand des Kirchenstaats einverleiben. Er entsendet eine Armee gegen die Ortschaft Città di Castello. Florenz unterstützt die Angegriffenen finanziell (jedoch letztlich erfolglos), um zu verhindern, dass der Machtbereich des Papstes noch näher an die Grenzen der Republik rückt.

Im Juli entlässt Sixtus IV. daraufhin die Medici als päpstliche Hausbankiers. Es ist ein schwerer geschäftlicher Rückschlag und eine weitere Schmach für die Familie, die mehr als 50 Jahre lang Financier des Heiligen Stuhls war.

Dann ordnet der Papst auch noch eine Buchprüfung der Alaun-Abrechnungen der Medici an. Das wertvolle Mineral, für die Tuchfärbung unentbehrlich, ist gut zehn Jahre zuvor in einem Steinbruch im Kirchenstaat gefunden worden – das bis dahin einzige Vorkommen im Abendland. Die Medici organisieren den Abbau, haben dafür vom Vatikan das Vertriebsmonopol erhalten.

Ist die Buchprüfung eine verdeckte Drohung, dass die Medici noch mehr zu verlieren haben? Tatsächlich besitzt die Familie im Kirchenstaat weitere, hochprofitable Einnahmequellen; so darf nur sie dort mit Salz handeln, in Rom die Viehsteuer eintreiben und im Hafen der Stadt die Zollgebühren kassieren.

Für all diese Privilegien zahlt sie dem Vatikan eine jährlich vereinbarte Summe.

Lorenzo fasst das Vorgehen des Papstes als Beleidigung auf und protestiert. Der Neffe von Sixtus, der neue Herr von Imola, lässt daraufhin dem Medici lapidar ausrichten: Der Papst habe das Recht, jederzeit seine Bücher kontrollieren zu lassen.

Und der Konflikt verschärft sich weiter. Im Oktober 1474 ernennt der Papst Francesco Salviati, den Geldboten

von Imola, zum Erzbischof von Pisa. Ein doppelter Affront.

Zum einen liegt Pisa im Herrschaftsgebiet von Florenz. Der Papst hat aber weder Lorenzo persönlich noch die Florentiner Stadtregierung vorher von seinem Schritt in Kenntnis gesetzt. Dabei ist es üblich, dass die Kurie eine Berufung mit den regionalen Herren abstimmt. Zum anderen ist Salviati, Spross einer hochangesehenen Florentiner Familie, eindeutig ein Protegé der Pazzi und sogar mit ihnen verwandt. Sie haben vermutlich seine Ausbildung finanziert, er ist mit Francesco de' Pazzi befreundet. Ohne Zweifel wird Salviati in Zukunft ihr Unterstützer sein. Zudem beabsichtigte Lorenzo, einen seiner Verwandten für das Amt durchzusetzen.

Auf Betreiben des Medici verweigert die Republik Florenz daher dem neuen Erzbischof offiziell die Anerkennung und sogar den Zutritt zu seiner Erzdiözese Pisa.

Nun droht der Papst Lorenzo mit der Exkommunikation und der gesamten Stadt Florenz mit einem Interdikt – eine mächtige Waffe. Denn dann dürfen Geistliche dort keine sakralen Handlungen mehr vornehmen: keine Taufe und keine letzte Ölung, keine Beichte und keine Messe. Sollte das wirklich umgesetzt werden, wäre Unruhe in der Bevölkerung unausweichlich. Ohnehin ist die Stimmung der Massen in Florenz schlecht: Hohe Lebensmittelpreise, wohl infolge schlechter Ernten, belasten die Menschen seit Jahren.

Lorenzo sieht seinen Führungsanspruch herausgefordert. In einem Brief an den Herzog von Mailand schreibt er, dass die „Ehre der ganzen Stadt“ auf dem Spiel stehe. Und dass „gewisse Bürger“, wie er formuliert, Salviati in der Affäre auch noch unterstützt haben. Gemeint sind die Pazzi.

Die halten es gar nicht mehr für nötig, ihre Parteinahe zu verschleiern. Dem Papst schreiben sie Briefe, in denen sie ihn für die Berufung des jungen Salviati loben. Lorenzo erfährt davon.

Die Feindseligkeit ist mittlerweile persönlich gefärbt. Im Dezember 1474 schlägt der Herzog von Urbino, ein Ge-



Die Pazzi halten die Medici – hier deren Palazzo – für Diktatoren. Doch das Volk schließt sich den Aufrührern nicht an

folgsmann des Papstes, Lorenzo die Bitte aus, ihm ein Turnierpferd auszuleihen – mit der Begründung, dass er es schon an einen Pazzi vergeben habe. Eigentlich ein kaum erwähnenswerter Vorgang, in der aufgeheizten Atmosphäre aber ein fast symbolhafter Akt: Die Pazzi haben Vorrang vor den Medici.

Im August 1475 zeigen die Pazzi, was sie inzwischen politisch bewegen können. Auf die Bitte des Königs von Neapel hin ernennt Sixtus einen Cousin Francesco de' Pazzis zum Bischof von Sarno in Kampanien. Der junge Rechtsgelehrte lebt in Florenz. Er nimmt die Berufung an, ohne die städtische Obrigkeit (und die Medici) zu informieren. Formal ist er dazu nicht verpflichtet, aber es wäre üblich gewesen.

Doch lassen es die Pazzi nicht nur an Höflichkeit missen. Sie nutzen neben ihren Beziehungen zum Papst nun auch noch ganz offen ihr Einvernehmen mit einem weiteren Widersacher von Florenz in der italienischen Politik: dem Königreich Neapel.

Lorenzo beklagt sich in einem Brief an den Fürsten von Mailand bitter über die Pazzi: „Dank ihres übeln Charakters und weil sie von Seiner Majestät, dem König (von Neapel), und dem Herzog von Urbino aufgestachelt wurden, trachten sie danach, mir so viel Schaden zuzufügen als möglich.“

Drohend setzt er hinzu: „Ich werde alles Nötige tun, um sie daran zu hindern.“

Er wird Wort halten.

Noch aber kann eine weitere Eskalation vermieden werden. Noch bleibt es vor allem beim Krieg der Worte: „Mag sein, dass wir unsere Eisen gebrauchen müssen, um Lorenzo klarzumachen, dass er ein Bürger ist und wir der Papst sind“, lässt Sixtus dem Medici ausrichten.

Lorenzo lenkt am Ende ein, wohl nicht zuletzt weil er beim verbündeten Herzog von Mailand keine Unterstützung findet: Salviati darf nach Pisa und sein Amt als Erzbischof antreten. Dafür

sichert der Papst der Republik Florenz nun unter anderem ein Mitspracherecht bei der Ernennung der Bischöfe auf ihrem Territorium zu.

Doch die Entspannung ist nur von kurzer Dauer. Im Juni 1476 entzieht Sixtus den Medici ihr Alaun-Monopol – und vergibt es demonstrativ an die Pazzi. Eine weitere Niederlage für Lorenzo.

Der aber weiß, wie er die Feinde im Inneren treffen kann. Im Frühjahr 1477 setzt er mit den Stimmen seiner Parteigänger in den Gremien von Florenz ein merkwürdiges Gesetz durch: Frauen, die keine Brüder haben, ist es in der Stadt nicht mehr erlaubt, das Vermögen ihrer Väter zu erben – solange sie mindestens einen Vetter haben, an den der Besitz fallen kann.

Eine Vorschrift, die allein dazu dient, die Pazzi zu schwächen. Denn ein Bruder Francescos ist mit einer Frau verheiratet, deren gewaltiges Familienerbe ihr – und damit den Pazzi – durch das neue Gesetz vorenthalten wird. Für die Rivalen der Medici ein letzter Akt der Perfidie.

Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

F

Francesco de' Pazzi ist entschlossen, die Macht der Medici zu brechen. Er weiß, dass es dafür nur ein Mittel gibt: Mord.

Jeden Versuch, Mehrheiten gegen die Medici in den städtischen Gremien zu organisieren (und sie so friedlich zu Fall zu bringen), würden sie durch Stimmenkauf und Wahlmanipulationen zu verhindern wissen. Grollend werfen die Pazzi den Medici – die sich zu Autokraten aufgeschwungen hätten – Verrat vor: Verrat an den republikanischen Spielregeln von Florenz.

Deshalb bleibt nur der gewaltsame Sturz. Lorenzo de' Medici muss sterben, und auch sein jüngerer Bruder Giuliano,

damit es keinen potenziellen Nachfolger aus der Familie gibt.

Spätestens jetzt wird Francesco de' Pazzi Komplize einer Allianz aus Fürsten und hohen Klerikern, die bereits seit Jahren den Sturz der Medici plant – und nur auf den richtigen Zeitpunkt gewartet hat. Viele der Verschwörer kennt er von seinen Geschäften in Rom persönlich. Sie alle eint ihr Hass auf Lorenzo und dessen Familie, doch handeln sie aus unterschiedlichen Motiven.

Der zum Erzbischof von Pisa erhobene Francesco Salviati verabscheut die Medici, seit Lorenzo versucht hat, seine Berufung zu verhindern. Darüber hinaus träumt er davon, vom Papst zum Kardinal ernannt zu werden, zeigt sich deshalb Sixtus gegenüber besonders ergeben.

Auch Girolamo Riario, ein weiterer Neffe des Papstes und neuer Graf von Imola, will die Medici stürzen. Er ist ebenso wie Salviati mit Francesco de' Pazzi befreundet und weiß zudem, dass er seine Position ausschließlich dem Heiligen Vater verdankt. Stirbt der bereits 63-jährige Pontifex, wäre er ohne dessen Schutz den übermächtigen – und rachsüchtigen – Medici ausgeliefert.

Der König von Neapel fühlt sich durch das Dreierbündnis bedroht, das Florenz einige Jahre zuvor mit Mailand und Venedig geschlossen hat. Und Lorenzo sieht er als Architekten sowie Garanten dieser Allianz.

Nicht zuletzt steht der Papst hinter dem Komplott: Zu oft haben die Florentiner seine Pläne durchkreuzt. Er wünscht sich ein gefügigeres Regime in der benachbarten Arnorepublik.

Und schließlich ist auch der Herzog von Urbino, als Getreuer des Heiligen Vaters, Teil der Konspiration.

Francesco de' Pazzi, Salviati und Graf Riario werben wohl im Spätsommer 1477 Giovanbattista da Montesecco als militärischen Chef des Coups an. Der erfahrene Söldnerführer dient dem Papst als Hauptmann der Apostolischen Palastwache und Kommandeur der Engelsburg. Er soll gemeinsam mit Francesco de' Pazzi die beiden Medici-Brüder ermorden und dann die Machtübernahme eines neuen Regimes in Florenz absichern. Aber er zögert.

Erst als der Heilige Vater ihn persönlich in einer Audienz wissen lässt, dass er den Plan billigt, stimmt Montesecco zu.

Sixtus ist ein hochgebildeter Theologe und weiß, dass er als Oberhaupt der Christenheit keinem bewaffneten Umsturz und erst recht keinem Auftragsmord zustimmen darf. So bleibt er in der Unterredung mit seinem Kommandeur bewusst zweideutig: „Ich sage Euch, ich wünsche keine Toten, aber ich wünsche einen Regierungswechsel.“ Der Soldat Montesecco hat verstanden, was sein Herr von ihm erwartet.

Das alles wird bekannt, weil Montesecco später in Florenz ein Geständnis ablegen wird. Dabei sagt er auch aus, er selbst habe auf einer Kurierreise nach Florenz den zunächst unwilligen Pazzi-Patriarchen Jacopo für das Komplott gewonnen – mit dem Argument, dass der Papst persönlich den Umsturz wünsche.

Der Plan sieht vor, dass Montesecco und Francesco de' Pazzi die Mordtat übernehmen, wohl weil die Verschwörer den beiden am closest die nötige Kaltblütigkeit zutrauen. Söldner unter Monteseccos Kommando sollen dann die Straßen von Florenz sichern. Die Pazzi glauben offenkundig, die Bevölkerung für sich gewinnen zu können: Die Medici sind mindestens so gefürchtet wie geliebt.

Ein Trupp von Männern, deren Familien von den Medici aus Florenz nach Perugia verbannt worden sind, soll derweil unter dem Kommando von Erzbischof Salviati die Wachen im Regierungspalast überrumpeln. Und zur

Der Papst schickt einen MÖRDER

In den Gassen wütet der MOB

Verstärkung schickt der Papst Söldner, die an der Grenze zwischen dem Kirchenstaat und der Republik Florenz bereitstehen.

Am 19. April 1478 soll es so weit sein. Die Medici-Brüder Lorenzo und Giuliano wollen auf ihrem Landsitz in den Hügeln nördlich von Florenz einem erst 17 Jahre alten Kardinal ein Bankett geben – eine Geste der Gastfreundschaft gegenüber einem Blutsverwandten des Papstes. Denn der junge Mann ist ein Großneffe und Legat von Sixtus IV., und Lorenzo hofft, durch Gespräche mit dem Gesandten sein zerrüttetes Verhältnis zum Heiligen Vater zu verbessern.

Doch Lorenzos Bruder Giulano sagt, angeblich wegen Krankheit, kurzfristig ab.

Die Verschwörer planen um, weil der Staatsstreich nur gelingen kann, wenn sie beide Medici-Brüder gleichzeitig aus dem Weg räumen.

Sie überreden den nichts ahnenden Kardinal, sich für den 26. April ein weiteres Mal bei den Medici anzusagen, diesmal in Florenz. Wieder will Lorenzo den jungen Kleriker mit einem Bankett beeindrucken, und wieder wollen die Verschwörer die zwei Brüder beim Festessen ermorden.

Was Lorenzo wohl nicht vermutet: Die päpstlichen Söldner unter Montesecco, die inzwischen in Florenz eingetroffen sind (angeblich, um den Kardinal nach Rom zu begleiten), sollen den geplanten Staatsstreich absichern. Der Trupp besteht aus 30 berittenen Armbrustschützen und 50 Fußsoldaten.

Am Morgen des 26. April erfahren die Attentäter jedoch, dass Giuliano weiterhin unpässlich sei und auch an diesem Essen nicht teilnehmen werde. Den geplanten Anschlag nun noch ein weiteres Mal zu verschieben ist aber unmöglich: Zusätzliche Armbrustschützen des Papstes sind – so glauben die Verschwörer – bereits im Annmarsch auf Florenz. Spätestens wenn sie vor den Stadttoren auftauchen, wird sich das Vorhaben kaum noch verbergen lassen.

Überstürzt ändern wohl Francesco und Erzbischof Salviati noch einmal den Plan: Nun sollen die Medici-Brüder bereits beim gemeinsamen Kirchgang mit dem Kardinal sterben. Der Besuch der Messe vor dem Bankett ist anberaumt worden, weil Sonntag ist, der Tag des Herrn. Offenbar gehen die Verschwörer davon aus, dass sich Giuliano trotz seines Unwohlseins um diese Geste bemühen wird.

Vor dem Medici-Palast in der Via Larga setzt sich am Vormittag ein Tross in Bewegung. Lorenzo geht gemeinsam mit dem jungen Kardinal in Richtung Dom, begleitet werden sie von einer großen Gesellschaft.

Bei den Verschwörern herrscht inzwischen Panik. Denn Montesecco weigert sich nun, den Mord auszuführen. Zwar sind die Söldner, die er angeblich zum Schutz des jungen Kardinals in die Stadt gebracht hat, zum Losschlagen bereit. Doch eine Bluttat im Dom – auf geweihtem Boden – widerspricht den religiösen Gefühlen des alten Truppenführers.

Hektisch werden nun zwei Priester, die zu den Verschwörern gehören und sich nicht lange zieren, mit dem Anschlag auf Lorenzo beauftragt. Als Geistliche können sie sich ihrem Opfer im Dom unauffällig nähern. Francesco de' Pazzi selbst will Giuliano niederstechen.

Während die Angegriffenen noch mit den Verschwörern ringen, läuten die Glocken Sturm – und die Verstärkung für die Auführer traut sich nicht mehr nach Florenz.

Kurz darauf ist der Putsch gescheitert

Mittlerweile ist der Zug am Dom eingetroffen. Francesco macht sich auf die Suche nach dem jüngeren Medici-Bruder. Seine Blicke irren durch die Reihen der Würdenträger der Stadt, wie beiläufig erkundigt er sich nach Giuliano – und erfährt, dass der wider Erwarten doch zu Hause geblieben ist.

Francesco hetzt mit einem Komplizen zurück zum Medici-Palast. Nach



außen hin ist trotz der politischen Rivalität alles in bester Ordnung zwischen den beiden Familien. Alle sind freundlich miteinander, alle wahren den Schein.

Die Unterhaltung mit Giulano ist nicht überliefert. Vielleicht fordert Francesco ihn auf, doch zumindest zur Messe zu kommen: Was solle sonst der Kardinal von ihm halten? Er kenne doch das angespannte Verhältnis der Medici

zum Heiligen Vater. Möglicherweise beteuert Francesco, ihm, dem Schwager seines Bruders, ja nur einen verwandschaftlichen Rat erteilen zu wollen.

Jedenfalls lässt sich der Medici überreden. Gemeinsam eilen sie zum Dom. Unterwegs geben Francesco und sein Komplize dem Medici mehrmals einen Schubs, scherhaft, wie es scheint, in Wahrheit aber, um herauszufinden,

ob der andere einen Lederpanzer oder gar ein Kettenhemd trägt. Giulano ist ungeschützt.

Als sie den Dom erreichen, hat die Messe bereits begonnen. Vielleicht weil Giulano verspätet eingetroffen ist, stehen die beiden Medici-Brüder an verschiedenen Stellen unter den vornehmen Besuchern des Gottesdienstes. Als der Kardinal die Hostie emporhebt, scheinen



plötzlich die Dämonen der Hölle an dem heiligen Ort loszubrechen. Denn dies ist das verabredete Zeichen der Verschwörer (in anderen Quellen wird die Kommunion des Kardinals oder der Entlassungsruf am Ende der Messe genannt: „Ite, missa est – gehet hin in Frieden“).

Francesco de' Pazzis Komplize stürzt sich auf den wehrlosen Giuliano mit dem Schrei: „Hier, du Verräter!“

Auch Francesco selbst, eher klein von Statur, zieht seinen Dolch und wirft sich auf den Medici, sticht zu wie von Sinnen, so wütend offenbar, dass er sich wohl selbst am Oberschenkel verletzt. Mindestens zwölfmal getroffen, bricht Giuliano blutüberströmt zusammen. Er wird noch im Dom sterben.

Beim verabredeten Zeichen greift auch einer der zum Mord gedungenen Priester Lorenzo von hinten an. Doch der, nur leicht am Hals verwundet, reißt sich los, rafft mit einem Griff geistesgegenwärtig seinen Mantel zum Schutz um den linken Arm und zückt mit der Rechten selbst seinen Dolch. Zwei weitere Hiebe pariert er so.

Dann drängen sich schon seine Begleiter zwischen Lorenzo und den Angreifer. Rasch flieht der Medici in eine Sakristei. Francesco de' Pazzi stürzt noch hinterher. Doch die schwere Bronzetür des Raums wird von innen verriegelt, Lorenzo ist in Sicherheit.

Der Doppelmord mag gescheitert sein, der Umsturz aber ist es noch nicht.

In der Kirche bricht Panik aus. Die Notabeln der Stadt, die Geistlichen, Frauen, Kinder – alle stürmen durcheinander aus dem Dom. Manche behaupten später, sie hätten wegen des allgemeinen Chaos ein Erdbeben befürchtet und Angst gehabt, dass die mächtige Kuppel einstürzen könnte. In dem Tumult gelingt es den Verschwörern, aus dem Dom zu entkommen.

Francesco de' Pazzi flieht zum nahe gelegenen Palazzo seiner Familie. Er zieht eine rote Spur hinter sich her: Seine Wunde am Bein blutet stark.

Unterdessen ist Salviati zum Regierungspalast an der Piazza della Signoria geeilt. Er führt etwa 30 bewaffnete Männer an, die sich unerkannt unter das Gefolge des aus Rom angereisten Kardinals

oder das des Erzbischofs selbst gemischt haben. Sie dringen in das Gebäude ein, um die Macht zu übernehmen.

Doch sie unterschätzen die Sicherheitsvorkehrungen der Florentiner Stadtoberten. Viele Türen im Palazzo della Signoria, einmal zugeschlagen, verriegeln sich selbst und lassen sich nur mit Schlüsseln wieder öffnen – die Angreifer nicht haben. Salviati und seine Gefolgsmänner sitzen in der Falle.

Jacopo de' Pazzi, Francescos Onkel, versucht nun zu retten, was nicht mehr zu retten ist. Auf seinem Pferd führt er Söldner auf die Piazza della Signoria. „Volk und Freiheit!“, brüllt Jacopo – es ist ein in Florenz traditionsreicher Ruf, um die Bürger gegen Diktatoren im Rathaus aufzuwiegeln.

Doch die Florentiner warten ab. Die städtischen Wachen werfen unterdessen große Steine vom Turm des Regierungspalastes auf die Söldner unten vor dem Eingang. Die versuchen verbündet, die verschlossenen Türen aufzubrechen, um ihre gefangenen Bundesgenossen zu befreien.

Die Wachen im Palazzo läuten die Alarmglocken – der übliche Aufruf an die Bürger, dass Florenz in Gefahr ist und gegen Angreifer verteidigt werden muss. Von Turm zu Turm wird das Warnsignal weitergegeben. Bald tönen

die Glocken auch jenseits der Stadtmauern. Binnen weniger Stunden werden die Menschen in weiten Teilen der heutigen Toskana alarmiert sein.

Vielelleicht ist es das dröhrende Dauerläuten. Oder die Erkenntnis, dass die Florentiner sich keineswegs in Scharen auf die Seiten der Umstürzler schlagen. Auch tauchen die päpstlichen Söldnertruppen nicht wie verabredet auf, die eigentlich von Süden und Osten hätten anrücken sollen – womöglich versperren ihnen von den Alarmglocken aufgeschreckte Bauern den Weg. Jedenfalls merkt der alte Jacopo de' Pazzi nun, dass das Unterfangen ganz anders verläuft, als sein Neffe es vorausgesagt hat.

Mit ein paar Getreuen flieht er zu Pferd aus der Stadt. Francesco lässt er, verletzt und fluchtunfähig, im Palast der Familie zurück. Es ist kurz nach Mittag, und die Verschwörung ist gescheitert.

Nun folgt ein blutiges Strafgericht. Nach kurzem Verhör macht die – von den Medici beherrschte – Stadtregierung ebenso kurzen Prozess. Auf juristische Finessen wird verzichtet. Es herrscht Notstand.

Der verwundete Francesco ist rasch als Rädelsführer ausgemacht. Unbekleidet, weil er seine Beinverletzung versorgen ließ, finden ihn städtische Wach-



Schauplatz der Vergeltung: Am Palazzo della Signoria finden Dutzende Verschwörer den Tod. Sie werden gehenkt oder vom Mob erschlagen

leute im Palazzo der Pazzi und zerren ihn durch die Gassen zum Rathaus. Sie schlagen und foltern ihn, um ein Geständnis aus ihm herauszupressen.

D

Doch der Mann, der sich vor Stunden noch zu einem der neuen Herren von Florenz hatte aufschwingen wollen, bleibt stumm. Noch immer nackt, wird Francesco de' Pazzi am Nachmittag umstandslos an einem Fensterpfosten des Palazzo della Signoria gehängt, für alle sichtbar.

Neben ihm wird Erzbischof Francesco Salviati aufgeknüpft – für einen geistlichen Würdenträger ein besonders schmähliches Ende. Am Abend hängen drei Dutzend Leichen von Verschwörern an Florentiner Regierungsgebäuden. Die Toten sollen zeigen, wie rasch die Stadt das Recht wiederhergestellt hat.

Die im Palazzo della Signoria gefangenen Helfer Salviatis lässt die Stadtregierung aus den Fenstern auf die Piazza stürzen, wo die zerschmetterten oder halb toten Leiber von einer aufgestachelten Menge in Stücke gehackt werden.

Die übrigen Söldner der Verschwörer sind in der Minderzahl und werden, sofern sie nicht fliehen können, schnell von dem Mob niedergemacht oder gehenkt.

Ihr Kommandeur Montesecco kann zunächst entkommen, wird jedoch bald gefasst und nach einem ausführlichen Geständnis entthauptet.

Noch am Abend des 26. April paradierten enthemmte Menschen im Blutrausch mit aufgespießten Leichenteilen durch Florenz. Wachen sind nicht zu sehen. Dies ist die Stunde der Rache.

Jacopo de' Pazzi wird einen Tag nach seiner Flucht gefasst und ebenfalls gehenkt. Seinen verwesenden Leichnam graben junge Männer ein paar Wochen nach der Hinrichtung wieder aus, schlei-

fen ihn durch die Gassen und werfen den leblosen Körper schließlich in den Arno.

Bis auf Guglielmo, den Schwager Lorenzos, kommen alle Brüder und Vettern Francescos, die sich noch in der Stadt befinden, ins Gefängnis. Einer wird sofort hingerichtet, die anderen bleiben in Kerkerhaft oder werden verbannt, und selbst Guglielmo muss Florenz verlassen.

Das gesamte Vermögen der Familie Pazzi wird eingezogen, ihr Besitz wenige Wochen nach dem Umsturzversuch versteigert: Pferde, Maultiere, der Hausstand.

Sämtliche Clanmitglieder müssen den Namen des Geschlechts ablegen, sein Wappen wird verboten. Weibliche Nachkommen dürfen in Florenz nicht mehr heiraten. Wie einst bei Hochverrättern im Imperium Romanaum soll die Erinnerung an die Pazzi aus dem kollektiven Gedächtnis getilgt werden. Manche der anderen großen Familien folgen dem Rachefeldzug der Medici nur zögerlich. Zwar finden die Maßnahmen in den Gremien der Stadt die erforderliche Zweidrittelmehrheit. Aber längst nicht alle stimmen ihnen zu.

Lorenzo de' Medici, dessen Wunde schnell verheilt, ist nun noch misstrauischer als zuvor. Fortan muss ihn stets eine Leibwache begleiten: Der Kampf ist für ihn noch nicht beendet.

Denn nach dem gescheiterten Umsturzversuch beginnt ein Krieg. Die Verbündeten der Pazzi – der Papst und der König von Neapel – fallen nun mit ihren Truppen in der Toskana ein. Mailand und Venedig stehen zwar auf Seiten der Florentiner, senden aber kaum Soldaten zur Unterstützung.

Fast zwei Jahre lang dauert dieser Krieg. Die Gegner der Medici sind am Ende stärker, im Herbst 1479 befindet sich die Stadt am Rand einer Niederlage.

Da trifft Lorenzo eine gewagte Entscheidung. Er reist zum König von Neapel – begibt sich also in die Hände

seiner Widersacher. Doch mit seiner gewinnenden Art gelingt es ihm, den kriegsmüden König für sich einzunehmen. Dieser versucht, nun auch den Papst zu besänftigen. Tatsächlich schließen Lorenzo und seine Gegner Frieden. Im März 1480 enden die Kämpfe.

Lorenzo kehrt als gefeierter Held in seine Heimatstadt zurück. Er nutzt die gute Stimmung des Augenblicks und schafft mit Hilfe seiner Getreuen ein neues Ratsgremium, das künftig die Ge-

schicke der Stadt lenken soll – das aber in Wahrheit er allein dirigiert. Lorenzo ist so stark und mächtig wie nie zuvor.

Kunst und Kultur erleben in Florenz unter dem Regime des Prächtigen eine beispiellose Blütezeit: Er fördert Maler und Musiker, vergibt Aufträge an Architekten und Bildhauer (siehe Seite 96).

Politisch aber grenzt Lorenzo mithilfe seiner neuen Machtkonstruktion die anderen großen Familien von Florenz immer weiter aus. Bald regiert er tatsächlich fast wie ein Alleinherrscher. In den folgenden Jahren gibt es mehrere Versuche, ihn zu töten. Doch kein Mordkomplott wird einem Erfolg so nahe kommen wie das der Pazzi.

Allerdings gelingt es den Medici nicht, den Namen und die Erinnerung an ihre Feinde auszulöschen. 16 Jahre nach der Verschwörung werden die Pazzi nach Florenz zurückkehren – als die Familie Lorenzos die Macht in der Stadt verloren. Die Regierung hilft den Verstoßenen, Teile ihres beschlagnahmten Vermögens wiederzuerlangen. Der Sohn von Guglielmo wird 1508 sogar Erzbischof von Florenz.

Nie aber werden die Pazzi ihren alten Reichtum und Einfluss zurückgewinnen. Alles haben sie riskiert im Kampf um Florenz – und fast alles verloren. ♦

Reymer Klüver, Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“.

DIE KRAFT DER



SCHÖNHEIT



Florenz, Geburtsort der Renaissance, erlebt ab 1469 einen erneuten Schub an Kreativität. Wohlhabende Mäzene vergeben Aufträge an Maler, Bildhauer, Architekten und sorgen für eine nie da gewesene Ansammlung von künstlerischem Talent. Meister wie Sandro Botticelli, Leonardo da Vinci und Andrea del Verrocchio arbeiten an Großaufträgen, gestalten aber auch Details des täglichen Lebens – und machen die Stadt zu einem beispiellosen Gesamtkunstwerk

— Text: JÖRG-UWE ALBIG

Kaum ein Maler genießt in Florenz um 1480 so viel Ansehen wie Sandro Botticelli. Viele seiner Bilder erschafft er im Auftrag der Medici, so auch die um 1482 entstandene »Hochzeitsfeier des Nastagio degli Onesti«, das wahrscheinlich der Clanchef Lorenzo bestellt hat

D

Das Goldene Zeitalter erscheint zu Pferd und in Ritterrüstung auf dem Platz vor der Kirche Santa Croce. Es wird begleitet von zwölf jungen Männern aus den vornehmsten Florentiner Familien, von Kämpfern, Knappen und Musikanten, und auf seinem Brustschild glimmt ein riesiger roter Edelstein. Sein Wams ist mit Rosen und Lorbeerzweigen aus Perlen bestickt. Und sein Barett, gleichfalls schwer von Perlen, ziert eine funkelnende Brosche mit den drei goldenen Federn, Markenzeichen der glorreichsten Familie der Stadt: Hier kommt Lorenzo de' Medici, *il Magnifico* wird man ihn schon bald nennen, den „Prächtigen“.

Zu seinen Ehren haben die Stadtväter an diesem Februaritag des Jahres 1469 zum Turnier gerufen. Wie immer ist die Piazza Santa Croce mit Sand aufgeschüttet und mit hölzernen Schranken in Bahnen geteilt, sind die umliegenden Gebäude mit Bannern und Wimpeln geschmückt. Wie immer sind die Tribünen vor der Basilika gefüllt mit den Würdenträgern der Stadt, sind Kombattanten aus nah und fern in Rüstung angetreten.

Doch die wahren Waffen des Turniers sind nicht mehr Schwert und Lanze: Es ist die Kunst.

Schon die Zier des Helms, mit dem der Prächtige in den Kampf zieht, ist nicht etwa die profane Arbeit eines Waffenschmieds. Die silberne Frauengestalt mit Lorbeer und Lanze kommt vielmehr aus der Werkstatt eines der bedeutendsten Maler und Bildhauer der Stadt: Andrea del Verrocchio.

Verrocchio, Liebling der Mächtigen, Hätschelkind der besseren Gesellschaft! Seine Skulpturen zeigen ihre Schönheit nicht nur in Frontalansicht, sondern nach

allen Seiten – eine unerhörte Neuerung in der nachantiken italienischen Kunst.

Auch seine Gemälde wirken so plastisch, dass der Betrachter fast glaubt, um die Figuren herumgehen zu können. Die Kunst aus seiner Werkstatt wird einst große Kollegen wie Michelangelo, Raffael und Correggio beeinflussen – und späteren Kunsthistorikern als Auftakt zur Hochrenaissance gelten.

Und auch die Standarte, die jetzt der Page Lorenzo de' Medici voranträgt, stammt aus dem Atelier dieses Meisters. Auf kostbarem Taft in Tiefrot und Weiß prangt darauf das Bild einer Dame in einem blauen, mit silbernen und goldenen Blumen übersäten Kleid, bekrönt von



Lorenzo de' Medici (o. l.) lässt sich von Michelangelo Buonarroti (o. r.) die Büste eines Fauns präsentieren. Wie in dieser Szene umgibt sich der inoffizielle Herrscher von Florenz häufig mit Künstlern



Oft arbeiten mehrere Künstler unter einem Dach – als Ateliergemeinschaft oder, wie in der Werkstatt des Andrea del Verrocchio, als Team aus Lehrlingen, Gesellen und Gehilfen unter Führung eines Meisters

In den großen Ateliers entstehen Gemälde oft in Gemeinschaftsarbeit. So stammen Teile dieser um 1475 gefertigten »Taufe Christi«, die Andrea del Verrocchio zugeschrieben wird, wohl aus der Hand seines Schülers Leonardo da Vinci – etwa der linke der beiden knienden Engel

Sonne und Regenbogen. Sie steht unter einem Lorbeerbaum, einen Lorbeerkrantz in der Hand – Lorbeer, *laurus*, Lorenzo.

Und so ist es fast selbstverständlich, dass der Magnifico den ersten Preis gewinnt, „obwohl ich weder mit den Waffen noch den Stößen sehr stark war“, wie er zugeben wird. Dafür aber habe er „mit großen Kosten und großem Aufwand“ gekämpft: „ungefähr 10 000 Siegelflorin“ habe er für seinen Auftritt bezahlt.

Er hat ja nicht nur Waffen- und Silberschmiede, Samt- und Seidenweber, Schneider und Sticker engagiert, sondern auch Maler und Poeten. Denn Lorenzo de' Medici ist ein Mann, der die Kultur zum Mittel der Politik erhebt. Einer, der das Schöne als *soft power* nutzt, die nachhaltiger als nackte Gewalt die Macht seiner Familie zementieren soll. Und womöglich auch den finanziellen Erfolg – der in diesen Jahren etwas bröckelt.

Er selbst besticht nicht gerade durch äußere Anmut. Sein Unterkiefer springt vor, seine Stimme ist heiser und seine Nase so platt gedrückt, dass sein Geruchssinn verkümmert ist. Doch dafür investiert er in die Ästhetik seiner Umgebung, fördert Poesie, Musik, Architektur, Malerei und Bildhauerkunst.

Zwar sind es nicht die großen Projekte, die er in Angriff nimmt: Er baut keine Kirche, keine Kapelle, gibt keine bedeutenden Fresken oder Porträts in Auftrag. Doch umso eifriger umgibt er sich im Alltag mit kostbaren Dingen aus Künstlerhand, zeigt sich als Vorkämpfer des guten Geschmacks, als eleganter Connaisseur – mit dem praktischen Nebeneffekt, so von den wirtschaftlichen Problemen der Republik abzulenken.

Zwar haben Florentiner Künstler und Baumeister auch in den vergangenen Jahrzehnten bereits Großes geleistet. Jetzt aber erhebt Lorenzo de' Medici die





Sandro Botticellis »Frühling« (um 1482) steckt voller Rätsel: Soll die von antiken Schriftstellern inspirierte Darstellung mythologischer Gestalten nur die Jahreszeit feiern? Oder steht die Göttin Flora (3. v. r.) für Botticellis Heimatstadt Florenz, der eine neue Blütezeit bevorsteht?

Handelsherr und Mäzen Giovanni Rucellai jubiliert.

Es sind Männer wie Andrea del Verrocchio, die Florenz zu einem Hotspot der Talente machen. Universalgenies wie der elegante Leonardo da Vinci, Jahrgang 1452, der bei Verrocchio lernt und früh aus dessen Schatten tritt. Meister wie Sandro Botticelli, geboren um 1445, der für seine berückenden Frauendarstellungen berühmt ist. Publikumslieblinge wie Domenico Ghirlandaio, Jahrgang 1449, der in Fresken für die Kirchen Santa Maria Novella und Santa Trinita fast die komplette Elite der Stadt porträtiert.

Lorenzos neue Elite: Das ist eine gebildete, kultivierte Schicht von wohl-

Jagd nach dem Schönen zum flächen-deckenden Programm.

Später werden Gelehrte und Dichter Lorenzo als den Mann feiern, der Florenz das Goldene Zeitalter bringt – ein Zeitalter der Schönheit.

Sie werden ihn preisen als einen, der alles dafür tut, dass „die Künste und Fertigkeiten in Florenz ausgezeichneter“ sind als „in jeder anderen Stadt Italiens“, wie ein Chronist röhmt. Der nicht einfach eine schnöde Handelsmetropole regieren will, sondern dem etwas Neues vorschwebt: eine Kulturhauptstadt.

Und so wird Florenz zu einer *creative city*, wie sie Wissenschaftler gut 500 Jahre später propagieren werden: einer Stadt, die sich auf das Schöpferische konzentriert.

Noch Jahrzehnte später wird der Maler und Künstlerbiograf Giorgio Vasari diese „Feinheit der florentinischen Luft“ rühmen, die, nicht zuletzt „durch die gegenseitige Nachahmung“, ständig „scharfsinnige und feine Geister hervorbringt“. Diese besondere Atmosphäre, in der ein ästhetisches Exzellenz-Cluster gedeiht, ein Kreativzentrum aus Architekten, Kunsthandwerkern, Bildhauern und Malern von solcher Qualität, dass selbst die größten Könner der Vergangenheit „nicht würdig wären, ihre Schüler zu sein“, wie der



habenden Kennern, die in allen Disziplinen des Schönen zu Hause sind. Sie fühlen sich den humanistischen Gedanken nah – und dem Geschmack der Massen so fern wie keine Generation vor ihnen. Sie sind bereit, mehr Geld als je zuvor für Kunst auszugeben. Und entschlossen, dafür nur das Erlesenste zu verlangen.

Es sind die Erben, die jetzt das gesellschaftliche Leben der Republik prägen. In ihnen lebt weniger der Unternehmergeist der Väter, die den Reichtum angehäuft haben, eines Palla Strozzi oder Cosimo de' Medici. Es sind vielmehr verwöhnte Söhne und Enkel wie Lorenzo, die lieber repräsentieren anstatt zu produzieren – doch das mit einer Raffinesse, die längst ein eigener Beruf geworden ist.

Ihr exquisiter Geschmack ernährt eine Luxusindustrie, die nicht nur die Läden an der Por Santa Maria mit feinem Schmuck überschwemmt, mit Edelmetallarbeiten, Kelchen und Lederkästchen, sondern längst auch die Fürstenhöfe Italiens, Frankreichs, Englands und der Niederlande beliefert.

In der Via Calimala, an der Via Vacchereccia und der Porta Rossa bieten die Händler eine überwältigende Auswahl an kostbaren Textilien feil: Allein etwa 80 Läden sind auf Seide und Brokatstoffe spezialisiert; für besonders Verwöhnte gibt es dazu Pelzbesätze aus Zobel, Luchs oder Hermelin. Auf der eleganten Via Tornabuoni flanieren die Dandys der Stadt, zeigen ihre hochgeschlossenen Wämse, Seidenärmel und maßgeschneiderten Samthosen, die der *bella figura* erst Kontur verleihen.

Und überall in der Stadt errichten Bauarbeiter neue Paläste für die Reichen: Die Medici bauen bevorzugt an der Via Larga; die Strozzi befestigen ihr Territorium rund um Santa Trinita. Und so wild wuchert der Baueifer der Florentiner Oberschicht, dass bereits Baumeister und Baumaterial knapp werden.

Auch über die Kirchen der Stadt ergießt sich jetzt der neue ästhetische Ehrgeiz. Vor allem deren Innenräume, bislang meist Sammelsurien von Einzelstücken, werden immer mehr zu harmonischen Ensembles. Und die Bürger entscheiden mit: Entwürfe für öffentliche Aufträge für Bauten oder Kun-

werke werden dem Publikum vorgelegt, um zu erfahren, „utrum placeat populo“ – „ob es dem Volk gefällt“. Zu einem Wettbewerb für die Neugestaltung der Domfassade reichen neben Architekten auch zahlreiche Dilettanten Vorschläge ein, darunter der Prächtige selbst.

Vor allem die Zünfte, deren politischer Einfluss seit einiger Zeit schrumpft, haben jetzt Zeit, sich um Kunst und Architektur zu kümmern: Die Wollweber etwa betreuen Dom und Glockenturm, die Tuchhändler das Baptisterium und die Seidenmacher das Findelhaus.

Die Zünfte bilden Expertenkommissionen, die die öffentlichen Bauvorhaben privater Stifter sowie städtischer

MIT DEN KUNSTWERKEN WERBEN DIE REICHEN FÜR IHRE FAMILIEN

und kirchlicher Institutionen verwalten und leiten. Sie schreiben Wettbewerbe aus, begutachten Pläne, vergeben Aufträge, überwachen die Arbeiten, beschaffen Material, ziehen bei komplizierteren Aufgaben Spezialisten hinzu.

Dabei achten sie streng darauf, dass die eigene Repräsentation nicht zu kurz kommt. Viele Zünfte lassen Statuen ihrer Schutzheiligen an der Kirche Orsanmichele anbringen: die Strumpfwirker ihren Apostel Philippus, die Hufschmiede ihren Eligius, die Metzger den Petrus, die Leineweber den Markus und die Harnischmacher den Ritter Georg.

Doch auch Privatleute nutzen die Kirchen als Werbeträger. Zum höheren Ruhm von Familie oder Firma stiften sie Altäre oder ganze Kapellen, überziehen sie mit eigenen Wappen und Porträts. Gierig jagen sie einander die prestigeträchtigsten Standorte ab, markieren sie mit frisch gemalten Versionen biblischer Szenen – die freilich dann zwischen all den eingestreuten Bildnissen von Verwandten und Freunden des Auftraggebers oft kaum noch zu erkennen sind.

Denn nicht nur die Religion der Schönheit blüht in Florenz, sondern ebenso der Kult des Individuums. In kaum einer anderen Stadt erscheinen so viele Biografien. Und auch bei ihren Porträts legen die Florentiner viel Wert auf persönliche Eigenart und naturnahe Lebendigkeit: Als etwa der Bankier Filippo Strozzi eine Marmorbüste seiner Person in Auftrag gibt, komplett mit gedankenschwerem Blick und pelzbesetztem Gewand, darf auch die Warze nicht fehlen.

Bunt bemalte Abgüsse von Gesichtern Verstorbener zieren ganz selbstverständlich die Wohnungen der Bürger, hängen über Türen und Kaminen. Und Lorenzo de' Medici scheut sich ebenfalls nicht, sein kostbares Abbild in die Welt zu streuen: Als Votivgabe zum Dank für seine Rettung bei dem Attentat im Dom (siehe Seite 84) lässt er in drei Kirchen lebensgroße Figuren seiner selbst aufstellen, mit Ölfarben bemalt, die Köpfe und Hände aus Wachs geformt. Eine der Puppen trägt sogar jenes Gewand, das er am Tag des Überfalls angezogen hatte.

Natürlich ist es Andrea del Verrocchio, der den Auftrag dafür erhalten hat. Es gibt nur wenige Künstler, die Lorenzo so hoch schätzt. Dabei ist Verrocchio ein Newcomer – kein Abkömmling einer alten Künstlerfamilie, sondern Sohn eines Ziegelbrenners, der später als Steuereinnehmer gearbeitet hat. Fruchtlos hat er sich als Architekt und Ingenieur versucht, hat eine Ausbildung zum Goldschmied absolviert, ehe er mangels Erfolg ins Bildhauer- und Malerfach wechselte.

Verrocchios krumme Karriere ist nichts Besonderes in Florenz: Viele seiner Kollegen haben ebenfalls vorher als Goldschmiede gearbeitet, andere als Steinmetze, als Ornament- oder Intarsienschnitzer. Und es ist vielleicht kein Zufall, dass es oft gerade diese Quereinsteiger sind, die der Kunst die kühnsten Innovationen bescheren.

Auch Verrocchio profitiert von der Vielseitigkeit, die ihm sein gewundener Lebenslauf verleiht. Für Lorenzo malt er dessen Jugendgeliebte Lucrezia Donati, gießt einen bronzenen Putto mit Delfin im Arm, konstruiert Dekorationen für



Ehe er zu einem der berühmtesten Künstler der Renaissance wird, arbeitet Leonardo da Vinci sieben Jahre lang in der Florentiner Werkstatt Verrocchios. Das Universalgenie dient seinem Meister zunächst als Lehrling, dann als Geselle (Zeichnung um 1475, Kopie)

Staatsbesuche und gestaltet die Gräber verstorbener Familienmitglieder: und alles mit der gleichen Sorgfalt, der gleichen makellosen Virtuosität.

Und er schmückt den Palast des Prächtigen. Der mächtige Klotz an der Via Larga wirkt von außen wie eine Festung, von innen aber ist er eine Schatztruhe: Die Sammlung der Familie erweitert Lorenzo um mehr als das Doppelte.

Hier ergeht sich der Magnifico zwischen Skulpturen und Reliefs von Donatello, zwischen Gemälden von Giotto, Fra' Angelico und Paolo Uccello, durchwandert seine Bibliothek aus einer Vielzahl kostbarer Bücher und Handschriften. Streicht mit der Hand über flämische Wandteppiche und Schwerter aus Damaszenerstahl, über Antiquitäten, Gemmen, Ringe, Münzen, Medaillons und das angebliche Horn eines Einhorns, das allein 6000 Florin wert sein soll.

Diese Pracht ergänzt Verrocchio mit dem Relief einer Madonna. Und einen antiken, aber beschädigten Vulkanstein-Torso des Gottes Marsyas, den Lorenzo aus Rom erhalten hat, macht er wieder komplett: Aus rotem Marmor stückelt er ihm neue Arme und Beine an.

Lorenzo ist dankbar. Und er zögert auch nicht, den Meister zum Werkzeug seiner Politik zu machen: Dem König von Ungarn etwa verehrt er Reliefs mit den Köpfen antiker Kriegshelden, ausgeführt von Verrocchio.

Denn die Zeiten, in denen die Medici sich fremde Herrscher mit Krediten geneigt machen konnten, gehen dem Ende zu. Unter der Führung des als Geschäftsmann wenig erfahrenen Lorenzo schwächt das Finanzimperium zunehmend. Bald muss der Magnifico selbst Geld von Konkurrenten wie Filippo Strozzi leihen.

Und so verlegt er sich auf Kulturdiplomatie, sendet Florentiner Architekten zum König von Neapel oder schickt den Maler Filippino Lippi zum Kardinal Carafa nach Rom. Er wählt wohl auch jene Künstler aus, die 1481 den Freskenzyklus der Sixtinischen Kapelle in Angriff nehmen – ebenfalls ein Zug im politischen Schachspiel der Gefälligkeiten. Denn bei allem Raffinement bleibt ihm die Kunst zugleich Mittel zum Zweck. Auch Lorenzos Mitbürger zehren von der Kraft des Schönen, um das Wohlwollen von Kunden, Gönnern und Machthabern zu gewinnen. Ein leitender Angestellter der Medici-Bank etwa bestellt, um seinen

Arbeitgebern zu gefallen, bei Ghirlandaio Fresken für die Kirche Santa Trinita, die an prominenter Stelle die ungekrönte Herrscherfamilie feiern. Und der Bankier Guasparre del Lama gibt bei Sandro Botticelli für die Kirche Santa Maria Novella eine mit Medici-Porträts gefüllte „Anbetung der Könige“ in Auftrag, in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit der Machthaber zu erregen.

Aber die Florentiner Elite nutzt die Kunst auch zur Verschönerung des Lebens. Denn ihre Künstler sind ja nicht nur für Bilder und Skulpturen zuständig, sondern ebenso für die Ästhetisierung des Alltags. Sie entwerfen Messgewänder und Altarbehänge, schmücken die Wohnungen der Bürger mit Täfelungen, farbigen Wandanstrichen, prachtvollen Bettläden und bunt verzierten Geburtstellern. Bemalen ohne Murren Marktkörbe, Spielkarten, Dosen, Schachteln oder die obligatorischen Hochzeitstruhen, die ein Mann in die Ehe einzubringen hat.

Auch die Begabtesten sind sich nicht zu schade, Theatervorstellungen auszustatten oder Hochzeiten oder die *armeggerie*, jene aufwendig dekorierten Huldigungszüge, mit denen vornehme Kavalier vor den Häusern ihrer Damen um deren Herzen werben. Für Prozessionen gestalten Künstler Banner, Standarten und tragbare Tafelbilder, geschmückt mit

Auch die Malerbrüder Pollaiuolo sind in Florenz hoch angesehen – und unterhalten besonders gute Kontakte zur mächtigsten Familie der Stadt: den Medici. Auf diesem Bild porträtiert Piero, der Jüngere der beiden, um 1465 wohl die etwa 13-jährige Tochter einer Kaufmannsfamilie vor ihrer Hochzeit

UM DAS LEBEN ZU STUDIEREN, SEZIEREN MALER LEICHEN





Domenico Ghirlandaios Gemälde »Die Bestätigung der Ordensregel« zeigt Franz von Assisi beim Papst in Rom. Doch verlegt der Künstler die Szene nach Florenz: Im Hintergrund ist die Piazza della Signoria mit den Arkaden der Loggia dei Lanzi zu sehen. Zudem tragen viele Gestalten die Gesichter von örtlichen Persönlichkeiten. So ist etwa Lorenzo der Prächtige (3. v. r.) ebenso zu erkennen wie seine drei Söhne (unterer Bildrand, 1., 3. und 4. v. r.)

frommen Darstellungen oder den Markenzeichen von Zünften oder Bruderschaften. Für öffentliche Feste und Umzüge entwerfen sie antik anmutende Gewänder, Feuerwerkswagen und Prunkkarossen, auf denen bemalte Modelle unterworferner Städte thronen. Und wenn ein Fürst oder gar ein Papst zu Besuch kommt, verwandeln sie die ganze Stadt in eine prächtige Kulisse – mit Triumphbögen aus Holz, vorgetäuschten Säulen, Statuen und Reliefs aus Farbe und Stuck.

Unerschöpflich auch die Ideen der Meister, wenn in Florenz der Karneval anbricht – den Lorenzo so sehr liebt, dass er selbst gedichtete Lieder für die umherschweifenden Gesangstruppen beisteuert.

Und keine Werkstatt bietet so viele Dienstleistungen auf so hohem Niveau wie die des Andrea del Verrocchio. Sein Team arbeitet in Silber, Bronze und Marmor, in Terrakotta, Stuck, Holz, Tempera und Öl. Verrocchio arbeitet für die Dombauhütte der Stadt, modelliert

für die Mercanzia, das Handelsgericht, einen heiligen Thomas, der dem Heiland den Finger in die Wunde legt.

Für die Uhr am Mercato Nuovo produziert er einen bronzenen Putto, der mittels einer ausgetüftelten Mechanik automatisch die Glocke schlägt. Lässt sich nicht lange bitten, als die Stadtregierung einen großen Bronzeleuchter für den Audienzsaal im Rathaus bestellt. Und setzt seine ganze Erfundungsgabe darein, die Laterne des Doms mit einer großen, von unten begehbarer Kupferkugel aus acht Einzelteilen zu krönen.

Verrocchio ist ein *uomo universale*, wie ihn die Zeit verlangt: Er ist nicht nur als „Maler und Steinschneider“ bei seiner

Gilde eingetragen, sondern gilt auch als Musiker – und als Kenner der Wissenschaften. Denn wer Schönes erschaffen will, braucht jetzt auch Kenntnisse in Mathematik, Geometrie und Anatomie.

In diesem Zeitalter der Vernunft reicht es ja nicht mehr aus, die alten Meister nachzuahmen: Immer mehr Maler studieren nun die Wirklichkeit und halten sie in Skizzen fest. Untersuchen die menschliche Anatomie anhand von Aktmodellen, weisen notfalls auch einen Werkstattgehilfen an, sich zu entblößen – oder schauen sich das Leben, wie angeblich Verrocchios Konkurrent Antonio del Pollaiuolo, sogar von sezieren Toten ab: „Er besaß ein moderneres Verständnis von nackten Körpern als die Meister vor ihm“, wird sein Biograf Giorgio Vasari mehr als ein halbes Jahrhundert später bemerken, „da er vielen Menschen die Haut abgezogen hat.“

In Verrocchios Werkstatt ist die Schönheit, die in seinen Werken wohnt, zunächst nur eine Idee. Wahrscheinlich ist auch sein Atelier eines der düsteren

Ladenlokale, in denen die meisten Künstler der Stadt ihre Arbeit tun: eine dieser Höhlen, die selten mehr als einen kleinen Raum umfassen und nur durch den Vordereingang Licht bekommen.

Sie kosten im Schnitt sechs Florin Miete im Jahr, was rund 50 Tageslöhnen eines Baufacharbeiters entspricht; dazu kommt eine Ablöse an den Vermieter, die je nach Prestige des Künstlers, der das Atelier zuvor genutzt hat, steigt. In dieser engen Welt stehen unfertige Gemälde und Skulpturen Seite an Seite, wandert der Meister von einer Arbeit zur nächsten, legt hier Hand an, gibt dort Anweisungen an Lehrlinge und Gehilfen.

Die Tür zur Straße steht meist offen. Sie lässt neugierige Kunden herein und die Geräusche der Stadt, doch auch den Geruch von Stroh und Pferdemist.

Und steht der Wind ungünstig, weht der Gestank vom Arno herüber, wo die Fischhändler ihre Ware anbieten, die Gerber mit Pferdeurin gebeizte Tierhäute auswaschen und die Fleischer die Innereien des Schlachtviehs entsorgen.

Der Raum ist gesättigt mit Lärm und Marmorstaub, mit den Gerüchen von Leim, Farbe und Schweiß. Angestellte stehen an Tischen und Werkbänken, kramen in Regalen, Schränken und Truhen, hantieren mit Zangen, Hämern, Sägen und Waagen. Schachteln, Schüsseln und Dosen zum Aufbewahren der Malmittel stehen herum, Steinplatten und Mörser zum Mahlen der Pigmente. Kissen und Poliersteine für Vergoldungen liegen bereit. Papier, Leinwände, Holztafeln und Rahmen.

Wohl um 1470, als die Werkstatt allmählich florierte, hat der damals etwa 35 Jahre alte Verrocchio begonnen, sein Team um sich zu scharen. Er fand junge Talente wie Lorenzo di Credi, der nicht nur virtuos die Absichten des Meisters in Farbe umsetzt, sondern auch mit größter Sorgfalt und Delikatesse Pigmente mahlt; entdeckte womöglich zudem spätere Berühmtheiten wie Pietro Perugino und Sandro Botticelli. Er rekrutierte den jungen Leonardo da Vinci, der sich schnell als so begabt erwies, dass er angefangene Werke des Meisters in seiner eigenen Manier vollendete – und ihnen so oft erst das Gesicht verlieh.

Spätere Stilanalysen lassen vermuten, dass Leonardo etwa an Verrocchios „Taufe Christi“ entscheidend beteiligt war. Demnach hat er eine Engelsfigur beigesteuert, die Hände eines weiteren Engels, Teile des Felsens im Mittelgrund sowie einen Ausblick in die Landschaft; außerdem den Kopf und die unbedeckten Körperpartien der Christusfigur vollendet.

Auch die Konturen von Armen und Schultern, die Haltung der Hände und die Stellung des rechten Fußes sind offenbar Korrekturen von seiner Hand. Röntgenaufnahmen werden zeigen, wie Leonardo die Komposition verändert hat: Unter seinem Pinsel hat das Gemälde eine neue Prägung erhalten.

pochen, dass der Gehilfe „zu jeder Zeit“ zu Diensten ist und alles tut, „was dem Meister nötig und gefällig“ erscheint. Und das ist nicht wenig.

Vor dem ersten Pinselstrich müssen die Helfer Pigmente auf harten, glatt polierten Steinplatten zermahlen; eine Arbeit, die Tage dauern kann.

Sie müssen Farben und Bindemittel mischen, rühren den *gesso* an, die Grundierungsmasse aus Leim und Gips oder Kalk, etwa aus Geflügelknochen – „je älter, desto besser“, empfiehlt ein Handbuch der Malerei. In mehreren Lagen streichen sie die Paste auf das Holz oder die Leinwand. Schließlich tragen die Fachkräfte das Blattgold für Hintergründe und Heiligscheine auf.

Schließlich kommt der Meister mit der Entwurfszeichnung, in der schon die Seele des Bildes wohnt. Das Zeichnen ist einfacher geworden – und populärer: Noch 50 Jahre zuvor, um 1425, mussten die Maler ihre Skizzen auf teurem Pergament oder kleinen, mit Knochenmehl grundierten Täfelchen anfertigen. Seit aber Papier auf dem Markt immer billiger wird, ist das Material für eine schnelle Naturstudie leichter zur Hand.

Auch Skizzenbücher gehören mittlerweile zur Standardausrüstung. Und anstelle des zarten Silberstifts greifen die Künstler immer häufiger zur schnellen Tustfeder – oder dem geschmeidigen Rötel, mit dem Vorreiter wie Leonardo da Vinci experimentieren.

Der Maler nimmt die Entwurfszeichnung zur Hand, um sie auf den Bildgrund zu übertragen. Schließlich markiert er Licht und Schatten mit bräunlichem Pinselton. Und zum Schluss fügt er die Farben hinzu – erst die Gewandpartien, schließlich die unverhüllten Körperteile und Köpfe.

Für ein Fresko ist der Aufwand noch weitaus größer. Viele Maler schrecken vor dieser Arbeit zurück, denn sie erfordert subtile Logistik, den aufwendigen Transport von Werkzeug und Material und die ständige Anwesenheit von Künstler und Team vor Ort.

Die Männer müssen ein großes, bisweilen fahrbares Gerüst vor der leeren Fläche aufbauen und dann die Entwurfszeichnung mit einem Metallstift auf den



Ohnehin gehört kollektives Arbeiten in der Kreativwirtschaft von Florenz zum Alltag. Neben Ateliegemeinschaften junger Debütanten, die sich die Investitionskosten für Miete, Einrichtung und Werkzeug teilen (und bisweilen auch die Wohnung), gibt es Familienbetriebe, in denen sich Brüder zusammenfinden oder Vater und Sohn, sowie Projektgruppen, in denen sich mehrere Könner für ein einziges Werk vereinen.

Und es gibt Unternehmen wie das von Verrocchio, in denen ein Meister ein Team aus Lehrlingen, Gesellen und Hilfskräften befehligt und organisiert.

Gewöhnlich tritt ein Lehrling die Ausbildung mit zwölf bis 14 Jahren an. Von Beginn an wird er für einfache Arbeiten in der Werkstatt eingespannt – und erhält dafür Kost und Logis, manchmal ein Taschengeld. Nach drei Jahren ist die Ausbildung meist vorbei. Anschließend wird der Lehrling zum Gesellen, ehe er sich selbstständig macht.

Manche Gesellen bleiben aber auch ihr Leben lang Angestellte – obwohl Meister zuweilen per Vertrag darauf

frisch (*al fresco*) aufgelegten, noch weichen Putz übertragen. Im Winter kann es so kalt sein, dass der Leim einfriert, im Hochsommer trocknet der Gipsgrund so schnell, dass es zuweilen unmöglich ist, die Farbe rechtzeitig aufzutragen. Und zu allem Überfluss werden Fresken auch noch schlechter bezahlt als Tafelbilder.

Doch welcher Künstler kann schon wählerisch sein? In der *creative city* Florenz ist die Konkurrenz groß. Denn unter den Medici hat die einst allgegenwärtige Kontrolle durch die Zünfte weiter an Macht verloren. Viele Künstler halten es nicht mehr für nötig, sich in eine der Berufsorganisationen einzuschreiben.

Die strengen Produktstandards sowie die Beschränkung der Mitglieder auf einziges Handwerk, wie sie in anderen Städten üblich sind, setzen die Florentiner Gilden kaum noch durch – und so entsteht Raum für Erfindergeist und Interdisziplinarität, aber auch für gedenlosen Wettbewerb.

Allein eine religiöse Vereinigung von Malern umfasst 1472 mehr als 40 Mitglieder. Etwa zur gleichen Zeit zählt ein Chronist 54 Werkstätten für Steinbildner sowie 84 für dekorative Schnitzereien und Intarsien – das sind insgesamt weit mehr als beispielsweise die 70 Betriebe, die das Schlachterhandwerk ausüben.

Auch aus dem Ausland drängen Fachkräfte in die Stadt: Niederländische und deutsche Bildhauer bieten ebenfalls in Florenz ihre Dienste an. Und so müssen sich die befreiten Künstler, statt sich wie bisher mit Zunftzwängen herumzuschlagen, jetzt um Aufträge balgen.

Verrocchios Werkstatt hat es mit starken Mitbewerbern zu tun, etwa den Familienunternehmen der Bicci oder der Robbia. Sein einstiger Lehrling Leonardo da Vinci macht sich Ende der 1470er Jahre selbstständig. Nicht einmal die Gunst der Medici ist ihm uneingeschränkt gewiss: Auch sein schärfster Mitbewerber Antonio del Pollaiuolo ist ein Favorit der mächtigen Familie.

Und ein wenig bedeutender, wenn auch geschmeidiger Könner wie der Bildhauer Bertoldo hat es gar zum Dauergast in den Villen der Medici gebracht: Er sitzt mit dem Magnifico zu Tisch, geht mit ihm auf Reisen – und darf sich vor

ihm einen Umgangston erlauben, den nur wenige anzuschlagen wagen.

Bertoldo erhält von Lorenzo viele Aufträge: hier ein Bronzerelief, ein fröhliches Bacchanal mit Kindern, dort eine Reiterschlacht, frei nach einem altrömischen Sarkophag, die über den Kamin eines Zimmers im Medici-Palast passt.

Es sind ja längst nicht immer die Wagemutigen und Visionäre, die Erfolg haben: Nichts etwa verkauft sich so gut wie der konfektionierte Süßstoff aus knalligen Farben, Blattgold und weichen Linien, den die Werkstatt des Malers Neri di Bicci an der Porta Rossa ausstößt.

Doch immer mehr Kunden wittern gerade in innovativen Werken die Chance, sich vom Pöbel abzusetzen – und

WER SEIN KUNST- WERK ZU SPÄT ABLIEFERT, WIRD BESTRAFT

verlangen manchmal sogar ausdrücklich ein Werk nach der neuesten Mode.

Erbittert kämpfen die Kreativen um Aufträge. Manche versuchen, ihre Konkurrenten mit Spott und Hass zu schlagen. Andere hüten eifersüchtig ihre Geschäftsgeheimnisse, wachen über das Rezept ihrer Tonglasuren oder achten ängstlich darauf, dass niemand ihnen bei der Arbeit über die Schulter schaut.

Wieder andere verlegen sich auf Ökonomisierung, entwickeln Motivkataloge, aus denen sie sich bedienen: Verrocchios Leute etwa verwenden immer wieder das gleiche, unverwechselbare Engelsgesicht. Und immer wieder bringen sie auf ihren Bildern diese greifende Hand mit dem abgespreizten Daumen unter – ob bei der Muttergottes, dem heiligen Tobias oder dem Apostel Petrus.

Viele Künstler siedeln sich gezielt in der Nachbarschaft potenzieller Kunden an. Andere verschicken Werbebriefe und Empfehlungsschreiben oder hoffen auf die Gunst der Agenten, die im Auftrag auswärtiger Kunstinteressierter den

Florentiner Markt durchkämmen. Und es gilt, wie der Maler Ghirlandaio seinen Angestellten ausdrücklich eingeschärft haben soll, unter keinen Umständen einen Auftrag abzulehnen.

Denn der Kunde ist König, er ist es, der das Produkt letztlich in die Welt ruft. Zwar gibt es auch einen Markt für fertige Kunst – zumeist bemalte Haushaltsgüter oder kleinformatige, in Serie produzierte Andachtsbilder: ein frommes Täfelchen, ein kleines Tabernakel mit Madonna auf Goldgrund, das sich selbst Handwerker und Kleinbürger leisten können. Die florentinischen Künstler bedienen auch diese Nachfrage – Verrocchios Bestseller etwa ist eine Jungfrau mit stehendem Kind, wohlweise gemalt, gehauen oder modelliert, Botticelli gilt als Spezialist für kreisrunde Bilder, die *tondi*.

Doch meist ist Kunst nicht Ware, sondern Dienstleistung. Professionelle Kunsthändler treten erst allmählich auf den Plan: Häufig sind es Kaufleute, die hauptberuflich etwa mit Textilien handeln und nur nebenbei mit Kunst.

So ist es in aller Regel der Wunsch des Käufers, der das Werk erst auf den Weg bringt – und zu großen Teilen auch dessen Form bestimmt. Ein Vertrag zwischen Kunde und Künstler regelt meist das Sujet und die Zahl der darzustellenden Figuren, legt zuweilen auch die Komposition fest und die Größe von Tafel und Rahmen, kann fordern, dass der Maler Vorbilder aus fremden oder eigenen Werken nachahmt. Der Auftraggeber kann eine Landschaft verlangen, in der etwa „Gebäude, Kastelle, Städte, Berge, Hügel, Ebenen, Felsen“ zu sehen sind, dazu „Tiere, Vögel und Vieh aller Art“. Er kann den Künstler zwingen, sich an eine vorliegende Skizze zu halten – und auch darauf bestehen, dass nicht irgendein Gehilfe die wichtigsten Figuren malt, sondern der Meister selbst.

„Er hat besagte Tafel eigenhändig zu kolorieren und zu malen, in der Art, wie es auf einer Papierzeichnung zu erkennen ist“, trägt etwa der Klostervorsteher des Spedale degli Innocenti in seinem Vertrag dem Maler Domenico Ghirlandaio auf, „und in allen Einzelhei-





Lorenzo di Credi ist einer von Verrocchios begabtesten Schülern. Gemeinsam mit dem Meister malt er um 1480 die »Thronende Madonna zwischen Johannes dem Täufer und dem Heiligen Donatus«. Das Altarbild dient dem Andenken an den 1474 verstorbenen Bischof von Pistoia, einen Verwandten Lorenzo de' Medicis



ten dem gemäß, was ich, Fra' Bernardo, für das Beste halte.“ Die 115 Florin Honorar soll Ghirlandaio nur dann bekommen, wenn der Prior anschließend findet, dass die Arbeit „diesen Betrag wert ist“. Unerlässlich aber ist die Verwendung von „guten Farben“ und „gepudertem Gold“. Und das Blau „muss Ultramarin im Werte von etwa vier Florin die Unze sein“.

Denn vielen Kunden sind Materialien wichtig, mit denen sich prunkieren lässt. Sie bestehen auf reichlich Blattgold für die Heiligscheine. Und nichts macht ebenso viel her wie echtes Ultramarin: Es wird aus pulverisiertem Lapislazuli hergestellt, der in Afghanistan gewonnen und aufwendig über Venedig aus

Auch in dieser »Anbetung der Könige«, die ein Bankier um 1475 bei Botticelli in Auftrag gibt, sind Florentiner abgebildet, darunter Cosimo de' Medici als Weiser aus dem Morgenland, der vor dem Christuskind kniet. Auch sich selbst hat der Maler verewigt: ganz rechts am Bildrand

dem Orient importiert wird. Prestige-bewusste Kunden achten peinlich darauf, dass der Maler nicht heimlich das mattiere und unbeständige „deutsche Blau“ aus billigerem Azurit benutzt.

Zwischen 100 und 200 Florin kostet ein Altarbild in der Regel (etwa 70 Florin braucht eine Familie mit drei bis vier Kindern jährlich zum Leben). Für den Künstler bleibt davon nur ein kleiner Teil: Schon der vergoldete Rahmen macht oft ein Drittel des Preises aus.

Und die Terminvorgaben sind streng: Ghirlandaio etwa muss, so der Vertrag, die Tafel „in 30 Monaten vom heutigen Tage an fertiggestellt und geliefert haben“. Zwar gibt es Massenproduzenten wie Neri di Bicci, die ein Altarbild mittlerer Größe schon in zwei Monaten herstellen, ein anspruchsvoller Anbieter wie Ghirlandaio aber braucht seine Zeit.

Umso penibler pochen viele Auftraggeber auf pünktliche Lieferung. Schon im Vertrag legen sie hohe Konventionalstrafen für Verspätungen fest. Oder sie teilen das Honorar in Monatsraten auf, die sie nur weiterzahlen, wenn der Künstler nachweislich seine

volle Arbeitskraft jeden Tag dem Projekt weiht.

Noch immer sind die meisten Kreativen ja nicht viel mehr als bessere Handwerker. Selbst bei gefragten Könnern wie Verrocchio bleibt das Einkommen gewöhnlich in den Grenzen des einfachen Mittelstands. Zudem führen die meisten Künstler eine prekäre Existenz: Wenn die Kräfte nachlassen, droht die Altersarmut.

Nur wenige Stars der Branche profitieren auch finanziell von der *creative city*. Für sie sind die Hono- rare seit Mitte des Jahr- hunderts stetig gestiegen. Sie kommen zu Wohl- stand, können sich Häuser leisten und, wie Sandro Botticelli, mit vollen Händen Geld verschwenden. Sie werden geehrt – und zu öffentlichen Figuren, über die Schriftsteller Bio- grafien schreiben, Mitbürg- ger Klatschgeschichten erzählen und Bonmots verbreiten. Und manche Kreative sind bereits so stolz auf den eigenen Ruhm, dass sie nicht nur ihre Kunden in Porträts verewigen, sondern sich auch selbst malen lassen – oder zumindest, wie Bot- ticelli, ein Selbstbildnis in einem ihrer Gemälde unterbringen.

Ihr steigender Status beweist ihnen ja, dass sie Begabte sind, Auserwählte, die nicht nur ihren Geldgebern dienen, son- dern der Kunst selbst. Viele von ihnen verzichten offenbar sogar auf die Ehe, um ihrer Mission umso treuer sein zu können: Berühmtheiten wie Leonardo und Botticelli bleiben ledig. Auch Verrocchio verzichtet auf eine eigene Famili e – und benennt in seinem Testament als Haupterben seinen treuen Angestellten Lorenzo di Credi.

Die Florentiner nehmen den Meis- tern ihren Lebensstil nicht übel. Denn die Kunswelt ist zum Jahrmarkt der Aufmerksamkeit geworden, der auch

Schrullen billigt. Der selbst Exzentriker wie den wunderlichen Maler Piero di Cosimo akzeptiert, der angeblich Haus und Garten verwildern lässt und nichts als harte Eier isst, die er beim Leim- kochen mitsiedet; der das Geschrei von Kindern, das Husten von Männern, das Läuten der Glocken und den Gesang der Mönche verabscheut und den das Summen einer Fliege in Rage versetzt. Der gern aus Speichelrückständen an einer Mauer imaginäre Städte und Schlachten-

gemälde herausliest – und der es sich schön vorstellt, einmal durch die Hand eines Henkers zu sterben.

All das kann Piero di Cosimos Ansehen in Florenz nicht nachhaltig schaden. Denn das Kapital der *creative city*, so werden Soziologen 500 Jahre spä- ter feststellen, sind Toleranz und Diversität. Und die lassen sich auch daran bemessen, wie sehr alterna- tive Lebensentwürfe im Alltag anerkannt sind.

Zwar stehen auch in Florenz gleichgeschlecht- liche Handlungen unter Strafe. Doch zugleich hat die Stadt den Ruf einer Schwulenhochburg Ita- liens, treffen sich Homosexuelle in Kirchen, Tanz- und Fechtschulen, flanieren abends in Samt und Seide über den Ponte Vecchio.

Aber dann, um 1490, kippt die Stimmung in Florenz. Zwar blüht die Kultur – der ökono- mische Erfolg aber stellt sich nicht ein. Eine Inflation erschüttert die Wirtschaft, eine Depression lähmmt Han- del und Gewerbe und trifft vor allem die unteren Schichten der Stadt. Voller Zorn blickt das Volk jetzt auch auf die neuen, mit Kunst gefüllten Paläste, die viele kleine Häuser und zahllose Wohnungen, Läden und Werkstätten verdrängt haben.

Und begeistert folgen die Massen dem asketischen Prediger Girolamo Savonarola, der gegen die Bildersüchtigen wütet, die angesichts eines Gemäldes „zuweilen ganz außer sich geraten und fast sich selbst vergessen“.

Verrocchio, der diese Sucht so unermüdlich befriedigt und befeuert hat, ist schon im Juni 1488 in Venedig gestorben.

Sein treuer Assistent di Credi hat seinen Leichnam nach Florenz überführt und in der Familiengruft beisetzen lassen.

Gegen Ende des Jahres 1491 geht es auch mit der Gesundheit von Lorenzo de' Medici bergab: Immer mehr macht ihm seine Gicht zu schaffen – eine Krankheit, gegen die die Ärzte seiner Zeit noch kein wirksames Mittel kennen.

Die aufwendigen Badekuren an heißen Quellen, die er sich mit Vorträgen von Literaten und Musikern würzen lässt, helfen nicht. Die Schmerzen an Händen und Füßen, an Knochen und Gelenken und sogar im Magen werden so qualvoll, dass er wochenlang das Bett nicht verlassen kann. Zum Ende des Winters beobachtet er, leicht erholt, vom Fenster des Palastes aus seine geliebten Karnevalszüge, doch Anfang April folgt ein neuer Rückschlag: Zusätzlich zu den Schmerzen plagen ihn jetzt auch Fieber und Ohnmachtsanfälle. Der strenge Savonarola besucht den Todkranken und soll ihn dabei noch einmal zur Tugend ermahnt haben. Kurz darauf erhält der Herrscher die letzte Ölung.

Am 8. April 1492 stirbt il Magnifico, 43 Jahre alt. Und auch die Finanz- kraft der Familie scheint sich nicht recht erholt zu haben: Noch immer schulden die Medici Andrea del Verrocchio für 15 seiner Werke das Honorar.

Lorenzos Nachfolger wird sein Sohn Piero, der zum Herrschen derart unbegabt ist, dass sie ihn schon bald den „Unglücklichen“ nennen werden. Und zwei Jahre später, als der französische König Karl VIII. mit seiner Armee Ita- lien überfällt, vertreibt das Volk von Flo- renz Piero und die übrigen Medici und plündert ihren Palast (siehe Seite 112).

Kurz darauf errichtet Savonarola in der Stadt für einige Jahre eine Art asketischen Gottesstaat. In der Folge wird Florenz seinen Rang als Zentrum der Künste verlieren; die neue Kulturr- hauptstadt des Abendlands wird Rom.

Und so endet das Goldene Zeitalter, das Zeitalter der Bilder und der Schön- heit – der *creative city* Florenz. ■

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

DER BANKIER DER MEDICI

Die Medici gebieten über ein europäisches Bankenimperium – mit Filialen in London, Lyon und Brügge. Manager wie Tommaso Portinari führen dort die Geschäfte. Doch weil sie fast ohne Kontrolle Kredite vergeben, müssen um 1480 mehrere Außenstellen geschlossen werden

Text: HANNO SCHEERER

hren Reichtum verdanken die Medici nicht nur ihrem eigenen Geschick, sondern auch dem Geschäftssinn ihrer Manager. Die führen die Bank der Familie in Florenz sowie die neun Filialen, die der Clan um 1450 betreibt, etwa in London, Brügge und Lyon.

Von dem Einfallsreichtum dieser Männer hängt es ab, ob eine Zweigstelle Gewinn macht oder nicht.

Und von ihrer Loyalität.

Denn die Niederlassungen liegen ja zum Teil weit entfernt von Florenz. Die Distanz gibt den Managern eine große Unabhängigkeit – und sie wird die Medici fast in den Abgrund reißen.

Die Familie betreibt ihr Wirtschaftsimperium wie eine moderne Holding. Jede Filiale (auch die Hauptbank in der Arnstadt) ist eine eigene Gesellschaft; an ihrer Spitze steht ein *compagno*, ein Mitinhaber, der einen Teil des Grundkapitals dieser Niederlassung aus persönlichen Mitteln aufbringen muss.

Diese Männer sind in der Regel Florentiner. Aber wenige nur stehen den Medici so nahe wie Tommaso Portinari.

Der Sohn eines hohen Medici-Managers wird wohl 1428 in Florenz geboren. Als der Vater früh stirbt, nimmt Cosimo de' Medici ihn und seine zwei Brüder in seine Familie auf. Alle drei werden später zu Compagni – Tommaso allerdings erst sehr spät. Zwar schickt Cosimo ihn um 1445 nach Brügge, doch bleibt Tommaso 20 Jahre lang einfacher Angestellter. Offenbar ist der Chef der

Medici von den Fähigkeiten seines Ziehsohnes nicht überzeugt.

Der ehrgeizige Portinari allerdings will mehr. Ihm gelingt es, seinen Vorgesetzten so lange zu verunglimpfen, bis die Medici ihn 1465 doch noch zum Chef der Niederlassung ernennen.

Als Teilhaber steht ihm vom Gewinn ein Viertel zu. Der Rest fließt an die Medici und den früheren Geschäftsführer der Brügger Bank, die gemeinsam sieben Achtel des Kapitals stellen.

Portinari sind enge Grenzen aufgelegt. Nur ehrbaren Kaufleuten darf er Geld leihen, den Herrschern vor Ort lediglich limitierte Kredite geben, denn die gelten als unzuverlässige Schuldner. Glücksspiele sind ihm ebenso verboten wie Geschäfte auf eigenen Namen.

Er wird jedoch kaum kontrolliert. Die Filialleiter müssen zwar jährlich ihre Bücher nach Florenz senden, aber die Medici schicken selten Inspektoren in die Zweigstellen.

Und so nutzt Portinari diese Freiheit, um das Kapital seiner Arbeitgeber in riskante mercantile Entdeckungsreisen nach Afrika zu investieren. Um mehr Profit für sich zu behalten, verlagert er Geschäfte wie etwa den Wollhandel aus der Bank. Zudem verehrt er Karl den Kühnen, Flanderns Herrscher, und lehnt dem stets klammen Herzog Geld.

Politisch mögen den Medici solche Verbindungen nützlich sein, erfahren sie doch von ihren Teilhabern so stets Neuigkeiten. Finanziell sind sie aber desas-

trös. Denn wie soll man von den mächtigen Herren Kredite einfordern, die sie nicht zurückzahlen können?

Als Lorenzo de' Medici 1477 von der Summe erfährt, die Karl der Kühne der Bank schuldet – insgesamt rund 16 000 Pfund Silber –, ist er außer sich.

So schlecht steht es bald um die Kreditwürdigkeit von Portinaris Zweigstelle, dass selbst die Filiale in Lyon sich weigert, Geldanweisungen aus Brügge auszuzahlen – und das, obwohl der Erfolg der Medici-Banken auf ebenjenem leichten Transfer von Geld beruht. Nun wird Portinaris Zockerei zum existenziellen Problem für die Familie.

Tatsächlich schließt sie 1480 die Filiale in Brügge. Wenig später steht gar die ganze Bank vor dem Ruin, weil auch andere Teilhaber ihre Freiheit für risikante Geschäfte genutzt haben. Als die Familie 1494 aus politischen Gründen vom Arno vertrieben wird (siehe Seite 112), lässt die Regierung ihre Firma beschlagnahmen. Doch über Strohmänner sind die Medici auch im Exil weiter an Banken in Florenz und Lyon beteiligt.

Und als sie 1512 erneut an die Macht kommen, profitieren sie von diesem Netz aus Tarnfirmen, stehen wirtschaftlich bald wieder blendend da.

Tommaso Portinari aber muss sich für den Rest seines Lebens der Ansprüche der Gläubiger erwehren. 1501 stirbt der Bankier, der einst im schönsten Haus Brüggens residierte, in Florenz. Er war bis zuletzt hoch verschuldet. ■



Filialleiter wie Tommaso Portinari (1428–1501) stehen den internationalen Zweigstellen der Medici-Bank nicht nur vor, sondern sind auch Teilhaber: An Portinari geht ein Viertel des Gewinns, der vor Ort erzielt wird. Ein Anreiz, viel Umsatz zu machen – aber dafür auch gefährliche Risiken einzugehen

Girolamo

SAVONAROLA

1494 werden die Medici aus Florenz vertrieben, weil sie in einer militärischen Krise der Stadt versagt haben. Nun schlägt die Stunde eines fanatischen Mönchs: Girolamo Savonarola begeistert seine Mitbürger durch Predigten, in denen er Habgier und Unzucht verdammt. Die Metropole verfällt in einen Taumel der Frömmigkeit —— Text: JOHANNES STREMPER



Hakennase, sinnliche
Lippen, hypnotischer
Blick: Savonarola zieht
die Florentiner auch
durch seine prägnante
Physiognomie in
seinen Bann

I

Ist es vorstellbar, dass Gott einen leibhaftigen Propheten nach Florenz gesandt hat? Dass aus dem Munde dieses schmächtigen Mönchleins da vorn tatsächlich kein anderer als der Herr selbst spricht, so wie er einst mit der Stimme des Jona, des Jesaja oder Jeremia zu seinem Volk gesprochen hat?

Gut 15 000 der 70 000 Einwohner von Florenz drängen sich Tag für Tag in den Bankreihen der Kathedrale Santa Maria del Fiore, dem größten Dom der Christenheit, wenn Girolamo Savonarola auf der Kanzel steht. Drei Stunden lang dauern seine Predigten, in der Fastenzeit spricht er jeden Morgen, manchmal 50 Tage hintereinander ohne Pause.

Und was heißt da sprechen – der Mann mit der Adlernase stöhnt, donnert, schluchzt. Schreit nach Vergebung, reckt Kruzifixe in die Höhe, reißt Nägel aus den Händen des hölzernen Gekreuzigten, hält Zwiesprache mit Satan.

Gottes Zorn sei entbrannt, ruft der Mönch der Menge zu, sein Schwert schon gezückt, und bald werde es niedersausen. Strafen werde der Herr die Priester, die würfeln und sich Jungen als Geliebte halten. Die Mädchen, die sich herausputzen wie Huren und die Kirchen in Bordelle verwandeln. Ganz Italien werde er umdrehen, eine neue Sintflut schicken.

„Tut Buße“, ruft Savonarola, „das Ende ist nah.“

Wie Blitze schlagen seine Worte in die Herzen der Zuhörer ein, die weinen, beten, sich auf die Knie werfen. Alle Haare seines Körpers seien ihm bei den Offenbarungen des Dominikanermönchs zu Berge gestanden, berichtet der Philosoph Giovanni Pico della Mirandola, ein Freund des mächtigen Lorenzo de' Medici. Und von dem berühmten Künstler Michelangelo Buonarroti wird man später erzählen, er sei nach einer der Predigten 1494 in Panik vor der angekündigten



Sintflut aus seiner Heimatstadt geflohen, und die Stimme Savonarolas habe ihn verfolgt bis an sein Lebensende.

Unter den Tausenden Menschen im Dom sitzt auch der Apotheker und Gewürzkrämer Luca Landucci, zerrissen von Angst und Zweifel wie die anderen. Ein Mann seiner Epoche, der an Engel und Dämonen glaubt, an Wunder, Zeichen, Omen.

Aufgeregt notiert Landucci in seinem Tagebuch, wenn sich der Mond verfinstert und daraufhin Menschen tot zu Boden sinken. Wenn im nahen Ort Bibbona eine Marienstatue auftaucht, die ihre Farbe wechselt und Kranke heilt. Wenn einer Frau in Venedig zum Unglück der Stadt ein Ungeheuer geboren wird, mit einem Tierschwanz, einem Auge bei der Nase und dem anderen hinter dem Ohr und am Kopf „ein Horn, welches das Geschlechtsteil war“.

Wenn, in einer sternklaren Nacht, der Blitz in die Kathedrale von Florenz einschlägt und es Marmor und Mauerwerk auf die umliegenden Häuser regnet. „Es wurde“, schreibt Landucci, „für eine sehr merkwürdige Sache gehalten, die etwas Großes bedeuten musste, weil es heiteres Wetter ohne Wolken war.“

Alles muss etwas Großes bedeuten, alles scheint dem Apotheker anzuseigen, dass eine Zeitenwende, vielleicht gar das Ende der Zeit bevorsteht. Ist es da nicht auch vorstellbar, dass der Herr diesen Mönch als seinen Boten nach Florenz gesandt hat? Diesen Savonarola, „von dem wir glauben, er sei ein Prophet, und er leugnet es nicht in seinen Predigten, und er weissagt viele Dinge“.

Das Tagebuch, das Luca Landucci von 1450 bis zu seinem Tod im Jahr 1516 führen wird, ist ein einzigartiges Dokument der florentinischen Geschichte. Nicht die Chronik eines auf Abstand bedachten Historikers, keine Rechtferti-

1494 zieht Frankreichs König Karl VIII. mit Truppen in Florenz ein. Doch anders als befürchtet, lässt der Monarch die Stadt nicht plündern – für viele Florentiner ein Verdienst von Savonarolas Überzeugungskraft

Seit 1492 ist Piero de' Medici, Sohn Lorenzos des Prächtigen, der inoffizielle Herrscher von Florenz.

Als er sich aber in den Verhandlungen mit Karl VIII. als unfähig erweist, jagen die Florentiner ihn 1494 aus der Stadt



gungsschrift eines Politikers, sondern die Stimme eines Menschen aus dem Volk.

Der Verfasser ist einer unter vielen, weder arm noch reich, nicht gebildet, aber auch kein Dummkopf. Ein einfacher Kaufmann der Renaissance, der selten von sich spricht und an manchen Tagen nicht mehr vermerkt als die Preise von Weizen und Bohnen, Steuern und Währungen, Missernten, das Wetter.

Ausführlich allerdings wird Landucci von den vier sonderbaren Jahren 1494 bis 1498 erzählen, als sich seine Heimatstadt fast in einen Gottesstaat verwandelt. Als die Medici aus der Stadt vertrieben werden und ihre Macht abgeben müssen ausgerechnet an einen Mann, den sie selbst erst eingeladen haben: jenen Prediger der Apokalypse namens Girolamo Savonarola.

Wer ist Savonarola? „Dem Vaterland nach ein Ferrarese“: Mehr weiß Landucci in seinem Tagebuch nicht über die Vergangenheit des geheimnisvollen Predigers zu berichten.

Im Umfeld des Fürstenhofs von Ferrara, einer Stadt 120 Kilometer nördlich von Florenz, wächst Savonarola auf. Sein Großvater ist ein berühmter Arzt und wirkt als Leibdoktor des Herrschers.

Auch Girolamo, geboren im September 1452, soll Medizin studieren. Aber irgendetwas stößt den Jüngling

schon früh ab von der irdischen Welt. Vielleicht ist es der verschwenderische Prunk, den er am Hof beobachtet, vielleicht eine unglückliche Liebesgeschichte. Im April 1475 bricht Savonarola sein Studium ab, reist ohne Wissen der Eltern nach Bologna und tritt dort dem Orden der Dominikaner bei. Er wolle nicht mehr länger „wie ein Tier unter Schweinen leben“, schreibt er dem Vater.

Savonarola erweist sich als gelehrtiger Novize. Bereits bewandert in Naturwissenschaften und Philosophie, widmet er sich nun Tag und Nacht dem Studium der Heiligen Schrift, angeblich lernt er den gesamten Text der Bibel auswendig. 1482 senden ihn die Dominikaner zum ersten Mal nach Florenz, wo er in einem Kloster Logik unterrichten soll. Dort beginnt er auch zu predigen.

Denn er hat sich sicher nicht zufällig für die Gemeinschaft der Dominikaner entschieden. Ihn zieht das erklärte Ziel dieses selbst ernannten „Predigerordens“ an, der ganzen Welt das Wort des Herrn zu verkünden. Savonarola will der Menschheit gleichzeitig entfliehen und sie aufrütteln. Sieht er selbst sich doch, so hat er es dem Vater geschrieben, als „Ritter Jesu Christi“ und als „Doktor der Seelen“, nicht der Körper.

Seine ersten Predigten in Florenz beeindrucken allerdings niemanden. Savonarola ist ein Intellektueller: viel zu akademisch sein Vortrag, zu linkisch die



Nach der Vertreibung der Medici 1494 ist Savonarola der mächtigste Mann in Florenz. Seine Autorität leitet sich aus seinen Predigten ab: Wenn er im Dom spricht, lauschen oft 15 000 Menschen seinen Worten

Gesten, zu provinziell sein starker lombardischer Akzent. Als er fünf Jahre später die Stadt wieder verlässt, hat kein Chronist, kein Tagebuchschreiber wie Landucci Notiz von dem Mönch aus Ferrara genommen.

Irgendwann in der folgenden Zeit jedoch, während Savonarola in Bologna, Brescia, Genua predigt, findet er seine Berufung – die Prophezeiung „Als Gott mir die Gabe gab“, wird er sich später erinnern, „nahm ich sie aus Liebe zu ihm bereitwillig an.“ Er spricht jetzt nicht mehr wie ein nüchterner Theologe, der sich auf die Kirchenväter stützt, sondern als Erleuchteter: in einer klaren Sprache, mit kräftigen Bildern und der Heiligen Schrift als einziger Quelle seiner Offenbarungen. Erstmals warnt er auch vor der nahenden Apokalypse.

Nun endlich erreicht er die Gläubigen – denn das Italien jener Jahre ist von

endzeitlicher Erwartung erfüllt. Die sich immer sitzenloser gebärdende Kirche, die sogar das Amt des Papstes gegen Geld verkauft und mit Pfründen und Ablässen handelt, die Bedrohung durch die Türken, die 1453 Konstantinopel erobert haben und entschlossen scheinen, das ganze christliche Europa zu überrennen, die sich ankündigende Jahrhundertwende: All das ist den Menschen Zeichen, dass der Jüngste Tag nahe sein muss.

Savonarola ist dank seiner Predigten bald so bekannt, dass Lorenzo de' Medici, der Anführer des Clans und offizielle Herrscher über Florenz, sich persönlich bei den Dominikanern für die

Rückkehr des Mönchs in die Medici-Stadt einsetzt.

Lorenzo geht es wohl vor allem um das eigene Seelenheil. Schon lange leidet der „Prächtige“, wie sie ihn in Florenz wegen seiner Förderung der schönen Künste nennen, an Gicht und Nierenversagen, und jetzt, mit zunehmenden Gedanken an den Tod, wird der Patriarch immer frommer und will den berühmten Prediger in seiner Nähe wissen.

Im Frühling 1490 kommt der nun 37-jährige Savonarola zurück nach Florenz und wird von seinen Brüdern bald zum Vorsteher von San Marco gewählt, einem von den Medici protegierten Dominikanerkloster fast in Sichtweite ihres Palastes, das vor allem für seine prächtige Bibliothek bekannt ist.

In der Fastenzeit des Jahres 1491 beginnt Savonarola in der Kathedrale zu predigen, und schnell strömen Tausende

herbei, ihn zu hören. Der Mönch fordert die Erneuerung der Kirche, mahnt zu Frömmigkeit, Bescheidenheit und Buße.

Aber er wendet sich auch sozialen Fragen zu, prangert die Habgier der Reichen, die ungerechten Steuern an, den Zinswucher und die Mächtigen, die sich Kirchenämter kaufen. Das kann Lorenzo kaum gefallen, aber solange Savonarola im Allgemeinen bleibt und keine Namen nennt, vor allem nicht den der Medici, lässt er ihn gewähren.

Am 8. April 1492 stirbt Lorenzo mit nur 43 Jahren. Savonarola besucht ihn am Sterbebett. Und es ist, als bewirke der Tod des Medici auch eine Zäsur im Leben des Mönchs. Denn bald darauf beginnt er, immer häufiger vom Ende aller Tage und dem Erscheinen des Antichrists zu predigen, von der Zeit der Sühne und des Jüngsten Gerichts. Seine wortmächtigen Prophezeiungen der Apokalypse versetzen die Bürger zunehmend in Unruhe.

Lorenzos Erbe ist sein Sohn Piero – den man bald schon den „Unglücklichen“ nennen wird, weil er nicht das politische Talent des Vaters besitzt. Der hatte ja nie offiziell die Führung von Florenz inne, sondern allein dank eines komplizierten Geflechts aus Seilschaften und Abhängigkeiten, Bestechung, Manipulation und Einschüchterung geherrscht.

Der 20-jährige Piero – ebenfalls nur der informelle Herrscher der Stadt – aber interessiert sich weniger für das Regieren als für Ballsport, Reiten und die Pflege seines blendenden Aussehens.

Die alteingesessenen Familien, die noch den Vater beraten haben, übergeht er, um sich stattdessen mit Bürokraten zu umgeben, die oft nicht einmal aus Florenz stammen. Binnen eines Jahres bringt er die Mehrheit der Patrizier gegen sich auf, die nun nur noch auf den rechten Zeitpunkt wartet, ihn zu entmachten und die Stadtregierung wieder unter ihren eigenen Einfluss zu bringen.

Die Gelegenheit dazu kommt, als Frankreichs König Karl VIII. zu einem Feldzug gegen Neapel rüstet, ein mächtiges Reich, das die Region von Südtalien bis nach Rom beherrscht. Da der

französische Monarch mit einer Königsdynastie Neapels verwandt ist, erhebt Karl VIII. Anspruch auf den Thron, als der dortige Herrscher Anfang 1494 stirbt. Im September des Jahres überquert er mit einem Heer von über 30 000 Mann die Alpen und marschiert in Italien ein.

Um herauszufinden, auf welcher Seite Florenz in diesem Konflikt steht, schickt Karl insgesamt drei Gesandt-

hat Piero die Kontrolle über das halbe Gebiet der Republik weggegeben. Was soll nun werden? Noch während sich Piero bei Karl aufhält, berät die Stadtregierung bereits den Sturz des Medici. Aber was, fragen sich die verängstigten Bürger, wird der König von Frankreich tun, wenn er die Arnstadt erreicht?

„Die Hand Gottes wurde und wird nie von unseren Häuptern abgezogen“,



Karl VIII. zieht seine Truppen wieder aus Florenz ab und kann danach einige Erfolge in Südtalien erringen. Doch schon im Sommer 1495 muss er sich seinen Gegnern geschlagen geben und die Apenninen-Halbinsel verlassen

schaften an den Arno. Doch Piero hält den König jedes Mal hin. Einerseits sieht er die Stadt durch Handel Frankreich verbunden, andererseits ist seine Ehefrau mit Neapels Herrschern verwandt.

Erst als Karls Truppen Ende Oktober an der Grenze zur Toskana stehen, drei Tagesmärsche von Florenz entfernt, erkennt Piero den Ernst der Lage und die Gefahr für seine Stadt. Nun reist er überhastet zu geheimen Verhandlungen ins Heerlager des Königs.

Dort bietet er Karl, um ihn zu beseitigen und die eigene Macht zu erhalten, 200 000 Florin, die Übergabe mehrerer toskanischer Festungen sowie Zugang zu den wichtigen Häfen von Pisa. Der Franzose akzeptiert.

Als die Menschen in Florenz von Pieros Angebot erfahren, sind sie bestürzt, die Regierung ist empört: Nur um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen,

schreibt Luca Landucci, wie um sich zu beruhigen, in sein Tagebuch. Es ist der 4. November 1494, in den Straßen zirkulieren Berichte über die heranrückenden Truppen der Franzosen, über Plünderungen und Massaker auf ihrem Weg.

Wohl 58 Jahre ist Landucci nun alt, Vater von sieben überlebenden Kindern, seit rund vier Jahrzehnten schon gehört er der geachteten Zunft der Apotheker und Gewürzkrämer an. Sein Laden liegt am Canto de’Tornacinci im Zentrum. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite erbaut die Familie Strozzi gerade einen der prächtigsten *palazzi* der Zeit. Nur ein paar Hundert Meter sind es von hier zum Palazzo della Signoria, dem Regierungssitz, und zur Kathedrale.

Medizin und Kerzenwachs für die Kirche verkauft Landucci in seinem Ge-



Savonarola erklärt Florenz zum Neuen Jerusalem und gibt den Bürgern der Stadt so das Gefühl, von Gott auserkoren zu sein. In diesem Madonnenbild von Fra' Paolino da Pistoia ist der Prediger ganz links zu sehen

schäft, Indigo und Krapp zum Färben von Wolle und Seide, Pfeffer, Ingwer, Safran, wohl auch Kuchen und Bonbons. 1471 hatte er sogar den ersten Zucker von der Insel Madeira im Angebot, der je in Florenz gehandelt wurde.

Auch Landucci hat in seinen Notizen aufgebracht vermerkt, dass Piero gehandelt habe „wie ein Knabe“. Kurz nachdem der Medici am 8. November in die Stadt zurückgekehrt ist, lässt er aus seinen Palastfenstern Konfekt auf die Menge regnen; zudem spendet er „dem Volk ziemlich viel Wein, um es sich gut gesinnt zu machen“, so Landucci.

Doch Piero kann die Stimmung nicht mehr drehen. Am folgenden Tag wird ihm mit seiner Eskorte der Einlass zum Palast der Signoria verwehrt, und die Regierung lässt mit den Turmglocken Alarm läuten. Bewaffnete Bürger strömen daraufhin auf den Platz vor dem Palast, die „Volk und Freiheit“ rufen, den Wahlspruch der Republik.

Ein Medici-Anhänger wird in dem nun einsetzenden Handgemenge getötet. Piero muss um sein Leben fürchten und flieht mit einigen Getreuen zu Pferd aus der Stadt, nimmt die Straße nach Bologna. So schnell – und wohl überraschend für die meisten – finden an diesem Tag sechs Jahrzehnte Medici-Herrschaft ihr abruptes Ende.

Den Bürgern aber bleibt keine Zeit, den Sturz zu feiern. Denn nur eine Woche später zieht König Karl in die Stadt ein. Die Signoria hat sich entschlossen, ihn wie einen Befreier zu empfangen: Die Straßen sind mit Oliven- und Palmzweigen geschmückt, überall weht die Lilie, das Wappen Frankreichs.

Wie ganz Florenz sieht Landucci 10 000 Fußsoldaten, Reiter, Bogenschützen und Kanoniere des Königs durch die Gassen marschieren, wie alle ruft er „Viva Francia!“, als Karl vor der Kathedrale von seinem Pferd steigt. Und wie die meisten ist er etwas überrascht, weil der Monarch „ein sehr kleiner Mann“ ist.

Einen Tag später sieht er den hässlichen, rothaarigen Herrscher mit dem großen Kopf und den dünnen Beinen noch einmal aus der Nähe bei der Messe.

Während Karl in den folgenden Tagen wie ein Tourist die Stadt besichtigt und die Signoria ihn mit Banketten ehrt, nimmt beim Volk die Angst zu. Die Soldaten, viele davon Söldner aus der Schweiz, Schottland und Dalmatien, quartieren sich in Hunderten Gebäuden

Aber die Florentiner leisten auch Gegenwehr: Soldaten, die sich nachts zu Raubzügen aufmachen, werden angegriffen und getötet, einmal schütten Frauen aus ihren Fenstern kochendes Wasser und Dachziegel auf einen Schweizer Trupp, von dem sie sich bedroht fühlen.

Obwohl die Gewalt stetig zunimmt, lässt Karl sich Zeit. Schließlich trifft er mit der Signoria eine Vereinbarung: Florenz zahlt ihm 120 000 Florin und stellt ihm Männer für sein Heer. Dafür verschont der Franzose die Stadt, gibt ihre Besitzungen nach dem Feldzug zurück und lässt Piero fallen.

Ein erstaunlich guter Handel – denn jedermann in Florenz ging davon aus, dass Karl die Metropole eigentlich unterwerfen wollte. Aber der König ist wohl beeindruckt vom Widerstandsgespräch der Einwohner; zudem mahnen seine Berater, endlich Neapel anzugreifen.

Vor allem aber, davon sind die meisten Bürger überzeugt, ist der Abzug Karls am 28. November seinen Gesprächen mit dem Prediger Savonarola zu verdanken. Der nämlich, so hat es Landucci reden hören, „zum König gegangen sei und ihm gesagt habe, dass er nicht Gottes Willen erfülle mit seinem Bleiben und dass er fortziehen müsse“.

Gottes Wille? Tatsächlich: Für Savonarola ist Karl nicht einfach ein fremder Eroberer. Er sieht in ihm vielmehr den Teil eines göttlichen Plans. Den Vollstrecker seiner, Savonarolas, Prophezeiungen. Hat er denn nicht, so erinnert der Mönch jetzt seine Zuhörer in der Kathedrale, immer wieder von der reinigenden Sintflut gepredigt, die Italien treffen werde, vom Schwert Gottes, das auf das Land herabsaute?

Frankreichs Feldzug – so deutet er es nun sich und seinen Anhängern – ist nichts anderes als das von ihm vorausgesagte Strafgericht des Herrn.

Und so habe er, berichtet Savonarola, es auch Karl selbst verkündet: dass der König als Geißel Gottes auserwählt sei, Italien zu züchtigen, vor allem das verdorbene Rom, und die Kirche zu erneuern. Dass er jedoch barmherzig zu Florenz sein möge, einer Stadt voller guter Christen.

Florenz ist jetzt die STADT GOTTES

der besetzten Stadt ein und lassen sich von den Bürgern aufwarten. „Denke sich nur jeder, was es hieß, dieses Gesindel im Hause zu haben“, schreibt Landucci.

In den Straßen sieht er Händler, die ihre Geschäfte verbarrikadieren, und Söldner, die Widerstand mit Stockstechen bestrafen. Er hört Gerüchte, dass Karl seinen Männern Florenz zur Plünderung versprochen habe, dass er entschlossen sei, Piero de' Medici wieder an die Macht zu bringen.

Immer wieder bilden sich Menschenmengen, jeder Zwischenfall löst Panik aus – „und wenn man fragte, was eigentlich los sei, wusste es niemand“.



Für Papst Alexander VI. ist Savonarola ein Ketzer – und zudem ein Hindernis auf dem Weg zu einem Bündnis gegen Karl VIII. Und so geht der Heilige Vater mit allen Mitteln gegen den unbotmäßigen Mönch vor

In den Augen der Florentiner hat Savonarola allein den König zum friedlichen Abzug bewogen. In jenen Wochen der Gefahren und Verwirrung scheint einzig der Prediger aus Ferrara genau zu wissen, worauf alles hinausläuft. Weil die Stimme des Herrn durch ihn spricht.

Diese Stimme ändert nun überraschend ihren Ton. Savonarola predigt nicht mehr nur die Apokalypse wie zuvor, sondern erklärt die Florentiner zu Auserwählten: „Eure Stadt ist jetzt die Stadt Gottes.“ Wenn das Volk nur fest auf den Herrn vertraue, faste, bete und sich vor allem an Savonarolas Worte halte, werde Florenz „prächtiger, reicher und mächtiger als je zuvor“.

Mehr noch: Von hier aus, dem „Neuen Jerusalem“, werde sich die Kirche reformieren, dann die Türken und die anderen Heiden bekehren und schließlich in einer glorreichen Schlacht den Antichrist selbst bezwingen.

Offenbar sieht Savonarola Florenz, befreit von den Medici und den Franzosen, an einer historischen Zäsur. Und er ist entschlossen, den Bürgern nun den Weg zu weisen – so wie die alttestamentarischen Propheten einst dem Volk Israel.

Am 14. Dezember hält er vor den versammelten Amtsträgern der Stadt eine lange politische Predigt über die Kunst des Herrschens.

Denn das ist ja die Frage, die jetzt alle umtreibt: Wie soll Florenz nach den Medici regiert werden? Die alteingesessenen Familien wollen weiter wie bisher in einer Oligarchie die Macht ausüben, nur eben ohne den Clan der Medici. Die Mittelschicht aber, ermutigt durch den Sturz der verhassten Dynastie, drängt nach mehr Teilhabe und wünscht einen Neuanfang.

Savonarola setzt sich von der Kanzel für einen „Großen Rat“ ein, nach dem Vorbild der Republik Venedig, jedoch mit mehr Mitbestimmung für die einfachen Leute, die Händler, Handwerker und Ladenbesitzer.

Und es ist vor allem seiner Autorität zu verdanken, dass der Große Rat im Dezember tatsächlich eingerichtet wird: Alle Männer über 30 Jahren und mit bestimmten Bürgerrechten sind fortan Teil dieser Volksversammlung. Gut 3500 Florentiner dürfen nun abstimmen über Gesetze, Finanzen, Steuern, dürfen die Amtsträger für die Signoria und die anderen Gremien des Staates wählen.

Es ist eine Revolution: Niemals zuvor waren so viele Menschen an den Geschicken der Republik Florenz beteiligt.

Februar 1496. 15 Monate sind vergangen, seit die Medici vertrieben wurden. Der Apotheker Landucci wandert durch die Gassen seines Viertels und kann kaum glauben, wie sich die Stadt verändert hat. „Gott sei dafür gelobt, dass

ich diese heilige Zeit gesehen habe“, schreibt er in sein Tagebuch. Das einst sinnenfrohe Florenz ist zu einer Festung der Frömmigkeit geworden – und bei keinem Anlass fällt diese unglaubliche Verwandlung mehr ins Auge als jetzt im Karneval.

Früher war dies ein wahres Fest des Teufels: mit Gelagen und Freudenfeuern, schmutzigen Liedern, unzüchtigen Kostümen, frivolen Masken. Jünglinge aus miteinander rivalisierenden Vierteln pflegten aufeinander mit Steinen loszugehen oder an Straßenbarrikaden Wegzoll von Passanten zu erpressen.

Landucci aber sieht an vielen Straßenecken Altäre mit Kreuzen und Kerzen errichtet. Und die gleichen Kinder, die einst Spaziergänger belästigten, sammeln nun Almosen für die Armen.

A

Am 16. Februar, Karnevalsdienstag, zieht eine gewaltige Prozession durch die Stadt: wohl 6000 Jungen zwischen sechs und 16 Jahren, mit kurz geschnittenen Haaren und in weißen Kutten, die sich an den Händen halten und „Hoch lebe Christus und die Jungfrau Maria, unsere Königin“ skandieren.

So etwas hat Florenz noch nicht gesehen. Zuschauer am Straßenrand brechen ergriffen in Tränen aus. Landucci ist es, als erblicke er „jene Volksscharen von Jerusalem, die vor Christus und hinter ihm her zogen am Palmsonntag“.

Und nicht ohne Stolz vermerkt er in seinen Notizen, dass auch seine eigenen Kinder sich den „gebenedeiten und reinen Scharen“ angeschlossen haben.

Wahrlich eine heilige Zeit! Gelobt seien der Herr und Savonarola, sein Prophet! Immerzu eilt Landucci nun in die

Kathedrale, um den Mönch predigen zu hören. Wieder und wieder notiert er voller Staunen, wie sich Florenz unter dessen Einfluss geläutert hat. Wie jeder Bürger sich mildtätiger zeigt, demütiger, züchtiger. Und was könnte die Heiligkeit Savonarolas noch eindrücklicher bezeugen als diese Prozession der Kinder?

Sie ist vor allem auch ein sichtbarer Beleg seiner Macht. Einer seiner Dominikanerbrüder hat sich der Erziehung der verwilderten Jugend angenommen, sie zu regelmäßigen Beichten und der Kommunion angehalten, sie diszipliniert und mit der Zeit zu den glühendsten Anhängern des Mönchs geschmiedet.

Seither sind die Kinder allgegenwärtig in der Stadt: Sie laufen am Mor-

gen noch vor den Eltern in die Kathedrale, um auf eigens für sie errichteten Tribünen Savonarolas Predigten zu lauschen. Sie singen derart verehrende Loblieder, dass es Landucci scheint, als sei „die Kirche mit Engeln angefüllt“.

Die gleichen Engel haben aber auch eine rabiate Seite, wenn es um den Kampf gegen Prunk und Laster geht. Dann reißen sie herausgeputzten Frauen die Schleier mit den goldenen Spangen vom Kopf und zertrümmern die Spiel-

bretter der Würfler. Trinker, Kuppler und Huren ergreifen hastig die Flucht, wenn die weiß gekleideten Jungen durch die Straßen ziehen.

Savonarolas Autorität ist in dieser Zeit fast grenzenlos. Als er sich von der Kanzel über die so beliebten Pferderennen an Feiertagen beklagt, schaffen die Florentiner sie kurzerhand ab. Als er das Volk zu mehr Barmherzigkeit gegenüber den Armen ermahnt, tragen die Bürger prompt Münzen, Silberlöffel und Geschmeide in die Kathedrale. Und als er mehr Bußfertigkeit fordert, fasten viele fortan dreimal in der Woche.

Auf sein Geheiß erlässt die Stadtregerung auch strengste Gesetze gegen das „unaussprechliche Laster“, wie es

1498 hat Alexander VI. schließlich Erfolg:

Savonarola (in weißem Gewand) wird verhaftet und so lange der Folter ausgesetzt, bis er vor Vertretern des Papstes gesteht, ein Hochstapler zu sein



Landucci in seinem Tagebuch nennt – die Homosexualität. Überall sei Florenz dafür berüchtigt, empört sich Savonarola. Es ist ja wahr: Sogar in den deutschen Landen nennt man den Geschlechtsverkehr zwischen Männern „florenzen“.

Fortan soll, wer bei dem Vergehen entdeckt wird, beim ersten Mal an den Pranger gestellt, beim zweiten Mal gebrandmarkt, beim dritten Mal lebendig verbrannt werden.

Gegen weibische Männer mit langen Haaren und in engen Strümpfen wettert Savonarola, gegen Frauen, deren Kleidung „die Umrisse derjenigen Kör-

perteile betont, welche die Wollust anfangen“. Er predigt gegen Tänze, Tavernen – und auch gegen die Kultur der Renaissance: die wiederentdeckten heidnischen Autoren, die Liebesdichtung, die Künstler, welche „die nackte Venus“ malen.

Und immer wieder spricht er gegen alle Formen der Eitelkeit und des Luxus. Im Karneval ziehen Savonarolas Kinder-

banden nun von Haus zu Haus und konfiszieren Perücken, Spiegel, Parfüm, Schmuck, Schachfiguren, Gemälde und Skulpturen unbekleideter Frauen, Bücher von Dante, Petrarca, Boccaccio. Ihre Beute schichten sie zu einem Scheiterhaufen auf der Piazza della Signoria auf und verbrennen sie in einem großen „Feuer der Eitelkeiten“.

Am 23. Mai 1498 wird Savonarola mit zwei Mitstreitern auf der Piazza della Signoria hingerichtet. Anders als auf diesem zeitgenössischen Gemälde dargestellt, ist der Platz jedoch voller Menschen

Wieso verfällt die Stadt in diesen religiösen Taumel? Weshalb lassen sich die Bewohner das harte Regiment des Dominikanermönchs gefallen?



Aus zwei Gründen wohl. Zum einen wirkt Savonarolas besonderes Charisma. Der von vielen zuvor schon als Prophet Verehrte hat der Stadt in der Zeit der Krise von 1494 entschlossen den Weg gewiesen und die Massen endgültig für sich gewonnen, als er für eine neue, gerechtere Herrschaftsform eintrat.

„Immer begünstigte er das Volk“, schreibt sein Anhänger Landucci.

Zum anderen gibt er den Bürgern das Gefühl, Auserkorene zu sein. Von jeher hat sich Florenz in der Konkurrenz der italienischen Stadtstaaten als ausgewählten Ort verstanden, als das bessere Rom. Jetzt aber enthüllt der Prediger den Florentinern, dass ihre Stadt sogar zum Zentrum des christlichen Universums berufen ist, zum Neuen Jerusalem!

Und so soll es fortan niemand mehr an Tugendhaftigkeit mit den Menschen von Florenz aufnehmen können.

Mag die Stadt formal vom Großen Rat und der Signoria regiert werden – zu ihrem spirituellen Mittelpunkt wird in diesen Jahren Savonarolas Kloster San Marco. Die Zahl der Mönche hat sich seit seinem Erscheinen verdoppelt; aber auch viele Laien, oft Abkömmlinge der alteingesessenen Familien und einflussreich in der Politik, suchen dort die Nähe des Predigers.

Frateschi nennt sie das Volk: die Anhänger des *frate*, des Mönchs. Gegner sehen in dessen Gefolgsleuten eine politische Sekte, die immer öfter die Regierungsgremien der Republik dominiert, um dort im Sinne Savonarolas abzustimmen. Und der Prediger selbst erscheint manchem allmählich wie ein wieder-auferstandener Lorenzo de' Medici – ohne formelles Amt, im Schatten jedoch Herrscher der Stadt.

Aber anders als Lorenzo strebt Savonarola wohl keine weltliche Macht an, und ganz sicher geht es ihm nicht um persönlichen Gewinn und Reichtum. Nicht Ehrgeiz treibt ihn, sondern religiöser Eifer. Er will nicht herrschen, sondern leiten. In das politische Geschäft mischt der Prediger sich nur ein, wenn es hilft, seine Mission zu erfüllen: Florenz als neue christliche Urgemeinde auf den Jüngsten Tag vorzubereiten.

Überall in Italien erzählen die Leute einander inzwischen diese unglaubliche Geschichte. Ein einfacher Mönch, der in einer kargen Zelle schläf, ist wie aus dem Nichts zum einflussreichsten Mann der Stadt am Arno geworden.

Doch so schnell sein Aufstieg, so hart folgt nun der Fall. Savonarola Feinde halten sich noch im Verborgenen, aber ihre Zahl nimmt zu.

Da sind die Patrizier, die im Großen Rat nun Bank an Bank mit Handwerkern und Lieferanten sitzen müssen

Rodrigo Borgia, seit 1492 Papst Alexander VI., steht für all das, was Savonarola hasst: Er ist korrupt, hat eine schöne Geliebte und mindestens acht Kinder und schreckt nicht davor zurück, Gegner ermorden zu lassen. Nun erhalten seine Berater immer mehr Briefe aus Florenz, die bittere Klage über Savonarola führen.

Alexander hat schon von dem Mönch gehört, der gegen die verrottete Kirche hetzt. Aber das ist für den an Glaubensfragen wenig interessierten Papst nicht mehr als ein Ärgernis.

Es sind nicht religiöse Gründe, die den Heiligen Vater zum gefährlichsten Gegner Savonarolas machen, sondern politische. Und sie haben einmal mehr mit dem französischen König zu tun.

Nach seinem Abzug aus Florenz hat Karl VIII. im Februar 1495 wie geplant das Reich Neapel erobert. Unter Führung des Papstes hat sich daraufhin wenig später die Heilige Liga gegründet, ein Bündnis der wichtigsten italienischen Staaten, um den Franzosen wieder von der Halbinsel zu vertreiben.

Nur Florenz ist der Liga gegen Karl nicht beigetreten, nicht zuletzt auf Drängen Savonarolas, der den Monarchen ja für die Geißel Gottes hält und den kommenden Erneuerer der Kirche.

Um auch Florenz auf seine Seite zu ziehen, muss der Papst diesen Mönch unterwerfen! Er schickt mehrere Briefe an Savonarola und fordert ihn dazu auf, seine Predigten, in denen der Mönch sich als Prophet darstellt, zu unterlassen. Zuweilen hält sich Savonarola für einige Wochen daran, aber er kehrt immer wieder auf die Kanzel zurück.

Die Chronisten schreiben das Jahr 1497, und Luca Landucci muss mit ansehen, wie der Tod Einzug hält in Florenz.

Da ist der Hunger: Zwei Jahre schwerer Regenfälle haben den Weizen, die Trauben und Feigen verderben lassen; fast täglich notiert der Apotheker in seinem Tagebuch, wie die Getreidepreise immer weiter in die Höhe schnellen.

Die Bauern aus dem Umland, die man früher an den Toren abgewiesen hätte, lässt die Regierung auf Geheiß des barmherzigen Savonarola nun in die Stadt. Sie vermehren das Heer der

NICHTS soll von dem KETZER bleiben

und für diesen Machtverlust Savonarola verantwortlich machen.

Da sind jene Politiker, die fürchten, er wolle sich zum Tyrannen erklären.

Da sind die Freigeister, Literaten, Spieler, die das alte Florenz der Feste und Bankette vermissen und den Prediger bezichtigen, die ganze Stadt in ein Kloster verwandeln zu wollen.

Und schließlich sind da die treuen Anhänger der Medici, die sich nicht offen zeigen, aber die Rückkehr der Dynastie betreiben. Was all diesen versprengten Gruppen zunächst fehlt, ist ein mächtiger Verbündeter.

Nun aber finden sie ihn. In Rom. Genauer gesagt: im Vatikan.

Notleidenden noch. Landucci sieht Verhungerte sterbend in den Straßen zusammenbrechen und Frauen, die im Gedränge bei den Brotständen zu Tode gequetscht werden.

Da ist die Pest: Schon im Jahr zuvor ist die Krankheit ausgebrochen, die „sie die französischen Beulen nannten, und es gab keine Medizin dafür“. Jetzt sterben täglich Dutzende.

Ist auch diese Plage, fragt sich Landucci, ein Zeichen Gottes? „Und denke dir, dass alle Häupter der Familien starben, von 20 Jahren aufwärts bis zu 50, und keine Kinder. Es schien, als bestätigte sich das Reden des Frate von der Erneuerung der Kirche und der Welt.“

Neben all dem Elend werden die Menschen auch noch von dem Gerücht zermürbt, die Medici wollten die Stadt zurückerobern. Mal erzählen sich die Einwohner, dass Piero Truppen in Perugia sammle, mal schmiedet er angeblich Bündnisse mit dem Papst oder dem Herzog von Mailand.

Im April steht er dann tatsächlich mit einer Armee von 2000 Männern vor der Stadt. Doch die Regierung hat alle seine mutmaßlichen Unterstützer in Florenz in einen Saal sperren lassen, zur Einschüchterung zusammen mit dem Henker. Niemand kommt, um dem Medici die Tore zu öffnen, und nach vier Stunden zieht Piero wieder ab.

In dieser Zeit der Krise, mit Tod und Hunger im Inneren der Mauern, zudem von außen bedroht, beginnen die Bürger das Vertrauen in ihren Propheten zu verlieren. Savonarola kann sich bald nur noch mit einer Eskorte bewaffneter Männer vom Kloster zur Kathedrale wagen, seine Mönche werden geschmäht „wie Juden“, so Landucci, wenn sie zum Almosensammeln ausschwärmen.

Im Mai entweihen Unbekannte die Kanzel der Kathedrale mit Exkrementen und einem verrotteten Eselsfell und schlagen Nägel in das Pult, damit sich Savonarola beim Predigen die Hände aufreiße. Gerüchte gehen, der Mönch sei selbst ein Sodomit, gar ein Hermaphrodit, dazu geschlagen von der Syphilis. Auch die Kinderpolizei Savonarolas sieht sich verfolgt, angegriffen und bespuckt.

Das Frascato, ein Gebäudekomplex aus Tavernen und Bordellen am Alten

Markt, öffnet wieder seine Tore, und im Juni erlaubt die Regierung nach zwei Jahren Verbot ein Pferderennen. „Sollen wir denn alle Mönche werden?“, hört Landucci jemanden erleichtert sagen.

Der Apotheker hält, wie Tausende andere, weiterhin treu zu seinem Propheten, auch wenn ihn die Stimmung in der Stadt betrübt. „Der arme Frate hatte so viele Feinde“, schreibt er einmal.

Doch nur wenige Tage nach dem Rennen hört Landucci zu seinem Entsetzen, wie in einer der Kirchen der Stadt die Exkommunikation Savonarolas verlesen wird. Weil der Mönch das Predigtverbot des Papstes missachtet hat und sich auch weigerte, zu ihm nach Rom zu kommen, hat Alexander den Kirchenbann verhängt. Savonarola ist nun ein Ausgestoßener.

1494 flieht Michelangelo vor den Prophezeiungen Savonarolas aus Florenz. Später verewigt der Künstler den Mönch in seinem Fresko des Jüngsten Gerichts in Rom – wie er sich zur Auferstehung aus der Erde herauswindet (unten Mitte)

schaft der Christen. Von der Signoria fordert er, dass sie ihm Savonarola in Ketten nach Rom ausliefere.

Dazu ist die Regierung, in der sich immer noch Anhänger des Mönchs befinden, zwar nicht bereit, doch weist sie Savonarola nun an, nicht mehr in der großen Kathedrale, sondern nur noch in seinem Kloster San Marco zu predigen.

Aber etwas muss geschehen. Mehrmals berät sich die Signoria mit Ratsmitgliedern und einflussreichen Bürgern. Was sollen sie mit Savonarola tun?

Er ist ein heiliger Mann und hat uns gerettet, sagen die einen. Und respektlos ist es vom Papst, sich in unsere inneren Angelegenheiten einzumischen.

Liefert ihn aus, meinen die anderen. Er hat zum Heiligen Vater Dinge gesagt, die man nicht einmal zu einem Koch sagen würde. Nur so können wir dem Interdikt entgehen.

Die Politiker können sich nicht einigen. Dann rettet sie der Fanatismus eines anderen Mönchs vor der Entscheidung: Im März fordert dieser Mann, ein Franziskaner, Savonarola von der Kanzel zu einem Gottesurteil heraus.

Auch die Franziskaner, schon aus Tradition Konkurrenten der Dominikaner, zählen inzwischen zu den erbitterten Gegnern Savonarolas – vor allem weil der Orden so viele Gläubige, und mit ihnen deren Schenkungen und Spenden, an den populären Prediger verloren hat.

Der Franziskaner-Mönch will auf Gefahr seines Lebens zusammen mit einem Anhänger Savonarolas durch ein Feuer gehen – dann werde sich ja erweisen, auf wessen Seite der Herr stehe. Feuerproben sind eigentlich ein Ritual des Mittelalters, das letzte Mal hat es in Florenz so etwas im 11. Jahrhundert gegeben.

Doch der Mönch Domenico da Pescia, Savonarolas engster Vertrauter und Ausbilder der Kinderbanden, nimmt die Forderung ohne Zögern an. Savonarola selbst, den in dieser krisenhaften



Zunächst versucht es der Dominikaner mit Unterwürfigkeit, schreibt dem Heiligen Vater demütige Zeilen, predigt vorerst nicht mehr, zieht sich nach San Marco zurück. Doch als die Absolution ausbleibt, steht er zu den Fasten im Februar 1498 wieder auf der Kanzel der Kathedrale. „Höre mich, Rom“, ruft er, „diese Exkommunikation wurde vom Teufel in der Hölle gemacht!“

Nach wie vor strömen viele Gläubige zu seinen Predigten, obwohl sie damit nach dem Gesetz der Kirche ihre eigene Exkommunikation riskieren. Andere allerdings halten sich aus Angst inzwischen fern. „Ich war von jenen, die nicht hineingingen“, bekennt Landucci.

Der Papst ist so außer sich über Savonarolas neuen Ungehorsam, dass er nun ganz Florenz das Interdikt androht, faktisch den Ausschluss aus der Gemein-



Zeit möglicherweise schon erste Zweifel an seiner Verbindung zu Gott befallen haben, ist eigentlich dagegen. Aber weil die Feuerprobe sofort zum Stadtgespräch wird, beugt er sich dem Druck.

Auch die Stadtregierung erklärt sich mit dem Ritual einverstanden und legt die Regeln fest. Die Feuerprobe soll klären, ob Savonarolas Behauptungen der Wahrheit entsprechen: dass die Kirche sich erneuern müsse, dass Florenz aufblühen werde und dass die Exkommunikation gegen ihn nichtig sei.

Falls sein Mönch verbrennt, hat Savonarola sich als falscher Prophet erwiesen und muss die Stadt verlassen. Aber auch wenn die Feuerprobe durch seine Schuld nicht zustande kommen sollte, hat er zu gehen: Das wohl haben die Gegner Savonarolas von Anfang an im Sinn – die Feuerprobe ist eine Intrige.

Am 7. April 1498 strömen die Männer der Stadt auf die Piazza della Signoria. Frauen und Kinder drängen sich in Fenstern und auf den Balkonen ringsum. Auch Bewaffnete sind aufmarschiert, weil die Regierung Aufruhr befürchtet.

Am Morgen haben Arbeiter ein Podest errichtet, 30 Meter lang und sechs Meter breit, und darauf mit Pech und Öl bestrichene Reisighaufen geschichtet. Zwischen dem Holz ist ein Gang ausgespart, belegt mit Erde und Steinen, den die beiden Mönche auf ihrem Weg durch die Flammen nehmen sollen.

Erst trifft die Abordnung der Franziskaner auf dem Platz ein, eine halbe Stunde später Savonarola mit den Dominikanern von San Marco.

Doch dann erheben die Franziskaner plötzlich Einwände: Domenico da Pescia müsse seine Robe wechseln, da Savonarola sie mit einem Schutzauber versehen habe. Danach verwehren sie Domenico, ein Kruzifix beim Gang ins Feuer zu tragen. Als Savonarola ihm stattdessen eine Hostie überreicht, stößt auch das auf Widerstand.

Offenbar wollen die Franziskaner die Feuerprobe sabotieren, Savonarola die Schuld dafür zuschieben und das Volk gegen ihn aufbringen. Stunden vergehen, und die Menge wird immer unruhiger. Dann geht plötzlich ein heftiges April-

gewitter auf den Platz nieder. „Ich weiß das, weil ich mich sehr durchweichte, um das Experiment des Feuers zu sehen“, schreibt der Augenzeuge Landucci.

Die Signoria beschließt, das Gottesurteil abzusagen.

Die Bürger fühlen sich betrogen, sie haben ein Wunder erwartet, das ihre Zweifel an dem Prediger klären sollte.

Am Tag darauf sammelt sich eine Menge, zieht vor San Marco und wirft mit Steinen. Die Stimmung in der Stadt hat sich wohl wirklich gegen den Mönch

Es ist Palmsonntag, viele Gläubige haben sich im Kloster eingefunden, um Savonarola predigen zu hören.

Durch geheime Ausgänge können die Menschen dem Mob gerade noch entkommen. „Und ich befand mich dort“, schreibt Landucci, „und wäre es nicht gewesen, dass ich durch den Klosterhof hinaus wegging, so blieb ich vielleicht tot auf dem Platz.“ Savonarola und viele seiner Mönche aber sind entschlossen, das Kloster zu halten.

Wenig später stecken die Angreifer die Tore des Gebäudes in Brand und dringen vor. Savonarolas Anhänger, auch seine Mönche, setzen sich mit Schwestern und Armbrüsten zur Wehr. Wohl 20 Menschen sterben. Der Sturm auf das Kloster, schreibt ein Chronist, sei gewesen „wie der Angriff auf eine Burg“.

Die Signoria, die als Stadtregierung einem solchen Aufruhr eigentlich Einhalt gebieten müsste, hat zunächst abgewartet, dann aber verkündet, dass der Frate Florenz sofort verlassen muss – oder sterben. Sie stellt sogar zwei kleine Katapulte für die Eroberung San Marcos bereit. Erst jetzt ist klar, dass sich die Regierung auf die Seite der Gegner Savonarolas gestellt hat und gleichfalls den Sturz des Predigers will.

Nach sechs Stunden erbitterter Gefechte bis tief in die Nacht ergeben sich die Frateschi. Savonarola wird gefesselt und ins Stadtgefängnis abgeführt.

Was nun folgt, ist in alten Protokollen nachzulesen. Savonarola wird tagelang verhört und mit dem *strappado* gefoltert, dem Strick. Die Knechte ziehen ihn an einem Seil, mit dem seine Arme hinter den Rücken gebunden sind, erst in die Höhe und lassen ihn dann wieder hinabfallen, manchmal ohne dass die Füße den Boden berühren können. Oft brechen bei dieser Tortur Arme oder Kugeln im Gelenk aus.

Im Mai treffen Gesandte des Papstes ein, die die Folter noch fortsetzen. Savonarola leidet schreckliche Qualen. Er gesteht, er widerruft, er gesteht erneut und anderes. Zwischendurch weint er und klagt: „Wie bin ich in all das hineingeraten? Es scheint mir wie ein Traum.“

Was ist ein Geständnis unter solcher Folter wert? Obendrein gilt als wahrscheinlich, dass das Dokument, das

LUTHER gilt der Prediger als VORBILD

gedreht, aber dass sich das Volk jetzt so rasch und zahlreich in einen tosenden Mob verwandelt, liegt an Savonarolas Gegnern, die die Menschen auf den Straßen aufhetzen und sie anführen.

Eine Gruppe vor allem ist daran beteiligt, die man die *compagnacci* nennt, die „schlimmen Gesellen“ – eine Gemeinschaft junger Männer, die sich als eine Art Gegenbewegung zu Savonarolas Kinderbanden gebildet hat und das Florenz der Feste und Ausschweifungen zurückhaben will.

Möglicherweise waren es sogar die Compagnacci, die die ganze Feuerprobe erst eingefädelt haben. Jetzt wollen sie den Kopf ihres Todfeindes.

schon bald nach der Verhaftung im Großen Rat verlesen wird, gefälscht ist. Darin bekennt Savonarola, dass er nie mit Gott gesprochen habe. Alles habe er nur getan für weltlichen Ruhm und Ehre. Es ist genau das, was seine Gegner und der Papst zu hören wünschen.

„Schmerz fühlte meine Seele, ein derartiges Gebäude zu Boden fallen zu sehen, weil es sich auf dem traurigen Grund einer einzigen Lüge erhoben hatte“, notiert Luca Landucci tief getroffen in sein Tagebuch.

Als die Verhöre endlich beendet sind, lässt die Signoria am 22. Mai 1498 wieder ein Podest auf dem Platz vor ihrem Palast aufbauen, an dessen einem Ende diesmal ein großer, kreisrunder Scheiterhaufen und darüber drei Galgen errichtet sind. Savonarola, Domenico da Pescia und ein weiterer Mitbruder sind der Ketzerei für schuldig befunden worden. Nun sollen sie gehängt und danach verbrannt werden.

Am folgenden Morgen verfolgt eine aufgeregte Menge, wie die drei Verurteilten aus dem Palazzo della Signoria auf den Platz gebracht werden. Auf einer Tribüne haben sich die Regierenden der Stadt schon eingefunden, dazu die Gesandten des Papstes und „viele Domherren und Priester und Brüder der verschiedenen Orden“, wie Landucci beobachtet, der ebenfalls zugegen ist.

Vor ihrer Hinrichtung müssen die drei Mönche förmlich degradiert, also wieder in den Stand von Laien versetzt werden. Ein Kirchenmann nimmt ihnen die Ordenstracht ab, schabt Haut von den Fingern, die das heilige Öl gesalbt haben, und rasiert ihnen vollständig den Kopf, um die Tonsur unkenntlich zu machen. Zwei Stunden dauert die Prozedur, dann werden die drei zum Galgen geführt. Savonarola ist als Letzter an der Reihe.

Immer noch erwartet die Menge ein Wunder, ein Omen, zumindest ein letztes Wort ihres früheren

Propheten. „Jeder meinte, er würde Zeichen sehen“, schreibt Landucci, „und dass jener wegen dieses Falls vor dem Volk die Wahrheit eingestehen würde.“

Doch während die anderen beiden Mönche noch am Strang laut den Namen Jesu rufen, bewegt Savonarola, dessen Stimme den Menschen einst die Haare zu Berge stehen lassen konnte, nur lautlos die betenden Lippen.

„Viele fielen von ihrem Glauben ab“, bemerkt Landucci – und es klingt, als gelte dies nun auch für ihn selbst.

So groß ist bei einigen der Hass auf Savonarola, dass sie versuchen, den Scheiterhaufen anzufachen, noch ehe die drei Mönche tot sind. Die Wachen drängen sie zurück. Und als die Leichen fast verbrannt sind, zielen Kinder mit Steinen auf sie. Die Kleinen wollen, dass die Körper vom Gerüst fallen, um sie dann durch die Gassen zu schleifen.

Doch die Henker achten darauf, dass die drei Verurteilten und auch die Galgen vollständig verbrennen, und werfen die Asche danach in den Arno.

Nicht der geringste Rest soll als mögliche Reliquie erhalten bleiben.

Denn so wie ein großer Teil der Bürger nun voller Hass Savonarolas gedankt, gibt es auch andere, die ihn weiterhin im Geheimen verehren. Die Herrscher der Stadt allerdings sind entschlossen, alle Erinnerung an den falschen

Propheten auszulöschen: Viele seiner Anhänger verlassen die Stadt oder werden aus ihren Ämtern gedrängt.

Alle Schriften des Predigers, erlässt die Signoria, sind abzugeben. Die Regierung verbannt in einer symbolischen Zeremonie sogar die Kirchenglocke von San Marco für 50 Jahre aus Florenz.

Die wichtigste politische Errungenschaft aus der Zeit Savonarolas jedoch bleibt bestehen: der Große Rat. Obwohl die Patrizier alles versuchen, die Verfassung von 1494 abzuschaffen und eine Oligarchie zu errichten,

bleibt die Mittelschicht, die unter dem Prediger zum ersten Mal ein so weitgehendes Recht auf Mitbestimmung erhalten hat, weiter an der Macht beteiligt. Oft dominiert sie nun sogar die Signoria.

E

Erst 14 Jahre nach dem Tod Savonarolas wird der Rat doch noch entmachtet – von den Medici. Piero ist zwar längst gestorben, doch sein Bruder Giovanni, Kardinal in Rom und neues Oberhaupt des Familienclans, erobert im September 1512 Florenz zurück (siehe Seite 132).

Aus dem Saal, in dem sich die Volksversammlung zu treffen pflegte, machen die Medici, als deutliches Zeichen ihrer Verachtung, eine Kaserne.

Savonarola bleibt trotz all dem lebendig im Gedächtnis der Stadt; vor allem die Mönche von San Marco pflegen sein Andenken. Und weit entfernt, im kalten Deutschland, liest eines Tages ein zweifelnder Kleriker in den Werken des Predigers und erkennt in ihm ein Vorbild. Sein Name: Martin Luther.

Luca Landucci lebt nach dem Ende Savonarolas noch 18 Jahre in Florenz und füllt Seite um Seite seines Tagebuchs. Doch nie wieder wird er so ausführlich, so aufgereggt, glücklich und beseelt berichten wie damals – in der „heiligen Zeit“ des Propheten.

Im März 1516 vermerkt er ein letztes Mal die Getreidepreise. Dann zeigt ein großes Kreuz von fremder Hand den Tod des Apothekers an, der 66 Jahre lang getreulich Buch führte über sein Leben und die Geschicke seiner Stadt. ■

Johannes Stempel, Jg. 1971, schreibt häufig für GEOEPOCHE.

DER THEORETIKER DER Macht

Eigentlich will Niccolò Machiavelli selbst Politik machen, doch 1513 treiben seine Gegner den erfolgreichen Diplomaten zum Rückzug aufs Land. Zum Nichtstun verurteilt, verfasst der Enttäuschte eine Schrift, die das politische Denken der Welt für immer verändern wird

Text: HANNO SCHEERER

Dieser Mann predigt Gewalt und Heuchelei. Er stellt die christlichen Werte auf den Kopf und zertrümmert auch die humanistischen Tugenden, auf die die Florentiner so stolz sind. Für Niccolò Machiavelli ist Politik nicht Moral, sondern das Gegen teil davon. Man müsse bereit sein, für das Gemeinwohl Böses zu tun, erklärt er – und wird so zum kontroversesten politischen Philosophen aller Zeiten.

Vielleicht ist Machiavelli ein so radikaler Theoretiker, weil er seine Karriere als Praktiker beginnt. 1498 wählt ihn der Rat von Florenz auf einen wichtigen außenpolitischen Verwaltungsposten.

Wieso der erst 29-Jährige ein so bedeutendes Amt erhält, ist nicht mehr zu klären. Es hilft ihm sicher, dass er in Rhetorik, Geschichte und Moralphilosophie geschult ist und dass seine Familie als anständig, aber einflusslos gilt – eine gute Voraussetzung, weil der Stadtrat nach der Vertreibung der allzu mächtigen Medici und den gerade beendeten wirren Jahren unter Savonarola einen republikanischen Neubeginn sucht.

Bald schon schickt die Regierung ihn auf diplomatische Missionen, etwa zum französischen König. Bei diesen Reisen kommt Machiavelli zu der Erkenntnis, dass Politik zum großen Teil Taktik und Verstellung ist. Ein Spiel, das er auch selbst lernt und perfektioniert: Denn er ist ein meisterlicher Psychologe, der genau weiß, mit welchen Worten er sein Gegenüber beeindrucken kann.

Drohungen verbrämt er etwa als großzügige Geste und bringt so einen Söldnerführer dazu, die Kürzung von Geldzahlungen hinzunehmen. Selbst die eigene Regierung täuscht er, erfindet Kontakte zu angeblich gut informierten Kreisen vor Ort, denen er seine persönlichen Analysen in den Mund legt.

Doch er lügt und täuscht für das Gemeinwohl: Machiavelli liebt Florenz, das ständig durch fremde Herrscher bedroht wird. Der kluge Analytiker glaubt zu wissen, wie die Republik handeln muss, um ihre Freiheit zu bewahren, mit wem etwa sie Bündnisse eingehen soll.

Um diese Erkenntnisse den Herrschenden in der Stadt nahezubringen, sei jedes Mittel erlaubt. Es wird das Leitmotiv seines Denkens: die Überzeugung, dass zum Erreichen eines hohen Zwecks auch unmoralische Taten zulässig sind.

Doch dann endet seine Laufbahn jäh. Im Sommer 1512 erobern spanisch-päpstliche Truppen Florenz und bringen die Medici wieder an die Macht. Die aber zweifeln an seiner Loyalität, entziehen ihm sein Amt, verdächtigen ihn sogar fälschlicherweise der Verschwörung, verhaften und foltern ihn. Als er anlässlich der Wahl des Medici-Papstes Leo X. amnestiert wird, zieht Machiavelli sich auf sein Gut nahe Florenz zurück.

Dort beginnt er seine Lehren aus der Praxis aufzuzeichnen. Das Traktat, das später unter dem Titel „Der Fürst“ berühmt wird, beschreibt Politik als gedenlosen Kampf, den derjenige gewinnt,

der tut, was die Situation erfordert, ohne jeden Skrupel. Er widmet die Abhandlung den Medici, verfasst sie, um seinen Posten zurückzuerhalten. Doch eine Anstellung verschafft ihm der Text nicht.

Und so schreibt er weiter, darunter auch Komödien, die etwa von der Kunst des Betrugs handeln. In seinem zweiten philosophischen Hauptwerk, den „Discorsi“, bricht Machiavelli mit der humanistischen Idee, in der Florentiner Republik solle Harmonie herrschen. Vielmehr halte der ständige Kampf zwischen Ober- und Unterschicht die egoistischen Begehrlichkeiten im Zaum – und garantiere auf diese Weise die so wichtige Freiheit aller.

Zunächst zirkulieren seine Manuskripte als Abschriften in einem kleinen Personenkreis. Erst ab 1531 werden sie in größerer Zahl gedruckt – vier Jahre nachdem ihr Autor an einer Bauchfellentzündung gestorben ist.

Binnen nur weniger Jahrzehnte entfalten sie nun eine erstaunliche Wucht. Gelehrte in ganz Europa sind empört: Darf ein Herrscher, wie im „Fürsten“ dargelegt, im Zweifel *alles* tun, um seine Macht zu erhalten? Wie passt das zu den christlichen und humanistischen Grundsätzen? Und obwohl Machiavelli auch viele Vorstellungen propagiert, die zu Grundpfeilern der Demokratie werden (so etwa das Prinzip, dass in einer Republik alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind), steht sein Name bis heute für kalte Machtpolitik. ■



Mit 29 wird Niccolò Machiavelli (1469–1527) Zweiter Kanzler der Republik Florenz und ist damit für Außenpolitik zuständig. Er führt erfolgreiche Verhandlungen mit Päpsten und Königen, doch als die Medici an seiner Loyalität zweifeln, ist die diplomatische Karriere des Ehrgeizigen beendet

Nie war Geschichte lebendiger.

Spannende Reisen durch die Geschichte: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

“ GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst
Ihr



“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



The image shows the cover of GEO EPOCHE magazine, issue Nr. 85. The title 'GEO EPOCHE' is at the top in large white letters. Below it, the subtitle 'Das Magazin für Geschichte' and 'NR. 85' are visible. The main feature is titled 'Das FLORENZ der MEDICI' with a background image of the city of Florence. A smaller inset image shows Michelangelo's David. To the right of the magazine is a DVD disc.

IHRE Abovorteile

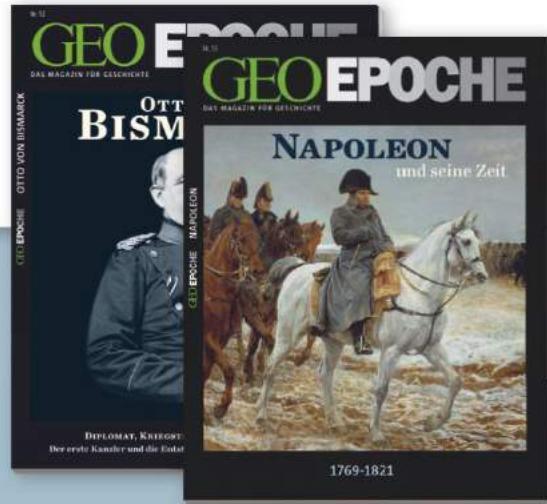
- 1. Wunsch-Prämie**
Zur Begrüßung als Dankeschön.
- 2. Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- 3. Bequem**
Portofreie Lieferung nach Hause.
- 4. Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.
- 5. Günstiges eUpgrade**
Unterwegs digital lesen – für nur 2,- € pro Ausgabe zusätzlich.
Mehr unter www.geo-epoche.de/eUpgrade



2. LAMY-Schreibset

- Stilvoll schreiben mit Kugelschreiber und Bleistift.
 • Aus rundmattiertem silbernem Edelstahl
 • Druckbleistift mit 0,5-mm-Bleistiftmine

Zuzahlung: nur 1,- €



3. GEO EPOCHE-Bestseller

- Geschichtsträchtiges Wissen erleben.
 • „Napoleon und seine Zeit“
 • „Otto von Bismarck“

Ohne Zuzahlung



**PRÄMIE
zur Wahl**



4. reisenthel toiletbag XL „black“

- Die ideale Begleitung für die nächste Reise.
 • Hauptfach aus Netzmaterial mit vielen Stecktaschen
 • Aus wasserabweisendem Polyester
 • Maße: ca. 29 x 10 x 24 cm

Zuzahlung: nur 1,- €

5. BODUM Teebereiter „Chambord“

- Aromatischer Teegenuss in edlem Design.
 • Qualität und Funktionalität auf höchstem Niveau
 • Hitzeständiges Borosilikatglas
 • Fassungsvermögen: ca. 1 Liter

Zuzahlung: nur 1,- €

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 60,- € bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

online mit noch mehr Angeboten:

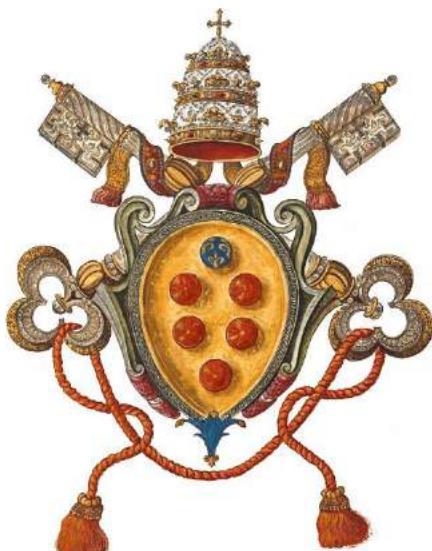
+49 (0)40/5555 89 90

www.geo-epoch.de/abo



Papst Leo X. hält sich
Löwen und Schimpansen,
beschäftigt beim Neubau des
Petersdoms Italiens beste
Künstler, nimmt zur Jagd
bisweilen 1000 Begleiter
mit. Und ruiniert so die
Finanzen des Vatikan
(Porträt von Domenico
und Valore Casini)

Gottes Stellvertreter



Als 1513 Giovanni de' Medici zum Papst gewählt wird, ist dies der wohl größte Triumph der Florentiner Familie. Der neue Heilige Vater (hier ein Wappen mit der Tiara) verfolgt vor allem weltliche Ziele: Um die Macht seines Clans zu vergrößern, attackiert Leo X. manche Fürsten, koaliert mit anderen – und schafft sich so Feinde, die nur auf eine Gelegenheit zur Rache warten — Text: CURT SCHNEIDER

Die Idee ist von geradezu grandioser Kühnheit: ein Medici auf dem Papstthron in Rom. Der Spross der Bankiersfamilie würde dann über die gesamte katholische Christenheit gebieten.

Im März 1513 ist es so weit: Nach dem Tod von Julius II. treffen sich in Rom 25 der höchsten Würdenträger der Kirche, um den nächsten Papst zu wählen. Unter ihnen ist Kardinal Giovanni de' Medici, jener Mann, der als *papabile*

gilt – als ein Kandidat für das höchste Amt der Kirche.

In einer Sänfte lässt sich der Prälat die 280 Kilometer von Florenz an den Tiber bringen; denn eine schmerzhafte Fistel am Gesäß plagt ihn und macht das Reiten unmöglich. Es ist bereits die vierte Papstwahl, an der er teilnimmt. Und diesmal hat der 37-Jährige selber Chancen.

Die Kardinäle treffen sich für die Wahl, das Konklave, in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan, abgeschlossen von der Außenwelt. Bedienstete versiegeln alle Fenster und Türen. Nichts soll von

drinnen nach draußen dringen und nichts von außen herein: keine Informationen, keine Manipulationen. Das lateinische Wort *conclave* bedeutet „verschließbares Gemach“.

In der Kapelle ist alles vorbereitet. Arbeiter haben dort hölzerne Verschläge mit Schlafkojen gebaut, für jeden Kardinal einen. Von ihren Pritschen blicken die Kirchenfürsten nachts auf die Erschaffung Adams an der Decke; das opulente Fresko hat Michelangelo Buonarroti erst

im Jahr zuvor fertiggestellt. Eng ist es, jeder Kardinal darf mehrere Begleiter ins Konklave mitbringen.

Und so versammeln sich Anfang März rund 100 Personen in der Kapelle, die eine Grundfläche von gut 13 mal 40 Metern hat. Der immer noch leidende Medici wird mit einer Sänfte hineingetragen. Am nächsten Tag darf ausnahmsweise ein Fremder das versiegelte Gebäude betreten: ein Wundarzt, der sich um Giovannis Fistel kümmern muss. Im Gotteshaus setzt er sein Messer an; der Gestank nach der Operation, so heißt es, habe den gesamten Raum erfüllt.

Weshalb lässt sich der Medici gleichsam vor aller Augen behandeln? War der Eingriff wirklich unumgänglich?

Zu vermuten ist: Hätte er sich in Florenz schneiden lassen, wäre er kaum transportfähig gewesen. Hier in Rom kann er zumindest, so widrig die Umstände auch sind, ein paar Tage ruhen – und ist doch inmitten des Geschehens. Lebensgefährlich ist die Behandlung ohnehin an jedem Ort; ohne antisepti-

Giovanni de' Medici kann nach seiner Operation zunächst nicht aufstehen. Ob er mitbekommt, dass eine Gruppe jüngerer Kardinäle nun ihn ins Spiel bringt? Seine Chancen steigen, denn die bisherigen Favoriten blockieren sich offenbar gegenseitig. Zeigt Giovannis mögliche Inszenierung bereits Wirkung?

Da sich die Beratungen hinziehen, erhöhen die beiden päpstlichen Zeremonienmeister, die für den Ablauf des Konklaves zuständig sind und als einzige Schlüssel für die Türen haben, den Druck: Sie verfügen, dass es für die Kirchenfürsten fortan nur noch eine Mahlzeit am Tag gibt.

Und keine Kassiber mehr! Auf einem silbernen Teller hat man eine eingeritzte Botschaft entdeckt, die Kardinal Riario und Giovanni de' Medici nennt; die Wartenden draußen sollten so die neuesten Anwärter auf den Papstthron erfahren. Zwischen diesen beiden also gilt es nun:

Am siebten Tag endlich der erste Wahlgang: Die meisten Stimmen entfallen auf einen Außenseiter, für die nötige Mehrheit reicht es nicht. Giovanni erhält nur eine Stimme, Riario gar keine.

Giovanni ist ein geschickter Taktiker, das hat er schon oft bewiesen. Und nun hat er es bis an die Spitze geschafft.

Er thront als gewählter Stellvertreter Gottes, als der neue Papst – mit Namen Leo X. –, über dem christlichen Abendland, über dem Kaiser, den Königen und Fürsten von Gottes Gnaden. Seine Familie, die seit Generationen nach Macht strebt und dabei stets wieder zurückgeworfen worden ist, hat endlich diese Macht in ihrer höchsten Form errungen.

Doch es gibt noch immer einen Makel: Die Macht eines Papstes ist endlich. Denn anders als die meisten Herrscher kann der Heilige Vater sein Amt ja nicht vererben. Stets bestimmt nur ein neues Konklave den Nachfolger. Wie in der Republik Florenz, in der sie nie offiziell die Regierung übernommen haben, können sich die Medici ihrer Position auch in Rom nicht auf Dauer sicher sein.

Und so verfolgt Leo X. vom Papstthron aus bald ein noch größeres Ziel: die Vervollkommenung der Familienmacht. Er will seiner Sippe einen erblichen Titel verschaffen, seine Autorität nutzen, um die Medici als Dynastie wirklich dauerhaft an der Spitze zu etablieren.

Um fast jeden Preis.

Die Ambition für den Aufstieg nach ganz oben reift bereits rund 30 Jahre zuvor. Lorenzo *il Magnifico*, der „Prächtige“, zu jener Zeit das Oberhaupt der Medici und der mächtigste Mann in Florenz, hat drei Söhne, deren Lebensweg er nun plant.

Piero, der Erstgeborene, soll den Vater dereinst am Arno beerben und die Familie in der Stadt anführen. Für den zweiten Sohn, Giovanni, ist dagegen eine kirchliche Laufbahn vorgesehen. Das ist

Seit Jahrzehnten haben die Medici von der **Eroberung** des Stuhls Petri geträumt

sche Bedingungen kann sich die Wunde rasch entzünden, sich zu Wundbrand oder Blutvergiftung ausweiten.

Möglicherweise verfolgt Giovanni damit aber auch einen Plan: Vielleicht will er gebrechlich, ja vom Tod gezeichnet wirken – denn ein Papst, dessen Amtszeit nur kurz zu werden verspricht, wird von den Kardinälen eher gewählt. Weil dann bald schon andere ihre Chance bekommen.

Zu Beginn des Konklaves gelten einige der älteren Kardinäle als Favoriten, unter ihnen der einflussreiche Raffaele Riario, ein Verwandter des verstorbenen Papstes. So jedenfalls berichtet es der italienische Geschichtsschreiber Paolo Giovio.

Doch das hat nichts zu bedeuten. Viele Kardinäle sondieren zunächst, wählen einen Kollegen, der es sicher nicht wird, um anschließend die Stimmung im Kollegium einzuschätzen.

Spät am Nachmittag sieht man Giovanni, der sich vom Bett erhoben hat, wie er mit Riario verhandelt. Geflüsterte Botschaften machen die Runde. Gegen Sonnenuntergang kommen die ersten Kardinäle zu Giovanni und küssen ihn, als wäre er schon Papst. Das ist das Signal für die anderen. Am nächsten Morgen, nach der zweiten Wahlrunde, ist das Ergebnis klar: Giovanni erhält das Votum der Kardinäle, mit großer Mehrheit.

Niemand weiß, was der Medici mit seinem Kontrahenten besprochen hat, ob er ihm Geld, Vorrechte oder Pfründe zugesagt hat, ob er dafür alle Parteigänger des Rivalen gleich mit erworben hat.

Um an Land und Titel für seine Familie zu kommen, entmachtet Leo X. den Herzog von Urbino, Francesco Maria I. della Rovere (hier um 1536 von Tizian dargestellt). Doch der Fürst schlägt zurück, und eine blutige Fehde entbrennt





nicht ungewöhnlich für die Zweitgeborenen aus den feineren Familien jener Zeit, aber Lorenzo denkt größer: Er will seinen Sohn gleich in das zweithöchste Amt der abendländischen Kirche hieven – Giovanni soll Kardinal werden. Also verhandelt der Vater ab 1484 mit Papst Innozenz VIII. in Rom. Der aber zögert. Ein neunjähriges Kind im Kardinalspurpur, das wäre unerhört und hätte selbst angesichts der damals überall üblichen Patronage einen starken Beigeschmack.

Lorenzo aber drängt auf die Ernennung, solange er sicher in Florenz herrscht. Er weiß, dass ihn viele Bürger der Stadt fortwünschen. Die Verschwörung der Pazzi einige Jahre zuvor hat ihm gezeigt, wie verwundbar seine Position ist (siehe Seite 84).

Seine Überlegung: Die Medici brauchen eine zweite Machtbasis außerhalb von Florenz, am besten in Rom. Zur Absicherung. Und fürs Prestige.

Erst als Giovanni 13 Jahre alt ist, willigt Innozenz ein; dafür aber muss Lorenzos Tochter den Sohn des Heiligen Vaters heiraten (dass der Pontifex Nachkommen hat, ist zu jener Zeit nicht ungewöhnlich). Der Papst verspricht sich davon ein besseres Verhältnis zu einem ihm feindlich gesonnenen Adelsgeschlecht in Rom, den Orsini, der Familie von Lorenzos Ehefrau.

Und: Weitere drei Jahre sollen noch vergehen, ehe Giovanni offiziell die Insignien der Kardinäle anlegen darf. Bis dahin bleibt die Ernennung geheim.

Immerhin muss der junge Medici vor seinem Antritt weder Priester noch Bischof werden, denn mittlerweile ist es üblich, dass Anwärter hohe Kirchenämter und deren einträgliche Pfründe erhalten, ohne geweiht zu sein. Trotzdem wird Giovanni nun nach Pisa geschickt, um Theologie zu studieren.

Lorenzo bangt unterdessen um das Leben des hinfälligen Papstes – stirbt Innozenz innerhalb der drei Jahre Wartezeit, ginge Giovanni der Titel wohl wieder verloren. Noch nie hat ein Medici einen so hohen Rang erreicht, der Kardinal steht beinahe einem Fürsten gleich.

1492 endlich darf Giovanni den Kardinalspurpur anlegen. Sein mittlerweile ebenfalls todkranker Vater schreibt dem „jüngsten jemals ernannten Kardinal“, wie er nicht ohne Stolz vermerkt, noch einen Brief mit Ratschlägen: Er möge sich aus dem Klüngel der Kirchenleute heraushalten, sich hüten vor Kardinalbrüdern fragwürdigen Charakters.

Kurz darauf stirbt Lorenzo. Und schon bald zeigt sich, wie klug der Plan des verblichenen Vaters war: Giovannis Bruder Piero, der nun die Macht in Florenz übernimmt, agiert derart unglücklich, dass die Medici 1494 aus der Stadt vertrieben werden (siehe Seite 112).

Die Hoffnung der Familie ruht nun ganz auf dem jungen Kardinal. Und Rom wird das neue Zentrum der Medici.

Rund 38 000 Menschen leben zu jener Zeit in der Stadt am Tiber – etwa halb so viele wie in Florenz; die Lagunenmetropole Venedig zählt sogar dreimal so viele Einwohner. Vor allem: Rom existiert in einem viel zu großen Gehäuse. In der Antike hatte die Stadt, als Mittelpunkt der damaligen Welt, als Kapitale des Imperium Romanum, eine Million Einwohner, gut 25-mal mehr als jetzt.

Nun erstrecken sich zwischen alter Stadtmauer und geschrumpfter Siedlung Brachen und Ruinenfelder. Teile des Forum Romanum liegen neun Meter unter Schutt, aus dem ein paar antike Säulen herausragen. Das einstige Herz Roms heißt jetzt Campo Vaccino, „Kuhweide“.

Nur in Tibernähe stehen die Gebäude etwas dichter. Neue Villen und Palazzi sind entstanden, doch auch hier klaffen Baulücken. Vereinzelt säumen Klöster und Weingärten die besiedelten Flächen. Der Pontifex residiert auf der anderen Seite des Flusses, dort liegen der Vatikanische Palast und die Engelsburg, die Festung des Papstes.

Giovanni bezieht vermutlich im Sommer 1500 einen Palazzo nahe der Piazza Navona, im neuen Stadtzentrum Roms. Hier führt er, mit nunmehr Mitte zwanzig, ein offenes Haus für Kardinäle, Gelehrte und Künstler. Bewirkt andere Prälaten, begrüßt und beherbergt Dich-

ter, Literaten, Maler, besonders aus Florenz und der Toskana.

Er gilt als amüsanter Gastgeber; mit Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit scheint er die Makel seiner Gestalt zu überspielen – die hervorstehenden Augen, den kurzen Hals, den korpulenten Leib. Das Geld aus seinen zahlreichen Pfründen, den Ländereien, Abteien und Kirchsprengeln, reicht ihm allerdings nicht. Unbekümmert gibt er dennoch große Summen aus und verschafft sich immer wieder Kredite. Mit seiner Großzügigkeit gewinnt er unter den Kardinälen viele Freunde und ist auch bei den Römern beliebt, schließlich leben viele Stadtbewohner von seinen Aufträgen.

Er möge sich mit den anderen Kardinälen gutstellen, hat ihm der Vater eingeschärft. Und so zeigt Giovanni stets ein gewinnendes Lächeln, gibt sich immer jovial, steht hier zu Diensten, gleicht dort aus. In diesen Jahren legt Giovanni, der allseits Beliebte, den Grundstein für seine spätere Wahl.

1503 ertrinkt der ältere Bruder nach einer Schlacht in Südalitalien, als sein Schiff im Fluss versinkt. Nun ist Giovanni das neue Oberhaupt der Familie – der die Heimkehr allerdings auch weiterhin verwehrt bleibt. Denn in Florenz ist inzwischen, nach dem Ende von Savonarolas Prediger-Regime, eine neue, von vielen Bürgern getragene republikanische Regierung an der Macht. Doch der Medici-Kardinal sinnt darauf, das zu ändern.

Es dauert allerdings fast zehn Jahre, ehe sich dazu eine Gelegenheit ergibt.

Im Frühsommer 1512 gelingt es den Truppen der Heiligen Liga (einer Allianz, die der Papst unter anderem mit Spanien und Venedig geschlossen hat), die Franzosen aus Norditalien zu vertreiben. Das republikanische Florenz aber hatte sich an die Seite Frankreichs gestellt. Und so sind sich der neue Papst Julius II. und seine Verbündeten einig, die Regierung in Florenz abzusetzen – und die Medici in ihrer alten Heimat zurück an die Macht zu bringen, die dann natürlich aufseiten des Papstes stünden.

Im August marschiert der Medici-Kardinal – im Jahr zuvor zum päpstlichen Legaten ernannt – persönlich mit einem spanischen Heer auf Florenz.

Im Ringen um Macht schmiedet Leo neue Allianzen. 1521 paktiert er mit dem Habsburger Karl V. (l.) gegen die Franzosen – zuvor seine Verbündeten (Darstellung nach Bernard van Orley)

Als Erstes erobern die Spanier die zur florentinischen Republik gehörende Stadt Prato. Giovanni lässt ein Massaker an den Einwohnern zu. Die Soldaten ermordet Schätzungen zufolge 5000 Zivilisten. Das ist selbst nach den Maßstäben jener Zeit ungewöhnlich grausam. Das Gemetzel soll Florenz gefügig machen.

Und das tut es auch. In der Arnostadt löst die Nachricht Entsetzen und Chaos aus – und Zorn auf die eigene Regierung, die zu wenig zum Schutze Pratos getan habe. Die Unruhen nutzen einige junge Männer aus vornehmen, mit den Medici befreundeten Familien, um den Stadtregenten in dessen Palast festzusetzen und aus Florenz zu vertreiben. Anschließend öffnen sie den Medici die Tore der Stadt. Im September 1512 zieht auch Giovanni de' Medici wieder in Florenz ein – 18 Jahre nachdem die Familie ins Exil getrieben worden ist.

Sein jüngerer Bruder Giuliano soll die Regierung übernehmen. Die Medici lassen Milde walten, um sich nicht neue Feinde zu schaffen. Dennoch gibt es Un-

Herr von Rom und religiöses Oberhaupt des christlichen Abendlandes.

Der Papst ist in dieser Zeit kirchlicher und weltlicher Fürst zugleich. Er ist der geistliche Führer der Kirche, ernannt Kardinäle und Bischöfe, gibt theologische Leitlinien vor. Zugleich gebietet er über einen Staat, der größer und mächtiger ist als die Republik Florenz.

Als Herrscher dieses Kirchenstaates handelt Leo X. wie andere Renaissancefürsten auch: machtpolitisch und skrupellos; und er verfügt über Truppen. Als Papst wiederum kann er eine Waffe verwenden, die nur ihm allein zusteht: den Kirchenbann, den Ausschluss aus der Gemeinschaft der Christen. Beides wird Leo nun für seine Familie einsetzen.

Wenig Aufschluss geben die Quellen darüber, wie der Pontifex genau seine Strategie entwickelt. Wahrscheinlich spricht er sich mit seinen Verwandten in Florenz; Boten gehen hin und her, und die wichtigsten Mitglieder der Sippe treffen sich zu einer Art Familienrat im Vatikan, der über die Zukunft der Medici entscheidet.

Sicher ist: Seine Schwägerin Alfonso Orsini, die Witwe seines verstorbene-

allem aber brächte das Herzogtum den Erbtitel für die folgenden Generationen der Familie.

Zunächst geht Leo diplomatisch vor, sichert sein Vorgehen ab: Er trifft sich in Bologna mit König Franz I. von Frankreich, Europas mächtigstem Monarchen. Dieser möge seine schützende Hand von Urbino wegziehen, das bislang auf der Seite Frankreichs stand. Denn Francesco Maria habe den Heiligen Vater hintergangen.

Der Vorwurf: Der Fürst sei Leo in einer Allianz militärischen Beistand schuldig geblieben, obwohl der Papst rein formal der Lehnsherr des Herzogtums ist. Folglich habe er seine Lehnsplikte verletzt und müsse bestraft werden.

Ein konstruierter Vorwand, das ist vermutlich allen Seiten klar. Dennoch gibt Franz Urbino preis, denn ihm ist ein Bündnis mit dem Papst mehr wert als die Verbindung mit dem Herzog. Leo hat nun freie Hand.

Und so verschärft er sein Vorgehen: Im März 1516 zitiert er den Herzog nach Rom. Binnen 18 Tagen habe Francesco Maria vor dem Papst zu erscheinen, um sich wegen allerlei Verbrechen zu verantworten. Ein Vorwurf lautet auf Ermordung eines Kardinals auf offener Straße.

Tatsächlich hat der Herzog den Kirchenmann getötet. Aber das ist schon fünf Jahre her, Francesco Maria wurde längst freigesprochen. Nun aber lässt Leo, der als Kardinal den Freispruch damals selbst unterschrieben hatte, die Akte wieder aus dem Archiv holen.

Francesco Maria folgt der Vorladung vorsichtshalber nicht – zu groß ist die Gefahr, dass er im Kerker oder womöglich vor dem Scharfrichter endet. Er schickt stattdessen seine Adoptivmutter, die Herzogin Elisabetta.

Ruchlos vergrößert der Papst seine **Macht** – und bringt so die Menschen gegen sich auf

mut – viele Bürger fürchten jene Familie, die an der Spitze eines fremden Heeres die Macht zurückgewonnen hat.

Gerade als Gerüchte über ein Komplott zum Sturz der Medici umgehen, trifft die Eilnachricht aus Rom ein: Papst Julius II. ist gestorben. Kardinal Giovanni reist, inzwischen von seinem schmerzvollen Leiden gezeichnet, zum Konklave an den Tiber.

Vier Tage nach seiner Wahl im März 1513 wird Giovanni erst einmal zum Priester geweiht, weitere zwei Tage später der Vollständigkeit halber auch zum Bischof – und dann schließlich mit der päpstlichen Tiara gekrönt. Leo X. ist nun

nen Bruders Piero, ist die treibende Kraft im Hintergrund.

Was der Clan braucht, das ist ein Fürstentum. Nur ein Adelstitel samt Staatsgebiet würde der Familie die lang ersehnte erbliche Herrschaft sichern, die es in der Republik Florenz nicht geben kann. Jetzt muss Leo nur noch einen Fürsten finden, so der Plan, dem er unter einem Vorwand Land und Titel nehmen kann, um beides anschließend den eigenen Verwandten zu übergeben.

Bald schon hat Leo das passende Opfer ausgemacht: Francesco Maria I. della Rovere, den Herzog von Urbino, dessen Fürstentum östlich von Florenz an der Adriaküste liegt; keine Großmacht, aber nicht unbedeutend. Wären Florenz und Urbino in der Hand der Medici, würde ihre Macht quer durch Italien von Küste zu Küste reichen. Vor

Zwei Jahre nach Leos Tod erlangt noch einmal ein Medici die Papstwürde: Doch Clemens VII. scheint Zeitgenossen vom Amt vollkommen überfordert (Portrait von Sebastiano del Piombo)

A portrait painting of Pope Leo X, showing him from the chest up. He is wearing a voluminous red velvet robe with a high collar and a gold chain. A red velvet cap with a gold band sits atop his head. He has a serious expression and is looking slightly to the right. The background is dark.

Leo X.

DAS GERAUBTE HERZOGTUM

Die bittet den Papst, von Angesicht zu Angesicht, doch von Urbino zu lassen, erinnert an frühere treue Dienste wie die den Medici oft erwiesene Gastfreundschaft, als die Familie aus Florenz vertrieben war. Leo, stark kurzsichtig, besieht sich Elisabetta bei dem Treffen, wie sie selbst später berichtet, durch sein Augenglas, zuckt mit den Schultern, schweigt. Und lässt sich nicht von seiner Sache abbringen.

Er exkommuniziert den Herzog kurz darauf und verbängt über alle Städte des Fürstentums ein Interdikt: So lange die Gläubigen dort zu Francesco Maria halten, spendet die Kirche ihnen keine Sakramente mehr. Und schließlich schickt er seinen Neffen Lorenzo mit 14 000 Kämpfern gegen Urbino. Vor der Übermacht kapituliert das Fürstentum, die Hauptstadt wird erobert, der Herzog flieht.

Viele Menschen in Italien empfinden Leos Vorgehen als anmaßend, Zeitgenossen verurteilen es als schmählich. Die Bestrafung des Herzogs wäre sogar noch akzeptabel gewesen – aber dass der Papst seinen Neffen Lorenzo nun als neuen Herzog von Urbino einsetzt, wirkt wie unverhohlene Thronräuberei. Doch das Amt des Heiligen Vaters ist zu wenig antastbar, als dass der Unmut unmittelbare Konsequenzen hätte.

Dennoch: Francesco Maria sinnt bereits auf Rache. Und in den deutschen Landen wird dem Papst schon bald eine weitere Herausforderung erwachsen.

Das Leben ist nichts als ein Fest – so mag es den Menschen an Leos Hof erscheinen. Er lässt italienische, französische und spanische Musiker aufspielen und Dichter improvisierte Verse zur allgemeinen Erheiterung vortragen. Tausende von Dukaten gibt er monatlich für Kartenspiel und Geschenke aus, Hofnarren vergnügen ihn mit ihren Possen; auf dem Petersplatz lässt er einen Stierkampf auf-



Durch die Eroberung des Herzogtums Urbino reicht das Herrschaftsgebiet der Medici ab 1516 von Küste zu Küste. Noch wichtiger aber ist ihnen der vererbbaare Fürstentitel, der zum Territorium gehört

führen; bei einem Faschingsklamau bewerfen sich die Diener gegenseitig mit Orangen.

Und dann die Jagdausflüge! Jeden Herbst verbringt Leo viele Wochen in der Umgebung Roms. Eigentlich ist allen Klerikern die Tierhatz verboten. Doch wenn Leo zur Jagd lädt, begleiten ihn bisweilen ein bis zwei Dutzend Kardinäle sowie andere Prälaten, Adelige, Diener, Hofnarren, Musiker, Leibwachen – zusammen leicht 300 Personen, dazu gut 60 Hunde; manchmal sind es sogar mehr als 1000 Teilnehmer.

Mit seinem Augenglas angetan, schreitet der Papst dann auch mitunter selbst zur Tat, tötet mit dem Spieß Hirische, die bereits in einem Netz gefangen sind. Fürsten und Kardinäle wettelefern darum, wer ihm die edelsten Jagdhunde zuführt. Und einige Gäste ärgern sich, dass der Papst auf der Pirsch Stiefel trägt – unmöglich, ihm die Füße zu küssen.

Im Vatikan hat Leo eine eigene Menagerie, in der er Löwen und Schimpansen hält, Zibetkatzen, Papageien und ein Chamäleon – sowie einen indischen Elefanten, ein Geschenk des portugiesischen Königs; das Tier ist per Schiff von Lissabon nach Italien gekommen.

Unterdessen wächst der neue Petersdom empor. In Rom soll das gewal-

tigste Gotteshaus der Menschheit entstehen. Den Grundstein hat Leos Amtsvorgänger Julius II. gelegt.

Als 1514 der erste Baumeister Bramante stirbt, setzt Leo X. als neuen Bauleiter seinen Lieblingsmaler Raffael für den Prachtbau über dem Grab des Apostels Petrus ein.

Leo hat echten Kunstverständ. Seine Aufträge ziehen Maler, Bildhauer und Architekten aus ganz Italien an: neben Raffael unter anderem Michelangelo. Der Pontifex lässt Raffael die Fresken im päpstlichen Palast fortführen, die der Künstler bereits unter Julius II. begonnen hat. Und prächtige Wandteppiche entwerfen, die wichtige Stationen aus dem Leben des Medici zeigen. Es ist nicht zuletzt der Wille des Papstes, der Rom zum kulturellen Zentrum der

Hochrenaissance macht.

Aber all das kostet viel Geld. Bald verpfändet Leo die Juwelen der Papstkrone, ständig braucht er neue Finanzquellen. Die üblichen Einnahmen wie der Kirchenzehnt reichen ihm bei Weitem nicht, auch Gelder, die der Familie nahestehende Bankiers aus Florenz schicken, helfen nur kurz weiter.

Und so gründet Leo einen Ritterorden, in den Wohlhabende sich teuer einkaufen können; ernennt auf einen Schlag 31 neue Kardinäle, erweitert damit seine Macht und nimmt zugleich beträchtliche Summen ein, denn für Kardinalstitel werden hohe Preise gezahlt.

Verhängnisvoll aber wird der Ablass, mit dem die Kirche Sündern Straferlass im Fegefeuer verkauft. Diese Praxis gibt es zwar schon länger, aber unter Leo wird sie energisch forciert, Rom braucht das Geld dringend.

Der Gewinn, den Leo letztlich daraus zieht, bleibt gering. Der Schaden hingegen ist immens: Rom erpresst Geld und handelt mit Ämtern, der Papst schwelgt im Luxus – all das macht die Kurie vor allem in den deutschen Landen bei den Gläubigen zunehmend verhasst.

Viele wettern gegen das verderbte Rom, und so fällt es zunächst kaum auf, als da noch einer gegen die Ablasszahlungen aufsteht, ein Augustinermönch aus Sachsen: Martin Luther.

Doch die Kritik des Deutschen wird immer radikaler, bald behauptet Luther kühn, der persönliche Glaube und die Gnade Gottes genügen für die Erlösung – eine Vorstellung, mit der er die Autorität der traditionellen Kirche und ihrer Kleriker erschüttert.

Leo jedoch verkennt völlig die Gefahr, die von Luther und seinen Ideen ausgeht, ahnt nicht deren Tragweite. Vermutlich ist es ihm auch gleichgültig, denn aus Deutschland bezieht Rom nur einen geringen Teil seiner Einnahmen, und das zählt am Ende für den stets klammen Papst.

Zwar fordert er, Luther möge widerrufen und sich am Tiber gegen den Vorwurf der Ketzerei verteidigen. Aber Konkretes tut Leo kaum (erst 1521 wird er Luther exkommunizieren; doch da ist es schon zu spät, um den neuen Glauben aufzuhalten). Ohnehin hat Leo andere, scheinbar dringlichere Sorgen. Urbino steht für die Medici auf dem Spiel: Francesco Maria ist wieder da.

Bereits im Januar 1517 ist der vertriebene Herzog nach Urbino zurückgekehrt – mit Truppen. Das Heer ist zwar klein, doch die Attacke kommt überraschend, und das Volk unterstützt den Fürsten, den es immer noch als seinen rechtmäßigen Herrn ansieht.

Leo wird gepackt von Wut, als ihn die Kunde in Rom erreicht. Rasch entsendet er Söldner zur Verteidigung, auf Kredit, weil das Geld weiterhin rar ist. Der Krieg zieht sich zäh dahin, ein Hin und Her ohne größere Kämpfe, über acht Monate. Der als Herzog eingesetzte Papstneffe wird im Gefecht verwundet

und flieht. Leos Söldner gehen einer Entscheidungsschlacht aus dem Weg und kassieren lieber einfach so ihren Lohn.

Der Kleinkrieg endet erst, als Leo und Francesco Maria finanziell ruiniert sind. Die Lager handeln mit der Vermittlung Spaniens und Frankreichs eine Vereinbarung aus, die für den Pontifex allerdings kaum einen Erfolg bedeutet: Zwar behält Leo Urbino, aber nach seinem Tod soll der Herzog sein Land zurückbekommen.

Mit diesem Kompromiss scheinen die dynastischen Pläne des Papstes dahin zu sein. Doch immerhin hat er Zeit gewonnen. Solange er noch über Urbino gebietet, muss er alles unternehmen, um den Fürstentitel trotz Abmachung auf Dauer für die Medici zu sichern.

Und so sucht sich Leo einen neuen Partner – und findet ihn bald in Karl V., dem 1519 gewählten römisch-deutschen Kaiser. Der Habsburger will die Franzosen aus Norditalien, in das jene erneut eingedrungen sind, vertreiben, um dort die eigene Position zu stärken. Was also, wenn sich Leo nun Karl zuwendet und ihn im Kampf gegen Frankreich unterstützt? Sollte es beiden gelingen, den französischen König zurückzudringen, wäre wohl auch dessen Versprechen hinfällig, Herzog Francesco Maria nach Leos Ableben in Urbino einzusetzen.

Im Mai 1521 wechselt Leo tatsächlich die Seiten und attackiert die Franzosen; im November erobern die verbündeten kaiserlich-päpstlichen Truppen Mailand.

Der französische König zieht sich zurück, und so ist Leo nun offenbar endgültig am Ziel, die dynastische Herrschaft der Medici scheint gesichert. Aus seinem Jagdschloss eilt er nach Rom, um den Sieg zu feiern.

Sechs Tage später, am Abend des 1. Dezember, klagt er über starken Schüttelfrost. Er muss sich niederlegen – und stirbt noch in derselben Nacht in seinem Bett im Vatikanischen Palast, mit nur 45 Jahren. Vielleicht an einer fiebrigen Erkältung, die er sich während der Rückreise nach Rom zuzog. Die Autopsie vom

nächsten Tag ergibt: natürlicher Tod. Leos Vater und seine Brüder sind sämtlich in noch jüngeren Jahren gestorben.

Leos Begräbnis ist alles andere als prunkvoll. Die päpstliche Schatzkammer ist leer, das Geld reicht nicht mal für die Leichenkerzen; die Zeremonienmeister behelfen sich mit gebrauchten Kerzen einer anderen Beerdigung.

Sein Pontifikat wird später dennoch als der Höhepunkt der Renaissance erscheinen, was vor allem an Künstlern wie Michelangelo und Raffael liegt. Sein Ziel aber, die Familie Medici als fürstliche Dynastie zu etablieren, hat Leo nicht erreicht. Im Gegenteil. Im gleichen Monat, in dem man den Papst ins Grab senkt, erobert Francesco Maria im Handstreich Urbino zurück. Er wird es nicht mehr hergeben. Für die Medici ist das Herzogtum auf immer verloren.

Knapp zwei Jahre später gelingt es einem zweiten Medici, die Papstkrone zu erringen: Clemens VII. ist kein sinnesfroher Lebemann wie sein Cousin Leo X., er gilt als ein Grübler, von Anfang an mit seinem Amt überfordert.

Als in Oberitalien wieder Krieg herrscht zwischen Karl V. und dem französischen König, schlägt sich Clemens auf Frankreichs Seite. Daraufhin marschieren die Landsknechte des Habsburgers, die auf den ihnen versprochenen Sold warten, nach Süden. Sie fallen 1527 über Rom her. Tagelang plündern sie, morden, vergewaltigen.

Clemens VII. verschauzt sich in der Engelsburg und schaut auf das Grauen hinab. Das Lösegeld, das Stadt und Einwohner vor dem Ärgsten bewahrt hätte, verweigert er.

Doch da ist noch einer, der Rom retten könnte: ein Oberbefehlshaber in venezianischen Diensten, der mit seinen Truppen die Landsknechte eigentlich in Schach halten soll. Aber er bleibt vor der Stadt stehen und lässt die Mordenden gewähren.

Weshalb sollte er auch einschreiten? Er hat ja mit den Medici noch eine Rechnung offen: Es ist Francesco Maria I. della Rovere von Urbino. ■

Curt Schneider, Jg. 1960, ist freier Journalist in München.

Der KAMPF des SKLAVENSOHNS

Als die Hauptlinie der Familie zu erlöschen droht, erkennen die Medici den wohl mit einer Unfreien gezeugten Alessandro als einen der Ihren an. Doch der junge Mann muss sich schon bald einem seiner Verwandten stellen – der bereit ist, für die Herrschaft über die Arnstadt zu morden

Text: SAMUEL RIETH



Mehr als 200 Jahre lang ist der Palazzo della Signoria das Machtzentrum von Florenz – bis die Medici die Republik 1532 weitgehend abschaffen (und das Gebäude bald darauf in Palazzo Vecchio umbenennen)

Sein Vater ist ein Medici, die Mutter vermutlich eine schwarze Sklavin: Alessandro de' Medici übernimmt 1531 mit etwa 20 Jahren die Herrschaft über Florenz



D

Dies ist die Geschichte einer tödlichen Feindschaft. Eines Duells zweier Männer, die einander ebenbürtig sind an Ehrgeiz und Skrupellosigkeit. Die wie zwei Brüder sind – bis das Schicksal sie auf die Bühne der Macht hebt und so in hasserfüllte Gegner verwandelt. Beide nutzen die gleichen Waffen, setzen auf

Intrigen und Mord, treiben ihre Rivalität ins blutige Extrem.

Und beide gehören derselben Familie an: den Medici.

Tausende Arbeiter folgen im Frühsommer 1534 dem Befehl des Herzogs von Florenz. Sie kommen aus allen Teilen seines Reiches, um das gewaltigste Bauwerk in der Geschichte der Metropole zu errichten – doch zunächst heißt ihr Werk: Zerstörung. Sie reißen Dutzende Häuser vor der Stadtmauer nieder, sogar ein Kloster. Alles muss der Festung weichen, deren Konstruktion Alessandro de' Medici angeordnet hat.

An einem Mittwoch, dem 15. Juli 1534, steht der Herzog auf dem Bauplatz und wartet auf ein Signal seiner Astrologen. Sie haben auf die Minute genau jenen Moment errechnet, in dem die Himmelskörper günstig stehen – nur dann, so glaubt Alessandro, wird der Bau auch glücken.

Als die Sterndeuter ein Zeichen geben, beginnt die feierliche Prozedur. Der Herzog ergreift eine Marmorplatte und legt sie am Rand jenes Grundstücks nieder, wo auf fast 120 000 Quadratmetern eine fünfeckige Bastion mit einem Turm entstehen soll. Der Dom von Florenz würde fast 15 Mal auf diese Fläche im Nordwesten der Stadt passen.

Dann knallen Schüsse: Soldaten mit Hakenbüchsen feuern Salut. Der Bau kann beginnen.

Der Herzog treibt die Arbeiter zur Eile. Selbst an Sonntagen dürfen sie nicht ruhen. Das Geld für Werkzeug und Baumaterial presst Alessandro seinen Untertanen ab, angeblich als Darlehen, doch viele zweifeln an seinem Versprechen, er werde die Summe eines Tages mit Zinsen zurückzahlen.



Der Fürst ist ein Mann von etwa 22 Jahren. Kraus und schwarz ist sein Haar, die Haut dunkler als bei seinen Mitbürgern. Er liebt die Jagd, die Kunst und Gelage, schöne Frauen und den Glanz des Goldes.

Als Erster unter den Medici regiert er Florenz mit offiziellem Herrschertitel, anerkannt vom Papst und vom Kaiser.

Doch die Festung, die nun emporwächst, ist kein Monument der Macht – sie zeugt von der Angst Alessandros vor seinen Feinden, äußeren wie inneren. Mit der gewaltigen Bastion will sich der Herzog auch vor den eigenen Untertanen schützen. Und vor der eigenen Familie. Denn einer von Alessandros gefährlichsten Gegnern ist ein Medici.

Kardinal Ippolito de' Medici, der Sohn seines Großonkels, hält sich

selbst für den würdigeren Herrscher von Florenz.

Alessandro verdankt seinen Aufstieg zu einem großen Teil einem anderen Verwandten – Papst Clemens VII., dem Oberhaupt der Familie de' Medici. Der aber ist schwer erkrankt. Schon bald könnte ein Bote aus Rom mit der Todesnachricht eintreffen, die Alessandro so

hat sich mit dessen Rivalen, dem König von Frankreich, verbündet, um eine Vorherrschaft Karls – dem auch Mailand untersteht – über Italien zu verhindern.

Daraufhin ziehen aus dem Norden Tausende deutsche und spanische Solda-

UNHEIL droht der Heimat der Medici

fürchtet und auf die seine Widersacher lauern. Werden sie sich dann mit Ippolito verbünden und einen Putsch gegen den Herzog wagen?

Eines ist klar: Sobald der Papst stirbt, der unangefochtene Patriarch der Familie, droht der Machtkampf auch zwischen den beiden jungen Medici zu eskalieren.

Und so liegt in diesen Sommertagen des Jahres 1534 eine nervöse Spannung über der Stadt. Alessandro verlangt täglich Lageberichte aus Pisa, Pistoia und den anderen Orten seines Herrschaftsgebiets, das einen Großteil der heutigen Toskana umfasst und sich vom Apennin im Norden und Osten bis zum Mittelmeer im Westen erstreckt.

Überall bereiten sich die Truppenführer des Herzogs auf Unruhen vor: Droht ein Krieg Medici gegen Medici?

Die Vorgeschichte dieses Duells beginnt sieben Jahre zuvor, 1527. Auch damals durchleben die Medici eine tiefe Krise. Zwar sitzt mit Clemens VII. erneut (nach Leo X.) ein Vertreter ihrer Familie auf dem Papstthron in Rom. Doch der Pontifex hat sich ausgerechnet mit Europas mächtigstem Herrscher angelegt: mit dem Habsburger Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, König von Spanien, von Neapel und den Niederlanden. Denn Clemens

ten und Söldner gegen Rom. Am 6. Mai 1527 erobern sie die Stadt und plündern sie tagelang. Der Papst flieht über einen Geheimgang in die Engelsburg. Dort ist er gefangen in seiner eigenen Festung und kann sich erst nach sieben Monaten gegen Zahlung eines hohen Lösegeldes an Karl freikaufen; zudem muss er auf Gebiete in Oberitalien verzichten, die zum Kirchenstaat gehörten.

Kurz nach dem Einmarsch der habsburgischen Truppen in Rom verlieren die Medici auch noch Florenz. Denn das Wüten der Soldaten gegen den Medici-Papst hat eine Kettenreaktion ausgelöst: Als die Nachricht von der Plünderung Roms die Stadt am Arno erreicht, kommt es dort zur Revolte.

Andere große Familien der Stadt sehen nun die Chance, die dortigen Vertreter des Medici-Papstes zu stürzen. Die müssen Florenz am 17. Mai verlassen.

Und schließlich hat die Familie noch ein Nachwuchsproblem. Acht Jahre zuvor ist ihr Stammhalter an der Syphilis gestorben – ein Enkel Lorenzos des Prächtigen, des berühmten Oberhauptes der Familie. Dieser Enkel hat eine Tochter hinterlassen, aber keinen ehelich geborenen männlichen Nachkommen.

Zwar sind die Medici ein weitverzweigter Clan. Doch alle zu dieser Zeit noch lebenden Mitglieder der Hauptlinie (die neben Lorenzo dem Prächtigen auch Leo X. und Clemens VII. hervorgebracht



Dieser Palazzo, ab 1458 im Auftrag der Familie Pitti errichtet, ist der größte der Stadt. Im 16. Jahrhundert kaufen ihn die Medici, erweitern den Bau und machen ihn zu ihrer Residenz

hat) sind Frauen, Kleriker oder stammen nur mütterlicherseits von der Bankierssippe ab – und können aus diesen Gründen den Familiennamen nicht weitergeben.

Weil es also keine legitimen Erben gibt, ruht die ganze Hoffnung der Medici-Hauptlinie nun auf zwei unehelichen Söhnen.

Da ist Ippolito, im Jahr 1527 ganze 16 Jahre alt, gezeugt vom jüngsten Sohn Lorenzos des Prächtigen mit einer Hofdame – ein „Bastard“ in den Augen der Zeitgenossen.

Und da ist Alessandro, etwas jünger, dessen Makel noch schwerer wiegt: Er ist zwar der Spross des an der Syphilis gestorbenen Lorenzo-Enkels, aber die dunkelhäutige Frau, die ihn geboren hat, ist eine Dienerin – oder vielleicht sogar eine Sklavin.

Mehr als 100 000 Unfreie leben Anfang des 16. Jahrhunderts in Italien – vor allem Frauen und Mädchen, die in Haushalten der Reichen schuften. Oft müssen sie ihren Besitzern in jeder Hinsicht zu Diensten sein, und so bringen viele von ihnen Kinder ihrer reichen Herren zur Welt. Die meisten Sklaven sind Muslime, verschleppt in Kriegen gegen das Osmanische Reich. Andere stammen aus Zentralafrika, wie wahrscheinlich auch Alessandros Mutter.

Aus der Not heraus entschied sich bereits Leo X. – als damaliger Patriarch der Familie – trotzdem dafür, sowohl Ippolito als auch Alessandro als Familienmitglieder zu akzeptieren; denn Erben zweiter Klasse sind immer noch besser als gar keine Erben.

Andernfalls drohte das Vermögen der Medici an die Nebenlinie der Familie zu fallen: Sie stammt vom jüngeren Sohn von Giovanni di Bicci de' Medici ab, der 120 Jahre zuvor den Aufstieg der Familie begründet hatte (siehe Seite 20). Sie hat politisch bisher eine untergeordnete Rolle gespielt und ist mit der einflussreicherem Verwandtschaft zeitweise sogar offen verfeindet.



Ippolito de' Medici ist Alessandros Rivale – und ebenso skrupellos wie sein entfernter Verwandter

Alessandro und Ippolito kennen einander gut; nicht ausgeschlossen, dass die beiden zeitweise sogar gemeinsam aufwuchsen. (Allerdings ist weder Alessandros Geburtsjahr bekannt noch wo und wie er seine Kindheit verbrachte.) Als auch die beiden jungen Männer 1527 aus Florenz vertrieben werden, kommen sie in Parma unter.

Für Alessandro hatte Clemens VII. (dem später nachgesagt wird, in Wirk-



Als ein Vertrauter Fürst Alessandro verrät und ermordet, wird Cosimo I. de' Medici (o.)

1537 der neue Herr von Florenz

lichkeit dessen Vater zu sein) ursprünglich ein Kirchenamt vorgesehen. Und Ippolito sollte Florenz regieren. Aber die Arnstadt ist nun verloren, und so will der Pontifex wenigstens den Einfluss der Medici innerhalb der Kirche bewahren. Daher ernennt er Ippolito zum Kardinal.

Doch dann bietet sich Clemens im Herbst 1529 die Chance, die Macht am Arno zurückzuerlangen. Ausgerechnet Kaiser Karl V., der Widersacher des Papstes, braucht den Heiligen Vater in einer Frage von europaweiter Bedeutung: Denn er will vermeiden, dass Englands König Heinrich VIII., der mit einer Tante Karls verheiratet ist, seine Ehe auflöst. Das aber kann nur Clemens verhindern.

Das Kirchenoberhaupt soll dem englischen König qua seiner religiösen Autorität die Annulierung der Ehe verweigern. Und Karl V. gelobt, Clemens bei der Rückeroberung von Florenz für die Medici zu helfen – sowie Alessandro als Herrscher über die Stadt einzusetzen.

Im Oktober 1529 erreicht die Streitmacht des Kaisers Florenz und zieht kurz darauf einen Belagerungsring um ihre

Mauern. Zehn Monate lang halten die Gegner der Medici stand. Nach der Entmachtung der Familie haben radikale Republikaner die Herrschaft übernommen, die davon träumen, die Stadt wieder in eine Art Gottesstaat zu verwandeln, wie 35 Jahre zuvor unter dem Prediger Savonarola. Die Florentiner verteidigen sich zunächst erfolgreich. Doch im August 1530 müssen die Ausgehungen kapitulieren.

Damit ist der Weg frei für Alessandro.

Aber der künftige Regent reist nicht gleich nach Florenz. Mehr als sechs Monate lang begleitet er Karl V. noch auf Reisen durch dessen Imperium, um die Gunst des Monarchen zu gewinnen.

Seinen Lebensweg hat Alessandro bis dahin nicht selbst bestimmt, auch die Rolle als baldiger

Regent von Florenz hat er nicht gewählt. Aber nun nimmt er sie an – und versteht es, dem Kaiser zu imponieren.

Beispielsweise im Februar 1531 in Brüssel, als er bei einem Ritterturnier mit seiner Lanze etliche Gegner aus dem Sattel hebt. „Wie einen Sohn“ liebt ihn Karl, notiert ein Zeitgenosse.

Der junge Medici soll zudem eine Tochter des Monarchen zur Frau nehmen. Auch sie ist unehelich geboren; dennoch wäre die Hochzeit ein Triumph für die Medici – eine verwandtschaftliche Bindung mit den Habsburgern, der ranghöchsten Dynastie des Abendlandes.

Allerdings braucht Alessandro noch etwas Geduld: Das Mädchen ist erst acht Jahre alt.

In Rom bricht unterdessen Kardinal Ippolito de' Medici das zehnte Gebot. „Du sollst nicht begehrn, was dein Nächster hat“, fordert die Bibel, doch er giert nach all dem, was seinem Verwandten Alessandro gerade zufällt. Nur widerwillig trägt er die rote Kardinalsrobe. Nicht Gott möchte er dienen, erst recht nicht dessen Stellvertreter auf Erden: Er will herrschen – über Florenz.

Doch nun muss er dabei zusehen, wie Alessandro die einst ihm zugesetzte Rolle übernimmt und manchen bereits als nächstes Familienoberhaupt gilt.

Andere würden mit dieser Schmach zu leben lernen. Aber nicht Ippolito. Für ihn gibt es nur Florenz. Also wird er warten, bis sein Rivale eine Blöße zeigt. Und dann zuschlagen.

F

Fanfare erklingen, als Alessandro am Abend des 5. Juli 1531 in Florenz einzieht. Wie hat der Krieg die Stadt verändert, seit er sie vier Jahre zuvor zuletzt sah! Wohl 30 000 Menschen, rund ein Drittel der Eingeschlossenen, sind umgekommen, als die Soldaten Karls V. die Stadt belagerten. Es fehlt Florenz an Geld und an Getreide. Ein kaiserlicher

Gesandter und ein Vertreter des Papstes begleiten Alessandro am nächsten Tag zum Palazzo della Signoria, dem traditionellen Sitz der Regierung.

Im Innern warten bereits die Magistrate und Ratsmitglieder. Ein vom Kaiser formuliertes Dekret wird öffentlich verlesen: Von nun an und für alle Zeit sollen die Medici Florenz regieren – ab sofort Alessandro und nach ihm seine Erben.

Doch dann, so behaupten es jedenfalls später dessen Gegenspieler, wird unter den Amtsträgern über den neuen Herrscher abgestimmt, denn der Anschein eines von den Bürgern bestätigten

Regenten soll gewahrt bleiben. Die meisten Magistrate und Räte sind nach der Rückeroberung eingesetzt worden und den Medici eigentlich gewogen, dennoch braucht es angeblich vier Wahlgänge: In geheimer Kür verweigern die Anwesenden stets das gewünschte Ergebnis.

Schließlich soll der kaiserliche Gesandte ein mündliches Votum verlangt haben. Offen wagt niemand, sich zu widersetzen – und so wird Alessandro schließlich doch noch zum neuen Oberhaupt von Florenz gewählt. Einstimmig.

Der neue Herzog erweist sich als weitaus talentierterer Herrscher als sein Vorgänger, gebietet fast vier Jahrzehnte lang über Florenz. Er lässt dort ein riesiges Verwaltungsgebäude errichten – die Uffizien (l. und r.)



Ebenfalls reserviert erheben ihn Rat und Magistrate im April 1532 auf Wunsch von Papst Clemens VII. zum „Herzog der florentinischen Republik“.

Dieser Titel widerspricht sich im Grunde selbst: Kennzeichnet eine Republik nicht, dass es gerade *keinen* Fürsten gibt? So bleibt die alte Staatsform dem Namen nach bestehen, in Wahrheit werden aber entscheidende Institutionen der

Republik nach Jahrhunderten nun wieder abgeschafft. Vor allem die Signoria, die Bürgerregierung, der anzugehören für einen Florentiner als höchste Ehre galt.

Alessandro hat erreicht, was keinem seiner Vorfahren je gelungen ist: Er regiert Florenz als *Fürst*. Früher waren die Medici zwar mächtig – aber stets nur die *inoffiziellen* Herren der Stadt.

Nie mehr wird die Familie sich wie einst Einfluss erkaufen, nie mehr das Losverfahren manipulieren müssen, das bestimmte, welcher Florentiner ein Amt

erhält. Aus mächtigen Bürgern sind Fürsten geworden – und dennoch ist Alessandros Macht begrenzt. Denn sie wird beschränkt von jenen beiden Männern, denen er sie verdankt: vom Kaiser und vom Papst.

Eine Armee Karls V. bleibt in Italien stationiert. Sollte sich Florenz gegen den Habsburger stellen, könnten die Truppen Alessandros Regime genau so

Cosimo I. bezwingt alle seine innenpolitischen Gegner und stärkt die Unabhängigkeit der Arnstadt, deren prächtige Kathedrale zu den größten Kirchen der Welt zählt



hinwegfegen wie das vorige. Zudem werden zahlreiche Entscheidungen von Beratern des politisch unerfahrenen Herzogs gefällt – in Abstimmung mit dem Papst in Rom, der vielen Mächtigen in Italien als wahrer Herr über Florenz gilt.

Selbst wenn Alessandro noch nicht wie ein souveräner Herrscher regieren kann,



führt er von nun an das Leben eines Fürsten. Er residiert im Palast seiner Vorfahren, trägt Kleider aus Satin und Seide, lässt selbst das Turnierdress seiner Pferde aus edlen Stoffen schneidern.

Er besitzt goldbesetzte Schwertgürtel und Tafelsilber aus Neapel, veranstaltet Tanzgesellschaften, Turniere und Stierkämpfe, fördert Künstler wie den Maler Giorgio Vasari. Sein Hofstaat umfasst bald 200 Menschen. 26 Bedienstete braucht er allein, um seine Hunde und Falken zu versorgen.

In der Stadt erzählen sich die Bürger diverse Frauengeschichten über ihren Herzog, fleißig verführe er die Damen, reiche wie arme, ledige und verheiratete, selbst die Nonnen der Klöster.

Und bald beginnt der junge Fürst, eigene Entscheidungen zu fallen: Er senkt Steuern, um die Wirtschaft anzukurbeln. Um das Volk für sich zu gewinnen, schenkt er manch armer Familie die Mitgift für eine Hochzeit.

Mitunter widersetzt sich Alessandro sogar Vorgaben des Papstes, etwa wenn der vorschreiben will, wer als Botschafter nach Rom zu entsenden sei. Doch offenbar nimmt Clemens VII. solche Alleingänge hin, nun da sein junger Verwandter in der Gunst des Kaisers steht und die Stadtkasse von Florenz kontrolliert.

Nach und nach betreibt der Herzog eine immer eigenständigere Politik. Und das bedeutet oft: brutale Unterdrückung. Alessandro glaubt, die Härte sei nötig. Denn die Ordnung, auf der seine Herrschaft ruht, ist vom ersten Tage an brüchig. Zwar haben sich die traditionellen Verbündeten der Medici wieder auf deren Seite geschlagen – Bankiers wie

die gerade die Pest heimsucht. Ihr Besitz in der Stadt bleibt als Pfand zurück.

Manchmal genügen schon schändliche Bemerkungen über den Fürsten, um eine Enthauptung zu rechtfertigen.

Die Unterdrückung sichert Alessandros Herrschaft – sie und der Papst, der Gegner abschreckt. Denn allen ist wohl klar: Ein Angriff auf den Fürsten wäre wie ein Angriff auf das Kirchenoberhaupt selbst.

Doch im Juli 1534 erkrankt der Heilige Vater. Kurz darauf quält ihn Fieber, er isst kaum noch, und die Ärzte sagen, er werde nicht mehr genesen.

Da hat Alessandro bereits Reiter in alle Teile seines Reiches entsandt: Jede Gemeinde muss ihm einige Hundert Arbeiter schicken. Und schon bald danach legt der Herzog den Grundstein der gewaltigen Festung, die ihn vor einer Rebellion schützen soll. Mehr als je zuvor fürchtet er um seine Macht.

Dann, am 25. September 1534, stirbt Clemens VII. Und Kardinal Ippolito de' Medici hält seine Zeit für gekommen.

I

In Rom formt sich nun eine gefährliche Allianz verschiedener Fraktionen, die verbunden sind in ihrem Hass auf Ales-

Der MÖRDER lauert in den eigenen Reihen

Filippo Strozzi und reiche Kaufmannsfamilien. Aber viele Florentiner glauben noch immer an die Republik.

Und diesen Menschen drohen nun Gefängnis, Folter und Verbannung: Sie müssen an zugewiesene Orte ziehen, meist weit entfernt von Florenz; mitunter gezielt in jene Gegenden des Reiches,

sandro. Zu dieser Opposition gehören neben Ippolito einstige Anhänger des Herzogs, darunter mit ihm verwandte Kardinäle und der Bankier Strozzi: Solange der Papst lebte, haben sie ertragen, dass der Fürst seine Macht nicht mit ihnen teilte. Doch nun ist er für sie nur noch ein unwürdiger Bastard. Zu ihnen

stoßen die Republikaner im Exil, die die alte Bürgerherrschaft wiederherstellen wollen – aber dazu ebenfalls zunächst Alessandro beseitigen müssen.

Die Verschwörer agieren äußerst vorsichtig. Überall sind die Agenten Alessandros unterwegs – sowie Meuchelmörder: Strozzi's Sohn entgeht in der Lombardie nur knapp einem Attentat.

Doch auch der Herzog kann sich nicht sicher fühlen. Ippolito gibt einem Vertrauten den Auftrag, Fässer voller Schwarzpulver in den Keller unter dem Palazzo der Geliebten Alessandros schmuggeln zu lassen. Sobald der Herzog sich oben zum Speisen setzt, soll unten die Lunte gezündet werden.

Der Attentäter reist nach Florenz und trifft sich dort im Juni 1535 mit mehreren Komplizen. Packt den Mann die Gier, weil er weiß, wie gern Ippolito seinen Rivalen tot sehen würde? Oder macht er sich Sorgen wegen Alessandros schwerer Bewachung? Jedenfalls fordert er Geld für seine Männer. Schriftlich.

Anstatt seine Botschaft sorgfältig zu verschlüsseln, wählt der Verschwörer dabei allzu eindeutige Worte, und so ist die böse Absicht leicht zu durchschauen, als Männer des Herzogs den Brief auf dem Weg nach Rom abfangen.

Ippolitos Plan ist gescheitert, seine Geduld am Ende. Vier lange Jahre hat er bereits ertragen, dass Alessandro die Macht genießt, die er für sich verlangt. Er will den Kaiser sprechen, ihn persön-

lich von seiner Sache überzeugen, und reist ihm nach Sizilien entgegen.

Im Juli 1535 bricht Ippolito gen Süden auf. Am 5. August lässt er seinen Tross in einer kleinen Stadt nahe Neapel Halt machen. Ein Diener serviert ihm am folgenden Morgen eine Hühnerbrühe.

Am Abend fühlt sich der Kardinal plötzlich krank. Und fürchtet, dass ihm sein Bediensteter Gift ins Essen gemischt hat.

Während Ärzte Ippolito zu retten versuchen, nehmen sich seine Gefolgsleute den Beschuldigten vor. Erst nach stundenlanger Folter gesteht der Diener, tatsächlich Gift in die Hühnerbrühe gegeben zu haben – und dass Alessandro de' Medici ihm durch einen Boten versprochen habe, ihn dafür zu einem großen Mann zu machen.

Wenige Tage später ist Ippolito tot.

Der Mord wird vertuscht. Der Kardinal hatte zu mächtige Feinde, nicht nur in Florenz, auch in der Kirche, darunter den neuen Papst Paul III. Deshalb würde ein Prozess mit Zeugen, die über geheim gehaltene Feindschaften plaudern, nur Schaden anrichten. Also erklären hohe Kleriker die durch Folter erpresste Aussage für ungültig und veranlassen die Freilassung des Beschul-

digten. Sie zwingen den Arzt, der die Autopsie vornimmt, zu behaupten, nichts habe auf Gift hingedeutet. Die Erklärung für den Tod des Kardinals lautet jetzt: Ippolito habe die „Luftveränderung“ durch seine Reise nicht vertragen und einen verordneten Aderlass nicht überlebt.

Ihrer Gallionsfigur beraubt, zerbricht die Allianz der Alessandro-Gegner. Nur wenige Monate später heiratet der Herzog endlich seine Verlobte, die mittlerweile 13-jährige Kaisertochter Margarethe. Er ist nun Schwiegersohn des mächtigsten Mannes Europas. Und auch die neue Festung wird inzwischen von Truppen gesichert: Die Gräben, Mauern und acht großen Kanonen auf der Bastion bieten dem Herzog Schutz, sollte ihm in der Stadt Gefahr drohen.

Alessandro hat das Duell der Basarde gewonnen. Er hat seine Macht gefestigt und scheint sich nun sicher zu fühlen. Vielleicht zu sicher.

LITERATUR

Catherine Fletcher
»The Black Prince of Florence«

The Bodley Head: Biografie
Alessandro de' Medici, informativ und unterhaltsam.

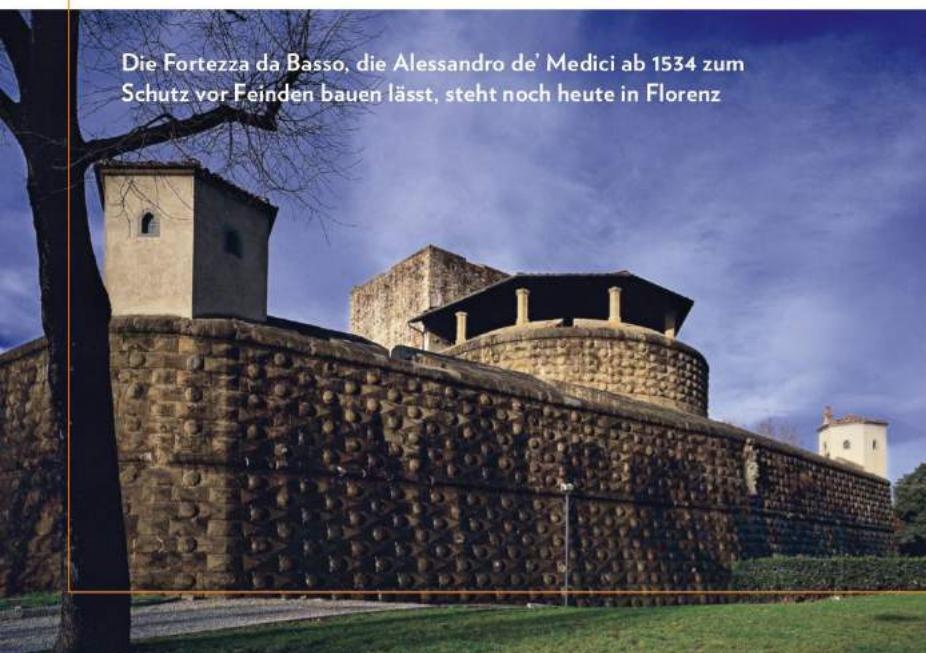
Stefano Dall'Aglio
»The Duke's Assassin«
Yale University Press: Porträt
Lorenzino de' Medici, der ein Vertrauter Alessandros wird – und ihn dann ermordet.

E

Es ist der 6. Januar 1537, der Abend des Dreikönigstags. Ungewöhnlich hell strahlt der Mond auf die Straßen von Florenz. Alessandro trägt einen Seidenmantel, als er vor den Palazzo Medici tritt, denn die Nächte sind kühl geworden. Wieder einmal treibt ihn die Sehnsucht nach einer Frau zu später Stunde vor die Tür. Zwar ist er nun vermählt, doch seinen sexuellen Appetit vermag Margarethe nicht zu stillen.

Nach einem gemeinsamen Abendessen hat ihm sein Verwandter und Freund Lorenzino eine Nacht mit dessen

Die Fortezza da Basso, die Alessandro de' Medici ab 1534 zum Schutz vor Feinden bauen lässt, steht noch heute in Florenz



Tante, einer jungen, schönen Frau, in Aussicht gestellt. Sie ist verheiratet, also gilt es, kein Aufsehen zu erregen. Deshalb hat Lorenzino seine eigenen Gemächer für das Rendezvous angeboten.

Er ist der älteste Spross der Medici-Nebenlinie und Alessandro vielleicht wichtigster Vertrauter. Im Kampf gegen die Opposition einige Jahre zuvor hat er dem Fürsten als Spion gedient: Er hat die republikanischen Gegner ausgehörcht – sich vielleicht aber zugleich mit ihnen verbündet.

War er also ein Doppelagent? Freunde haben den Herzog jedenfalls gewarnt, Lorenzino sei nicht vertrauenswürdig. Alessandro aber hat den Vorwurf weggelacht.

An diesem Abend hat er es nicht weit bis zu seinem geplanten Rendezvous, wenige Minuten Fußweg nur. Drei Freunde, die ihn begleiten, schickt er fort, er will nicht auffallen. Nur einen Diener behält er bei sich. Seine Leibgarde hat der Herzog gar nicht erst mitgenommen, auch trägt er in Erwartung der romantischen Begegnung nicht wie sonst seinen Kettenpanzer.

Kurz darauf steht Alessandro vor Lorenzinos Wohnung. Er befiehlt seinem Diener, gegenüber zu warten. Dann geht er hinein.

Im Schlafgemach lodert ein Feuer im Kamin. Hier soll Alessandro warten, bis Lorenzino ihm die Begehrte bringt. Der Herzog legt seinen Degen ab und lässt sich auf dem Bett nieder. Plötzlich erscheint Lorenzino mit einem zweiten Mann. „Mein Herr, schlafst Ihr?“, fragt er Alessandro. Dann stößt er dem Liegenden seine Waffe in den Bauch.

Der Verwundete reißt sich los und stürzt Richtung Tür, er greift nach einem Hocker, um die Klingen abzuwehren. Denn der zweite Mann hält nun ein Messer: Von beiden Seiten greifen sie an. Ein Schnitt des Komplizen öffnet Alessandros linke Wange, dann ringt Lorenzino seinen Herrn auf dem Bett nieder.

Der Fürst verbeißt sich im Daumen Lorenzinos, kämpft mit den Zähnen, mit den Händen. Aber noch während er mit dem Angreifer ringt, stößt ihm dessen Komplize sein Messer in den Hals.



Der Papst erhebt Cosimo I. – hier seine Frau mit dem zweitältesten Sohn – 1569 zum Großherzog der Toskana: Aus der Bankiersfamilie wird eine Herrscherdynastie

Die Attentäter lassen den leblosen Körper auf den blutnassen Laken liegen. Sie verschließen den Raum und machen sich auf zu den bereitgestellten Pferden. Niemand hält die Männer auf, als sie durch das Stadttor reiten.

Bis heute sind Lorenzinos Motive unklar. Vermutlich hatte er sich schon länger heimlich mit den Republikanern verbündet: Nach der Bluttat wird er sich jedenfalls als Tyrannenmörder rühmen und sich mit Brutus vergleichen lassen, der mit anderen Verschwörern Caesar tötete, um die Freiheit Roms zu retten.

Aber warum flieht Lorenzino dann, statt Alessandros Feinde in der Stadt zu alarmieren? Offenbar will er sich nicht mit deren Hilfe an die Macht putschen – obwohl er der nächste in der Medici-Erbfolge wäre.

Was immer auch Lorenzinos Motive waren: Den Republikanern böte sich nun endlich die Möglichkeit zur Rebellion – wüssten sie um den Tod des Herzogs. Aber anderthalb Tage lang verheimlicht Alessandros wichtigster Berater das Attentat, er ordert Truppen aus anderen Teilen des Herzogtums herbei, um jeglichen Aufstandsversuch niederrzuschlagen. So scheint jede Chance für den Griff nach der Macht bereits ausgeschlossen, als sich die Todesnachricht schließlich doch verbreitet.

Schnell auch bestimmen die Familien, die den Medici nach wie vor verbunden sind, einen Nachfolger. Der tote Fürst hinterlässt nur einige Kinder mit seinen Geliebten, und diesmal fällt die Entscheidung gegen einen Bastard.

Vielmehr entstammt der Auserwählte – der ist 17 Jahre alt und heißt Cosimo – väterlicherseits jener Nebenlinie, die bisher im Schatten stand und jetzt die Macht erlangt: Da Lorenzino Florenz nicht wieder betreten darf, ist er der nächste männliche Nachkomme in der Erbfolge.

Im Sommer sammeln die exilierten Republikaner Truppen gegen Cosimo. Zu spät. Seine Heerführer schlagen die Streitmacht im August 1537 und werfen die Medici-Feinde für immer nieder; einer ihrer Anführer, der Bankier Strozzi, nimmt sich als Gefangener das Leben.

Der neue Herzog Cosimo I. hat die Macht nun sicher – und er wird jener begabte Herrscher, der Alessandro nie war. Er belohnt die Treue zu ihm mit hohen Ämtern und kann so die Vertreter der florentinischen Elite an sich binden.

37 Jahre lang wird der Herzog herrschen und nach seinem Tod 1574 Titel und Macht seinem Sohn vererben. Damit begründet er eine Dynastie, die Florenz noch bis ins 18. Jahrhundert führt.

Und Lorenzino? Elf Jahre überlebt der Mörder, bis zwei Häscher ihn 1548 in Venedig erdolchen. Den Auftrag erteilt Kaiser Karl V. persönlich, der den Tod seines Schwiegersohns rächen will.

Auch Alessandro ist für die Nachwelt kaum mehr als eine Nebenfigur, seine turbulente Regentschaft ein kurzes Intermezzo.

Eines aber überdauert die Jahrhunderte: die Fortezza da Basso, jenes Bollwerk, das auch aus seiner Furcht vor Umsturzversuchen entstanden ist. Und eine unscheinbare Inschrift beim Tor an der Nordwestseite nennt den Namen ihres Erbauers. Ein heimliches Denkmal für Alessandro, den Bastard, den ersten Medici-Fürsten von Florenz. ♦

Samuel Rieth, Jg. 1990, ist Textredakteur im Team von GEOEPOCHE.

Später Glanz

Um 1550 erreichen die Medici, was sie immer ersehnt haben: eine sichere fürstliche Herrschaft über Florenz. Mit Großherzog Cosimo I. gehört die Familie bald sogar zum europäischen Hochadel.

Doch dann stellt sich ihr ein letztes, unlösbares Problem ————— Text: JENS-RAINER BERG

Es ist ein epochaler Wandel, den die Medici für sich und ihre Stadt um 1550 vollbringen, eine Art großes historisches Tauschgeschäft: Aus Drama wird Stabilität, Angst verwandelt sich in Sicherheit. Wo zuvor unerbittliche Rivalität herrschte, Ambition und kreative Reibung, gibt es nun Ruhe, internationale Größe.

Aber auch ziemlich viel Langeweile.

Nach fast 150 Jahren, in denen sich die Medici an die Spitze von Florenz taktiert und gekämpft haben, dreimal aus ihrer Heimat gejagt wurden und sich ihrer Herrschaft nie sicher sein konnten, nach einer Zeit, in der geniale Kunstschaffende das erbitterte Ringen der Mächtigen begleiteten und effektvoll in Szene setzten, folgt für die Familie und die Stadt jetzt eine Ära satirischer Macht.

Diese zweite Phase der Medici-Herrschaft wird weitere gut 180 Jahre lang andauern, doch wirkt sie eher wie der abgeklärte Epilog zu einem intensiven Roman.

Die Zeitenwende kommt mit Cosimo I., dem Spross aus einer Nebenlinie, der 1537 vom Kaiser des Heiligen Römischen Reichs als Herzog eingesetzt wird. Mit ihm erreichen die Medici endlich ihr größtes Ziel: eine stabile dynastische Herrschaft in Florenz.

Denn der junge Mann von nicht einmal 20 Jahren erweist sich als äußerst geschickter Machthaber. In seiner fast 40-jährigen Amtszeit baut Cosimo I. Florenz bedeutend um – macht aus einer Republik einen fürstlichen Staat.

Zum einen verändert er die Verwaltung. Er schafft das republikanische Prinzip der Rotation weitgehend ab, bei dem Bürger der Stadt für jeweils kurze

Amtszeiten Posten in der Regierung übernommen haben, stellt stattdessen Beamte ein, die von ihm kontrolliert und für ihre Loyalität belohnt werden. Mit Hilfe neuer Gremien steuert Cosimo fast unumschränkt diesen Apparat, der bald schon zu den leistungsfähigsten Bürokratien Europas gehören wird.

Und die alte Elite akzeptiert es. Die großen, selbstbewussten Bürgerfamilien, die sich einst als gleichwertige Rivalen begriffen haben, fügen sich nun in ein neues Schicksal: Sie werden zu einer Art Adel, der dem Herzog huldigt und sich in seiner Nähe sonnt.

Die Oligarchen arrangieren sich – denn sie verlieren zwar Macht, erhalten aber im Tausch Ehre und Prestige. Cosimo vergibt Titel, gründet einen Ritterorden, dem schließlich Tausende angehören, stolz auf den damit verbundenen Status. Zudem setzt der Herzog die alten Patrizier an führende Positionen seiner Bürokratie, gibt ihnen so zumindest einen Abglanz von Einfluss.

Die Elite fügt sich aber wohl auch derart klaglos in sein System, weil sie der ständigen Veränderung und Unsicherheit in ihrer Stadt, der Umstürze in wechselnden Allianzen überdrüssig geworden ist – jener Wirren, die ja stets Geschäft, Vermögen, Existenz bedrohen.

Und noch einen weiteren Grund gibt es für ihre Unterwerfung unter die Autorität des Fürsten: Er wird vom Kaiser des Heiligen Römischen Reichs gestützt, der neben dem Papst das Medici-Herzogtum einst mit eingerichtet hat und für den Cosimo einer der wichtigsten Verbündeten in Italien bleibt.

Mit großer Pracht umgibt sich der Herzog nun in seiner neuen Residenz,

dem Palazzo Pitti. Seine Höflinge müssen einer fein austarierten Hierarchie mit festgelegten Umgangsformen folgen.

Mittlerweile gehören die Medici zum europäischen Hochadel: Ihr Territorium haben sie nach einem Sieg gegen die Republik Siena 1555 noch einmal beträchtlich vergrößert. Und im August 1569 lässt sich Cosimo vom Papst in Rom sogar zum Großherzog der Toskana erheben. Er steht damit über allen anderen italienischen Fürsten – von der Geltung her unmittelbar unter einem König.

Und doch ist er nicht der einflussreichste Medici seiner Zeit.

Denn eine Verwandte aus einem anderen Zweig des Clans führt in jenen Jahren de facto eine der mächtigsten Monarchien Europas, da sie über die 15 Millionen Untertanen der französischen Krone gebietet: Caterina de' Medici.

Die Urenkelin von Lorenzo dem Prächtigen, geboren 1519, im selben Jahr wie Cosimo I., hat einen französischen Prinzen geheiratet. Als Heinrich II. bestiegt ihr Gatte den Thron – doch weil er früh stirbt und die Söhne noch minderjährig sind, wächst Caterina ab 1560 Regierungsverantwortung zu.

Sie zeigt Talent für die große politische Bühne. Aber die Zeiten sind schwer. Frankreich ist zerrissen im Konflikt zwischen Katholiken und Protestanten. Und als Altgläubige 1572 in der Bartholomäusnacht 2000 evangelische Hugenotten massakrieren, macht man Caterina dafür verantwortlich – wohl zu Unrecht, wie heutige Historiker meinen.

Ihr damaliger Ruf, unbarmherzig zu sein, bleibt bis zu ihrem Tod 17 Jahre später und darüber hinaus. Dabei strebt sie – im Selbstverständnis längst weit-

aus mehr Französin als Florentinerin – vor allem danach, die Monarchie zu sichern. Und ganz in der Tradition ihrer Familie tritt sie auch als Mäzenin auf: Den Palastbau der Tuilerien in Paris gibt Caterina in Auftrag.

Unterdessen prägen auch die Medici-Fürsten am Arno das Erscheinungsbild ihrer Stadt. Noch Cosimo I. lässt seinen ästhetischen Generalbeauftragten Giorgio Vasari die Uffizien errichten, einen lang gezogenen Arkadenbau im Zentrum von Florenz, in dem vor allem die neue Bürokratie unterkommt.

Vasari, selbst Maler und Publizist, richtet auch eine Akademie der Künste ein, die erste ihrer Art in Europa. Der Fürst fördert hier systematisch Meister, sorgt durch Aufträge für eine stetige Produktion. Doch der Druck zur Konformität ist groß, die Feier der Macht nun das gewünschte Leitmotiv – und so gibt es den freien Wettbewerb der Kreativen, der die alte Zeit der Medici geprägt hat, kaum noch. So wie in der Bürokratie walten nun auch unter den Künstlern Vereinheitlichung, Gleichmaß und Kontrolle.

Aber zumindest ist das System, das Cosimo I. etabliert hat, äußerst stabil. Es funktioniert in den folgenden Jahrzehnten fast unabhängig von der Eignung einzelner Herrscher, übersteht den introvertierten Sohn und Nachfolger Francesco de' Medici ebenso wie den kränklichen Cosimo II., der ab 1609 eher nachlässig regiert, aber immerhin Galileo Galilei als Hofmathematiker anstellt und ihm die Freiheit gibt, seine Forschungen zu jenem sonnenzentrierten Weltbild voranzutreiben, das die Kirche so harsch geißelt.

Cosimo hat eine gut und ruhig laufende Maschine erschaffen, die den Medici-Staat durch die Zeiten trägt, aus der Renaissance in den Barock und immer weiter. Am Ende ist es daher auch kein politisches Problem, das den Niedergang der Dynastie bringt, sondern ein biologisches.



Bis heute gilt Michelangelos 1504 vollendetes Standbild »David« als Inbegriff der Florentiner Kunst – und als Ausdruck ihrer Strahlkraft, die sie nicht zuletzt den Medici verdankt

Um 1715 muss sich Großherzog Cosimo III. um die Thronfolge sorgen. Sein ältester Sohn ist gestorben, ohne einen männlichen Nachkommen zu hinterlassen, sein zweiter Sohn Gian Gastone, kinderlos, lebt von seiner Frau getrennt und ist für seine Homosexualität bekannt. Der Bruder des Herzogs, der extra von seinem Kardinalamt entbunden wurde, um zu heiraten und einen Thronfolger zu zeugen, ist unverrichteter Dinge kurz nach der Hochzeit gestorben.

In zunehmender Verzweiflung versucht Cosimo III., gegen jegliche Tradition eine weibliche Thronfolge zu ermöglichen: für seine Tochter Anna Maria Luisa de' Medici, in Düsseldorf

mit einem deutschen Kurfürsten verheiratet. Doch Kaiser Karl VI., als Herrscher des Heiligen Römischen Reichs der Lehnsherr des Florentiner Großherzogs, weigert sich, sie als Erbin zu legitimieren – möglicherweise, weil er selbst wieder stärkeren Einfluss in Italien nehmen will.

Bald darauf wird Florenz tatsächlich zur politischen Verhandlungsmasse: Bei einem Friedensschluss zwischen französischem König und römisch-deutschem Kaiser schlagen die beiden Monarchen das Großherzogtum Toskana kurzerhand dem Hause Habsburg-Lothringen zu.

Als Gian Gastone, seit Cosimos Tod 1723 Großherzog, 1737 stirbt, bleibt Anna Maria Luisa daher nur, das Testament ihrer Familie zu vollstrecken. Doch das tut sie mit selbstbewusster Umsicht.

Denn sie lässt unter anderem festschreiben, dass die Kunstschatze der Medici ungeteilt in Florenz verbleiben. Und sie sorgt dafür, dass einige Bauten ihrer Familie erhalten und gepflegt werden. So erreicht sie, dass das Erbe der Medici fortdauert – und prägt dadurch Florenz: Die Stadt am Arno, schon seit Jahrzehnten Ziel adeliger Bildungsreisender, wird nun endgültig zu einer Pilgerstätte der Kunst und Kultur.

Nach ihrem Tod wird Anna Maria Luisa in der Kirche San Lorenzo beigesetzt – dort wo Michelangelo Buonarroti einst ein Grabmal zu Ehren der Medici gestaltet hat und wo auch die anderen großen Familienmitglieder ruhen: Giovanni di Bicci, der Gründer des Aufstiegs, das politische Genie Cosimo der Ältere, Lorenzo der Prächtige, Großherzog Cosimo I.

Die Inschrift auf ihrem Grab ehrt Anna Maria Luisa als „letzte Zierde des Medicigeschlechtes“. Sie steht für den Moment, in dem Macht und Medici für immer getrennt wurden – Florenz aber weiterhin als Gesamtkunstwerk erstrahlte. So wie auch heute noch. ♦

Jens-Rainer Berg, Jg. 1973, ist Textredakteur im Team von GEOEPOCHE.

Das Florenz der Medici

Einst als römische Siedlung gegründet, steigt Florenz im 14. Jahrhundert zu einer der wirtschaftlich und kulturell führenden Städte Europas auf. In kaum einem anderen Ort entfesseln Künstler, Politiker und clevere Geschäftemacher eine derart revolutionäre Dynamik — Text: ANDREAS SEDLMAIR

Um 1340 ist Florenz – im Jahr 59 v. Chr. von Julius Caesar gegründet und lange Zeit wenig bedeutend – eine der reichsten und mit fast 100 000 Einwohnern größten Metropolen Europas. Ihren Wohlstand verdankt die am Fluss Arno gelegene Stadt vor allem der Herstellung hochwertiger Textilien, dem Bankwesen und dem Großhandel. Bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts haben die Florentiner eine unabhängige Stadtrepublik gegründet.

Die politische Macht teilen sich seither meist die Oberhäupter wohlhabender Familien, vielfach Händler und Bankiers. Nach einer Verfassungsreform 1282 bilden die alle zwei Monate per Los bestimmten acht Prioren und der ebenfalls ständig wechselnde „Gonfaloniere di Giustizia“ („Bannerträger der Gerechtigkeit“) die „Signoria“, das oberste politische Gremium der Stadt. Zum Kreis der wohlhabenden, an der Politik beteiligten Florentiner gehört auch ein Clan, dessen Vorfahren am Ende des 12. Jahrhunderts aus dem Umland nach Florenz eingewandert sind: die Familie der Medici. Allerdings zählen sie um 1340

noch nicht zur engeren Elite und gelten als rebellisch und streitsüchtig.

Die Kommune hat sich in den vergangenen Jahrzehnten zu einem stetig wachsenden Flächenstaat entwickelt, indem sie sich durch Kauf oder militärische Eroberung die Herrschaft über Ländereien und Gemeinden sicherte, etwa über die Städte Pistoia und Arezzo.

1348

Die Pest, im Vorjahr aus Asien nach Italien gelangt, trifft auch Florenz. Die Kommune verliert in den folgenden Monaten zwischen einem Drittel und der Hälfte ihrer Bevölkerung.

um 1375

Nach dem frühen Tod seines Vaters tritt der Florentiner Giovanni di Bicci de' Medici als Lehrling in die Bank seines entfernten Verwandten Vieri di Cambio de' Medici ein. Schon bald wird er Teilhaber und Leiter der römischen Niederlassung. Als Vieri sich 1393 aus dem Geschäft zurückzieht, kauft Giovanni mit einem Partner die restlichen Anteile der Niederlassung und eröffnet sie als selbstständige Firma neu.

Er wird so zum Gründer der eigentlichen Medici-Bank und zum Stammvater der Familie, die in den folgenden dreieinhalb Jahrhunderten die Geschichte von Florenz prägt.

1378

Die ciompi, Arbeiter des Wolltuchgewerbes, die rund ein Viertel der Einwohner der Stadt stellen, besetzen den Palazzo della Signoria, den Sitz der Regierung. Die Aufständischen wählen den Wollkämmer Michele di Lando zum Gonfaloniere und schaffen drei neue Zünfte, die auch den einfachen Arbeitern die Teilhabe an der politischen Herrschaft ermöglichen sollen. Als es nach wenigen Wochen zu einer weiteren Erhebung Unzufriedener kommt, schlägt die nun auf Ruhe und Ordnung bedachte Regierung Michele di Landos mit Gewalt zurück und entmachtet die Ciompi. In den folgenden vier Jahren können Teile des einfachen Volkes noch einiges an Macht behaupten, doch 1382 gelingt es den Vertretern der führenden Familien, die „Regierung der Zünfte“ zu stürzen und die alte Ordnung wiederherzustellen. In den ge-

scheiterten Aufstand der Wollarbeiter ist auch ein Mitglied der Medici-Familie verwickelt, das sich anfangs Vorteile von einer Verbindung mit den Aufständischen verspricht, diese jedoch später verrät. Jener Salvestro de' Medici trägt so dazu bei, das Ansehen seiner Familie weiter zu verschlechtern.

1397

Giovanni di Bicci verlegt die Zentrale seines Unternehmens nach Florenz.

Der Byzantiner Manuel Chrysoloras beginnt in Florenz eine mehrjährige Tätigkeit als Griechisch-lehrer. Angehörige der Florentiner Oberschicht haben den Gelehrten an den Arno gerufen, um sich von ihm in der in Italien kaum verbreiteten Sprache antiker Autoren wie Aristoteles oder Platon unterrichten zu lassen. Der Lehrauftrag bezeugt die Verbreitung des Humanismus in Florenz, jener Gedankenrichtung, die am Ende des 14. Jahrhunderts unter Berufung auf die Antike das Ideal des zu freiem Denken fähigen, umfassend gebildeten, vielseitig interessierten und schöpferischen Menschen hervorbringt.

1402

Giovanni di Biccis Bank eröffnet eine Filiale in Venedig. Bis 1450 folgen Dependancen in Neapel, Genf, Ancona, Brügge, Avignon, Pisa, London und Mailand. Das Unternehmen, das ab 1420 von Giovannis Söhnen Cosimo und Lorenzo geleitet wird, floriert vor allem durch Geschäfte im Auftrag des Papstes. Ihr gewaltiges Vermögen ermöglicht es den Medici bald, durch Kredite, Gefälligkeitsdienste und strategische Heiraten ein Netz von gefügigen Anhängern in der Florentiner Ober- und Mittelschicht aufzubauen, das ihnen wiederum politischen Einfluss und Mitsprache in den Regierungsorganen der Stadt garantiert.

1406

Nach siebenmonatiger Belagerung nehmen florentinische Truppen die nahe der Mündung des Arno gelegene Hafenstadt Pisa ein. Mit der Unterwerfung erhält Florenz auch das Umland der alten Rivalin und kann so sein Territorium erheblich vergrößern. Pisias Seehäfen bleiben zwar in der Hand des Gouverneurs von

Genua (des ehemaligen Schutzherrn der unterlegenen Republik). Doch erhält der Sieger weitgehende Nutzungsrechte an den Anlagen. (Erst 1421, als Genua in Finanznot ist, wird Florenz die Häfen selbst erwerben.) In den folgenden Jahren steigt die Stadt neben Mailand, Venedig, Neapel und dem Kirchenstaat zu einer der fünf Großmächte Italiens auf.

um 1420

Der Florentiner Architekt Filippo Brunelleschi fertigt zwei Tafelbilder von Plätzen seiner Heimatstadt an, die mithilfe von Fluchtlinien, die sich in einem Punkt treffen, den Eindruck räumlicher Tiefe erwecken. Das auf diese Weise demonstrierte Prinzip der „Zentralperspektive“ ermöglicht es Malern fortan, ein räumlich erscheinendes Abbild der Welt zu erschaffen. Die perspektivisch korrekte Darstellung ist ein Grundelement eines neuen Stils, der sich in diesen Jahren durch das Wirken Brunelleschis und anderer Florentiner Künstler verbreitet: der Renaissancekunst (*renaissance*, franz. für „Wiedergeburt“). Die neue Richtung ist darüber hinaus durch den formalen und thematischen Rückgriff auf die Kunst der Antike, die Abkehr von der starren Darstellungsweise des Mittelalters und die Betonung der menschlichen Individualität gekennzeichnet.

um 1425

In der Kirche Santa Maria Novella vollendet Masaccio das Fresko

„Dreifaltigkeit“. Unter dem Einfluss der Studien Brunelleschis versieht der Künstler das Gemälde mit einer bis dahin ungewöhnlichen räumlichen Tiefe und wird so zu einem der Begründer der Renaissancemalerei.

1427

Florenz hat genau 37 144 Einwohner – so lautet das Ergebnis einer von der Stadtregierung unternommenen Befragung. Das bedeutet, dass die Bevölkerungsgröße fast 80 Jahre nach dem Ausbruch der Pest 1348 weniger als die Hälfte des früheren Standes beträgt. Das eigentliche Ziel der Erhebung ist es aber, die Vermögenswerte der Stadtbewohner zu ermitteln. Giovanni di Bicci de' Medici geht aus der Umfrage als zweitreichster Bürger hervor.

Der von Cosimo de' Medici geförderte Ge-

Florenz, das er mit dem antiken Athen vergleicht, als demokratisches Bollwerk der Freiheit, dessen Verfassung die Einsatz- und Opferbereitschaft eines jeden Bürgers fördere.

1429

Florenz erklärt der toskanischen Stadt Lucca den Krieg. Daraus entwickelt sich ein langwieriger Konflikt, in den sich auch Mailand und Siena auf Seiten Luccas einschalten. In den Jahren bis zum Friedensschluss im April 1433 erhöht sich die finanzielle Abhängigkeit der Stadtregierung von Cosimo de' Medici, der durch zahlreiche Kredite die kostspielige Kriegsführung erst möglich macht. Unter den Gegnern der Medici, angeführt von der Familie Albizzi, wächst nun die Furcht vor einer Übermacht des in der Bevölkerung beliebten Cosimo.

verurteilen. Cosimo und seine Anhänger verzichten auf bewaffneten Widerstand und fügen sich zunächst in ihr Schicksal.

1434

Eine neuerliche Auslösung der Signoria-Mitglieder ergibt eine Mehrheit von Medici-Anhängern. Ein schon bald darauf eigens eingesetzter Rat ruft Cosimo offiziell nach Florenz zurück und schickt dessen Hauptgegner Rinaldo degli Albizzi in die Verbannung. Die von Cosimo gelenkte Medici-Faktion macht sich nun systematisch daran, Bannsprüche gegen weitere Opponenten zu erreichen, Wahlen zu manipulieren sowie durch eine umfassende Patronage eine dauerhafte Machtstellung zu erreichen und das auf der Herrschaft vieler Familien beruhende Regierungssystem der vergangenen Jahrzehnte auszuhöhlen.

Fiore von Florenz. Mit der ab 1420 errichteten Kuppel, die das schon im Jahr 1296 begonnene Gebäude krönt, hat ihr Architekt Filippo Brunelleschi das bedeutendste Bauwerk der Frührenaissance geschaffen. Das Gewölbe ist mit einer äußeren Spannweite von fast 45 Metern die größte Kuppel, die seit der römischen Antike errichtet worden ist.

um 1445

Nach dem Vorbild antiker Künstler erschafft der Florentiner Bildhauer Donatello die erste frei stehende Aktskulptur seit dem Altertum. Donatello, der in jungen Jahren mit Brunelleschi Rom besucht und die Überreste antiker Skulpturen studiert hat, zeigt den biblischen König David nicht als Triumphator, sondern als verspielten Jüngling.

In der Via Larga im Zentrum von Florenz beginnen die Bauarbeiten für ein neues Stadthaus der Medici. Der Palazzo wird durch seine gewaltigen Ausmaße und architektonischen Besonderheiten, etwa die riesigen, unregelmäßig bearbeiteten Quadern des Erdgeschosses, zu einem steinernen Ausdruck der Macht der Medici.

1450

Der Söldnerführer Francesco Sforza setzt sich mit Waffengewalt als neuer Herzog von Mailand durch. Er tritt damit die Nachfolge seines Schwiegervaters Filippo Maria Visconti an, der 1447 ohne männlichen Nachkommen

EIN PALAST WIRD ZUM Symbol ihrer Macht

lehrte Leonardo Bruni wird Staatskanzler von Florenz. Vor allem seine Übersetzungen antiker Schriften aus dem Griechischen ins Lateinische und seine quellenkritischen Geschichtswerke machen den in Arezzo geborenen Denker zu einem der wichtigsten Vertreter des Humanismus. In mehreren Schriften rühmt Bruni

1433

Als die durch das Los bestimmte Zusammensetzung der Signoria den Medici-Gegnern eine Mehrheit beschert, wagen die einen Schlag gegen Cosimo: Sie lassen den Familienpatriarchen unter dem Vorwand, er habe einen Staatsstreich vorbereitet, festnehmen und zu einem zehnjährigen Exil

Obwohl es offiziell keinen Herren über die Republik gibt, nimmt Cosimo praktisch für drei Jahrzehnte diese Rolle ein – und werden die Medici, formal immer noch nur eine Familie unter vielen, *de facto* zur Herrscherdynastie.

1436

Papst Eugen IV. weiht den Dom Santa Maria del

gestorben ist. Sforza verdankt seinen Triumph auch der finanziellen Unterstützung Cosimos. Mit dem Aufsteiger herrscht nun ein Verbündeter der Medici über das Herzogtum, das lange Zeit die größte militärische Bedrohung für Florenz war.

1454

Der Frieden von Lodi beendet einen Krieg, den Mailand seit 1451 mit Hilfe Cosimos gegen Venedig geführt hat. Das Abkommen, dem sich mit der Republik Florenz, dem Königreich Neapel und dem päpstlich regierten Kirchenstaat bald auch die übrigen Vormächte Italiens anschließen, schafft ein fragiles Gleichgewicht zwischen den fünf Staaten, das im Wesentlichen vier Jahrzehnte halten wird. Aus Sicht der Medici ist vor allem das gefestigte Bündnis mit dem einstigen Rivalen Mailand von Bedeutung.

1458

Auf Betreiben der Medici-Partei kommt auf der Piazza della Signoria eine Versammlung aller Bürger von Florenz zusammen. Eingeschüchtert durch die Präsenz mailändischer Truppen, die Cosimo unterstützen, stimmt die Menge einer Reihe von Reformen des Regierungssystems zu, die allesamt die Stellung Cosimos und seiner Anhänger stärken, darunter ein leichter manipulierbares Verfahren für die Auswahl der Kandidaten für hohe Ämter und die Verleihung von

Sondervollmachten an die Polizeibehörde. Nach diesem Coup, der seine Macht noch einmal gesteigert hat, zieht sich Cosimo weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück.

1462

Mit finanzieller Unterstützung Cosimos begründet Marsilio Ficino, Übersetzer zahlreicher antiker Schriften, die sogenannte Platonische Akademie. Zwar

der Familie soll die informelle Macht im Staate auf seinen Sohn Piero übergehen, der wegen einer Erkrankung „der Gichtige“ genannt wird. Doch zahlreiche Angehörige der Oberschicht, darunter viele bisherige Medici-Anhänger, sehen nun die Gelegenheit, zum früheren oligarchischen Regierungssystem zurückzukehren. Im Mai 1466 unterzeichnen 400 Bürger ein gegen Pieros Regime

reibungslos. Wenige Monate zuvor hat Piero seinen Sprössling noch mit der römischen Adeligen Clarice Orsini vermählt und so mit der uralten Tradition gebrochen, dass die Mitglieder der Florentiner Oberschicht ihre Kinder nur untereinander verheiraten. Die Medici machen auf diese Weise deutlich, dass es für ihre Erstgeborenen in der Stadt keine ebenbürtigen Ehepartner mehr gibt.

Imola für einen seiner Neffen erwerben will. Als Lorenzo die Auszahlung des Betrages verweigert, da er Imola lieber im eigenen Machtbereich sehen möchte, stellt die florentinische Pazzi-Bank dem Heiligen Vater den gewünschten Kredit zur Verfügung. Die schwerreiche Pazzi-Familie, ein alteingesessenes Geschlecht der Arnstadt, sieht sich zunehmend als Konkurrent der Medici und schmiegt kurze Zeit später mit dem ihr verbundenen Erzbischof von Pisa sowie Girolamo Riario, einem weiteren Neffen des Papstes, ein Mordkomplott gegen Lorenzo und seinen Bruder. Auch Papst Sixtus, der Herzog von Urbino und der König von Neapel sind eingebunden.

DER KUNSTMÄZEN billigt ein Massaker

sehen sich deren Mitglieder in der Tradition der 387 v. Chr. von Platon gegründeten Philosophenschule in Athen, doch ist die Florentiner Akademie kein Lehrinstitut, sondern eine Art Arbeitskreis bedeutender Philosophen wie Giovanni Pico della Mirandola, der 1486 mit seinen 900 Thesen danach trachten wird, alle philosophischen Denkrichtungen zu einem System zu vereinen. Cosimos Förderung von Künstlern und Gelehrten untermauert die Stellung von Florenz als Zentrum der Renaissance – und verhilft der inoffiziellen Herrschaft seiner Familie zu propagandistischem Glanz.

1464

Cosimo de' Medici stirbt im Alter von 74 Jahren. Nach den Vorstellungen

gerichtetes Dokument, in dem sie schwören, sich für die Verteidigung der Freiheit einzusetzen. Als das Losglück im Herbst aber erneut eine Medici-freundliche Regierung bestimmt und Piero zu dem größeren Kampftruppen als seine Gegner zusammenziehen kann, läuft Luca Pitti, einer der Köpfe des Aufstandes, auf Pieros Seite über. Wie schon 1458 können die Medici in einer von Soldaten bewachten Volksversammlung eine Verschärfung der politischen Regeln zu ihren Gunsten und die Bestrafung ihrer Gegner durchsetzen.

1469

Nach dem Tod Pieros vollzieht sich der Machtwechsel auf dessen ältesten Sohn Lorenzo (bald der „Prächtige“ genannt)

1472

Nach einem Streit über Schürfrechte, in dem der Rat der Florenz unterstehenden Stadt Volterra gegen die Geschäftsinteressen der Medici entschieden hat, lässt Lorenzo ein von dem Söldnerführer Federico da Montefeltro geleitetes Heer die Stadt belagern. Obwohl die Kommune nach kurzer Zeit einer friedlichen Übergabe zustimmt, richten Montefeltros Truppen unter den Bewohnern Volterrals ein Massaker an. Vielen gilt Lorenzo, der im Vorfeld ein hartes Vorgehen gefordert hat, als der Hauptverantwortliche für das Verbrechen.

1473

Papst Sixtus IV. bittet die Medici-Bank um einen Kredit über 40 000 Florin, mit denen er die Stadt

erst, als es Lorenzo 1480 gelingt, mit dem neapolitanischen König einen Friedensvertrag auszuhandeln.

1480

Die Medici-Bank schließt ihre Filiale in Brügge. Zuvor hat der dortige Leiter die Geschäfte der Niederlassung durch exzessive Kreditvergabe und andere riskante Transaktionen schwer geschädigt. Wenige Jahre später steht sogar das Gesamtunternehmen der Medici vor dem Ruin, doch gelingt es der Familie, die Firma vorerst am Leben zu halten.

um 1482

Wohl als Geschenk Lorenzo de' Medicis für einen Verwandten entsteht mit dem Gemälde „Frühling“ eines der bekanntesten Werke Sandro Botticellis. Wie in anderen seiner Bilder, etwa der „Geburt der Venus“ um 1485, greift der Florentiner Künstler auch hier ganz im Geiste der Renaissance Motive aus der antiken Mythologie auf. Zugleich dient das Gemälde wohl der subtilen Verherrlichung der Medici-Herrschaft über Florenz, die Botticelli symbolisch als Zeit der Blüte, der Schönheit und des Wachsns darstellt.

1482

Der 30-jährige Leonardo da Vinci verlässt seine bisherige Wirkungsstätte Florenz, um in die Dienste des Herzogs von Mailand zu treten. Leonardo entspricht dem humanistischen Ideal des *uomo universale* – des umfassend gebildeten Menschen: Er

studiert die Natur und den menschlichen Körper bis ins Detail, betätigt sich als Ingenieur, arbeitet als Maler und Zeichner. Zu seinem berühmtesten Werk wird die „Mona Lisa“, ein geheimnisvolles Frauenporträt, das um 1503 während eines Aufenthalts Leonards in Florenz entsteht.

1489

Innozenz VIII., seit 1484 Nachfolger von Papst Sixtus IV., ernennt Lorenzos zweitgeborenen Sohn Giovanni, einen 13-Jährigen, zum Kardinal. Durch den seit Langem angestrebten Aufstieg eines Familienmitglieds in den fürstengleichen Status eines Kardinals gewinnen die Medici beträchtlich an Ansehen und Protektion in der Papststadt Rom.

1490

Lorenzo de' Medici lädt den Mönch Girolamo Savonarola an das Dominikanerkonvent San Marco ein, das Kloster der Medici. Der Geistliche hat sich zuvor bereits in ganz Italien einen Namen als Bußprediger gemacht. Auch in Florenz ruft Savonarola, der sich zunehmend als von Gott berufenen Propheten sieht, in seinen Ansprachen zur moralischen Umkehr auf, der vor allem der luxuriöse, sündhafte Lebenswandel der Reichen und Mächtigen im Wege stehe.

1492

Mit 43 Jahren stirbt Lorenzo der Prächtige nach langer Krankheit. Der Übergang der Macht auf

seinen ältesten Sohn Piero (später genannt „der Unglückliche“) verläuft zunächst problemlos, doch schon bald wird den Angehörigen der Florentiner Oberschicht deutlich, dass es Piero an dem politischen Geschick seines Vaters mangelt.

1494

September. Um angebliche Erbansprüche auf das Königreich Neapel geltend zu machen, fällt der französische König Karl VIII. mit einem riesigen Heer in Italien ein und bedroht auf seinem Weg nach Süden auch Florenz.

November. Als Piero de' Medici den militärisch weit überlegenen Franzosen nach langem Zögern Festungen übergibt und ihnen die Stadttore öffnet, lassen die Mitglieder der Signoria und andere vormalige Stützen der Medici ihn fallen und treiben ihn sowie seine zwei Brüder ins Exil. Nach 60 Jahren findet so die inoffizielle Herrschaft der Medici über Florenz ein vorläufiges Ende. Karl VIII. zieht mit seinen Truppen in die Stadt ein, verlässt sie jedoch schon zwei Wochen später, ohne größeren Schaden angerichtet zu haben. Viele Florentiner schreiben diese glückliche Fügung Girolamo Savonarola zu, der mehrere Gespräche mit dem Monarchen geführt hat. Das Ansehen des Dominikanermönches, der durch seine radikalen Predigten ebenso wie durch seine Unbestechlichkeit und strenge Lebensführung beeindruckt, nimmt nun stetig zu.

1498

Auf der Piazza della Signoria sterben Girolamo Savonarola und zwei seiner Mitstreiter am Galgen. In den Monaten zuvor hat der Bußprediger stark an Rückhalt in der Bevölkerung verloren – unter anderem deshalb, weil sich mehrere seiner Prophezeiungen nicht erfüllt hatten. Zudem hat Papst Alexander VI., den Savonarola in seinen Predigten angegriffen hatte, den Mönch exkommuniziert und auf dessen Verurteilung als Ketzer hingewirkt.

Dezember. Nach Wochenlangen, von Savonarola durch seine Predigten massiv beeinflussten Diskussionen über die zukünftige Verfassung der Republik legt die Signoria einen Entwurf vor, der auf allgemeine Zustimmung trifft. Höchstes Gremium ist in Florenz fortan ein „Großer Rat“, dem mehr als 3500 Mitglieder angehören. Die Mittelschicht der Stadt, die sich vor allem aus Landbesitzern und Handwerkern zusammensetzt, erhält so ein deutlich größeres Mitspracherecht. Zugleich wird die Republik unter dem Einfluss Savonarolas von einer Welle religiöser Begeisterung erfasst. Der sitzenstreng Mönch und seine Anhänger prägen in den folgenden Jahren das Leben in der Stadt, etwa durch Prozessionen oder große Feuer, in denen Luxusgegenstände verbrannt werden. Dabei bleibt die Macht der Tugendwächter informell, denn Savonarola stützt sich nicht auf ein politisches Amt.

1503

Kardinal Giovanni de' Medici folgt seinem im Exil verstorbenen Bruder Piero als Familienoberhaupt der Medici nach. Von Rom aus versucht der Kirchenfürst in den folgenden Jahren, ein Netz von Anhängern in Florenz aufzubauen und so die Rückkehr seiner Familie an die Macht vorzubereiten.

1504

Vor dem Palazzo della Signoria wird eine monumentale Marmorstatue aufgestellt, die der Bildhauer Michelangelo Buonarroti erschaffen hat. Das mehr als fünf Meter hohe Werk zeigt den biblischen König David als jungen Hirten, der sich anschickt, seinen Gegner Goliath zu besiegen. Dieses Bild von Mut und Stärke soll, so die Vorstellung der Stadtväter, den republikanischen Freiheitsgeist verkörpern und den Bewohnern der toskanischen Metropole Zuversicht einflößen. Michelangelo, der den größeren Teil seiner Schaffenszeit nicht in seiner Heimatstadt Florenz, sondern in Rom verbringen wird, vereint in seinen Arbeiten die Ideale der Antike mit dem zeitgenössischen Menschenbild und wird durch die Perfektion seiner Schöpfungen zum bewunderten Universalenkünstler.

1512

Kardinal Giovanni de' Medici, der im Jahr zuvor zum Legaten des Papstes Julius II. ernannt wurde, zieht mit einer spanischen Armee gen Florenz, um seine Familie dort wieder an die Macht zu bringen.

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.=links, r.=rechts,
o.=oben, m.=Mitte, u.=unten

TITEL: Internationale Bodensee Kunstauktionen, Auktionshaus Michael Zeller: Landschaft; Uffizien/Scala:
Porträt

EDITORIAL: Paula Markert für GEOEPOCHE: 3 u.

INHALT: Museum der Schönen Künste, Budapest/akg-images: 4 l. o.; Palazzo Medici Riccardi/Scala: 4 l. m.; Uffizien/Scala: 4 l. u.; Palazzo Vecchio/Fine Art Images: 4 r. o.; shutterstock: 4 r. m./5; San Marco/Alinari/Interfoto: 4 r. u.; Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 5 o.; Domingi & Rabatti/Interfoto: 5 u.

DIE BÜHNE DER MEDICI: Museum der Schönen Künste, Budapest/akg-images: 6/7; Christie's Images/Bridgeman Art Library: 8/9, 14–19; Fitzwilliam Museum/Cambridge/Bridgeman Art Library: 10/11; Yale Center for British Art/Bridgeman Art Library: 12/13

EIN GUTER PLATZ FÜR GESCHÄFTE: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 20/21; ONB/Interfoto: 22, 29; Johann Georg Graevius/Bearbeitung GEOEPOCHE: 23; The Morgan Library & Museum: 24, 28; Luisa Ricciarini/Leemage/Fotofinder: 25; Bridgeman Art Library: 26/27

DER WEG ZUM MEER: Palazzo Vecchio/Fine Art Images: 30/31, 33, 34/35; Palazzo Vecchio/Heritage Images/Getty Images: 38, 39; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 40

DAS BESTE ALLER FESTE: San Martino dei Buoninomi/Scala: 42/43, 45, 46, 49, 50; Palazzo Vecchio/Scala: 44, 51; Cassa di Risparmio di Firenze: 47; Rijksmuseum: 48; Accademia/Scala: 52/53; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 54

IN DIE TIEFE DES RAUMES: Scala/bpk-images: 56; Santa Maria del Carmine/Scala: 58 o.; Louvre/White Images/Scala: 58 u.; Cappella degli Scrovegni/Alinari/Artothek: 59; Santa Maria Novella/Scala: 60 l.; Bargello/Bridgeman Art Library: 60 r.; Santa Maria del Carmine: 61 o.; Uffizien/Scala: 61 u.; DeAgostini/Getty Images: 62 o.; Uffizien/Interfoto: 62 m.; SMB, Berlin/akg-images: 62 u.; National Gallery of Art/Bridgeman Art Library: 64; Uffizien/akg-images: 65

EIN NEUES BILD DES MENSCHEN: Veneranda Biblioteca Ambrosiana/akg-images: 67

COSIMOS TRIUMPH: Palazzo Medici Riccardi/Scala: 68/69, 70/71, 74/75, 78, 79, 80/81 (8); Mondadori Portfolio/Getty Images: 72 (2); Prisma: 73, 77 m., 77 r.; Palazzo Medici Riccardi/Bridgeman Art Library: 77 l.

DIE FRAU IM HINTERGRUND: National Gallery of Art/akg-images: 83

MORD IM DOM: shutterstock: 84/85; Milan Huter: 87; Songquan Deng/Alamy: 88; Alinari/Interfoto: 90; Scott Rae/Alamy: 92/93; Snob Mine Olivari/EyeEm/Getty Images: 94

DIE KRAFT DER SCHÖNHEIT: Rabatti & Domingi/akg-images: 96/97; Palazzo Pitti/Domingi & Rabatti/Artothek: 98 o.; Bridgeman Art Library: 98 u.; Uffizien/Fine Art Images: 99; Uffizien/Scala: 100, 108; bpk-images: 102; SMB, Berlin/bpk-images: 103; Santa Trinita/Scala: 104; San Zeno, Pistoia/Scala: 107

DER BANKIER DER MEDICI: Metropolitan Museum of Art/bpk-images: 111

SAVONAROLA: San Marco/Alinari/Interfoto: 113; Palazzo Pitti/Alinari/bpk-images: 114; RMN-Grand Palais/bpk-images: 115; St.-Bonaventura-Universität, Allegany, New York: 116; Musée Condé/Bridgeman Art Library: 117; San Paolo, Pistoia/akg-images: 118; Seeger Press: 120; Musée des Beaux-Arts, Lyon/Scala: 121; akg-images: 122; Sixtinische Kapelle/Vatikanische Museen: 125

DER THEORETIKER DER MACHT: Scala: 129

GOTTES STELLVERTRETER: Domingi & Rabatti/Interfoto: 132; Private Sammlung: 133; Uffizien/100 pro image life: 135; Louvre/Interfoto: 136; Museo di Capodimonte/100 pro image life: 139; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 140

DER KAMPF DES SKLAVENSOHNS: Jürgen Richter/Look Bildagentur: 142/143; De Agostini/akg-images: 143 o.; Simeone Huber/Getty Images: 144/145; Palazzo Pitti/Rabatti & Domingi/akg-images: 146 o.; Gemäldegalerie Alte Meister, Kassel/Bridgeman Art Library: 146 u.; Sabine Bungert/Look Bildagentur: 147; Blend Images/Look Bildagentur: 148/149; Mondadori Portfolio/Bridgeman Art Library: 150; Uffizien/Fine Art Images/Interfoto: 151

SPÄTER GLANZ: Accademia/Scala: 153

VORSCHAU: Scherl/SZ Photo: 162/163

© GEO 2017 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg,
für sämtliche Beiträge.

Im Kampf gegen die Franzosen in Norditalien hatten sich der Papst, Spanien, Venedig und die Schweizer Eidgenossen in der Heiligen Liga zusammen geschlossen. Nach dem Rückzug der Franzosen soll nun das Regime in Florenz abgesetzt werden, das auf deren Seite stand. Als das Heer die Stadt bedroht, zwingen die führenden Kreise in Florenz das amtierende Staatsoberhaupt zum Rücktritt. Den Medici wird nun offiziell die Rückkehr in ihre Heimatstadt gestattet, der Große Rat aufgelöst.

Wie vor 1494 herrscht die Familie wieder informell über den Florentiner Staat, der weiterhin offiziell eine Republik ist. Doch anders als zu Zeiten Lorenzos des Prächtigen geht die Macht nun von Rom aus, wo Giovanni residiert.

1513

Giovanni de' Medici besteigt als Leo X. den Thron Petri. Schon bald forciert der neue Papst den Verkauf von Ablassbriefen, um den Neubau der Peterskirche in Rom zu finanzieren. In ganz Europa erwerben Tausende Menschen solche Papiere – im Glauben, dadurch die göttliche Strafe für begangene Sünden zu verringern. Die Empörung des Wittenberger Mönchs Martin Luther über die Missbräuche des Ablasshandels nimmt Leo zunächst nicht ernst. Erst 1521 verhängt er über den Reformator den Kirchenbann – und wird so zu einem der Hauptverantwortlichen für die Konfessionskämpfe der folgenden Jahrzehnte.

1516

Leo X., der auch als Papst vor allem darum bemüht ist, die Machtstellung der Medici zu mehren, ex-kommuniziert den Herzog von Urbino mithilfe einer Reihe vorgeschober Begründungen und führt einen erfolgreichen Feldzug gegen den mittelitalienischen Fürsten. Auf den Thron des Herzogtums setzt er anschließend seinen Neffen Lorenzo (den Jüngeren).

1519

Nach dem frühen Tod Lorenzos des Jüngeren gibt es unter den Medici kein legitimes männliches Familienmitglied mehr, das ihre Interessen in Florenz vertreten könnte. Dass sie deshalb einen wenig angesehenen Kardinal als Statthalter in der Arnstadt einsetzen, empfindet die dortige Oberschicht als Demütigung.

1523

Zwei Jahre nach dem Tod Leos X. wird Giulio de' Medici, ein Neffe Lorenzos des Prächtigen, als Clemens VII. zum Papst gewählt. Auch er herrscht von Rom aus über Florenz und lässt sich in seiner Heimatstadt vertreten.

1527

Nachdem Clemens VII. sich gegen den römisch-deutschen Kaiser Karl V. gestellt hat, ziehen dessen Landsknechte nach Rom. Weil sie seit Längerem keinen Sold mehr bekommen haben, plündern die Soldaten die Ewige Stadt, foltern und töten Tausende Bewohner. Clemens

flüchtet über einen Geheimgang in die Engelsburg, die Festung des Papstes in Rom. Als die Nachricht von der Not des Heiligen Vaters nach Florenz gelangt, entlädt sich die lange angestaute Unzufriedenheit gegen die vom Papst gestützte Herrschaft der Medici, deren Vertreter die Stadt verlassen müssen. Bereits wenige Tage später tritt der 1512 abgeschaffte Große Rat wieder zusammen. Anders als 1494 sagen jedoch breite Kreise der Mittelschicht der alteingesessenen Elite in einem schnell voranschreitenden Radikalisierungsprozess den Kampf an. Im Geiste Savonarolas erlassen die Gremien sittenstreng Gesetze und erklären schließlich sogar Jesus Christus offiziell zum König von Florenz.

1530

Nach zehnmonatiger Belagerung müssen sich die radikalen Vertreter der Republik Florenz einem Heer Karls V. ergeben. Der Kaiser hat sich mit seinem einstigen Feind, dem Medici-Papst Clemens VII., verbündet, um dessen Unterstützung in einer dynastischen Angelegenheit zu erlangen. Mit kaiserlicher Hilfe und Zustimmung aus den Reihen der Florentiner Eliten – die eine erneute Machtbeteiligung der Mittelschicht verhindern wollen – gelangt abermals ein Medici an die Spitze des Staates. Alessandro, ein unehelicher Sohn Lorenzos des Jüngeren, wird 1532 zum erblichen „Herzog der Republik

Florenz“ ernannt. Die neue Verfassung schafft zudem die Signoria ab, die zweieinhalb Jahrhunderte lang das höchste Gremium der Stadtregierung war.

1533

Caterina de' Medici, die Tochter Lorenzos des Jüngeren, heiratet den französischen Königsohn, der als Heinrich II. 1547 den Thron seines Landes besteigen wird. Nach dem Tod ihres Mannes im Jahr 1559 wird Caterina als Mutter dreier Könige – Franz II., Karl IX. und Heinrich III. – großen Einfluss auf die französische Politik erlangen, die in jenen Jahrzehnten vor allem von den gewalttäglichen Konflikten zwischen Katholiken und Protestanten geprägt ist.

1534

Alessandro de' Medici lässt in Florenz die Festung Tezza da Basso errichten, eine Festung nördlich des Stadtzentrums. Die Bastion soll der Verteidigung der Stadt gegen äußere Feinde sowie vor allem dem Schutz der Mächtigen vor zukünftigen Volksaufständen dienen. Da in der Feste großteils kaiserliche Truppen stationiert werden, ist sie zudem Ausdruck der Abhängigkeit der Medici von der militärischen Stärke Karls V.

1537

Herzog Alessandro fällt einem Mordanschlag seines Verwandten Lorenzino zum Opfer. Doch da der Attentäter, der wohl vor allem aus persönlichen Gründen tötet, keine starke Oppositionsbewegung

anführt, kommt es nicht zum Aufstand. Und so gelingt es den Medici, innerhalb weniger Tage ein weiteres Mitglied ihrer Familie an der Spitze des Staates zu installieren. Der 17-jährige Cosimo aus einer Nebenlinie des Clans schlägt den militärischen Widerstand exilierter Florentiner nieder, der sich im Sommer erhebt, und wird bald darauf von Kaiser Karl V. zum Herzog ernannt. Während der 37-jährigen Regierungszeit Cosimos I. wandelt Florenz sich endgültig von einer Republik zu einem dynastisch geführten Fürstentum.

1560

Im Auftrag Cosimos beginnt der Hofmaler und Architekt Giorgio Vasari mit dem Bau des Palazzo degli Uffizi im Zentrum von Florenz. In dem aus zwei lang gestreckten Trakten bestehenden Bau, für den ein ganzes Stadtviertel geopfert wird, will der Herzog alle wichtigen Ämter (ital. *uffizi*) unter einem Dach vereinen. Schon bald dienen Teile der Uffizien aber auch der Präsentation von bedeutenden Kunstwerken im Besitz der Medici.

1569

Papst Pius V. ernennt Cosimo zum Großherzog der Toskana und verleiht ihm damit einen Rang gleich unterhalb der Königs würde. Der für eine solche Erhebung eigentlich zuständige römisch-deutsche Kaiser Ferdinand, seit 1565 Schwiegervater von Cosimos Sohn Francesco, erkennt den neuen Titel

des Medici nach einigem Zögern schließlich an.

1574

Nach Cosimos Tod übernimmt sein Sohn Francesco die Herrschaft im Großherzogtum. Der Kampf um die Macht in Florenz ist endgültig zugunsten der Medici entschieden. In den folgenden 163 Jahren regieren insgesamt sechs Nachfahren Cosimos den Staat.

1610

Cosimo II. beruft den Mathematiker, Physiker und Astronomen Galileo Galilei an den Hof der Medici. Florenz wird durch das Wirken des Gelehrten zum Zentrum der modernen Naturwissenschaften.

1737

Mit dem Tod des kinderlosen Großherzogs Gian Gastone stirbt die männliche Linie der Medici aus. Die Toskana fällt nun aufgrund einer Vereinbarung zwischen den europäischen Großmächten an das Haus Habsburg-Lothringen.

1743

Gian Gastones Schwester Anna Maria Luisa stirbt. Damit erlischt die Florentiner Dynastie auch im weiblichen Stamm. In ihrem Testament hat die Letzte der Medici festgelegt, dass die gewaltigen Kunstsammlungen ihrer Familie nicht verkauft oder aus Florenz entfernt werden dürfen. ●

Andreas Sedlmair,
Jg. 1965, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHE.

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03 0-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoch.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg (Konzept dieser Ausgabe), Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Samuel Rieth, Johannes Teschner, Joachim Telgenbuscher
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst, Dr. Matthias Mesenhöller, Cay Rademacher
BILDREDAKTION: Christian Gargerfe (Leitung), Roman Rahmacher, Edith Wagner
VERIFIKATION: Lenke Brandt, Fabian Klabunde, Olaf Mischer, Svenja Muche, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Dr. Tobias Daniels
LAYOUT: Jutta Janßen, Eva Mitschke
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte, Olaf Stefanus
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Drost
REDAKTIONSSISTE: Ümmülk Arslan, Angelika Fuchs, Helen Oqueka; Anastasia Mattern, Thomas Rost (Buchrecherche)
HONORARE: Petra Schmidt
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper
PUBLISHER: Dr. Gerd Brüne
PUBLISHING MANAGER: Toni Willkommen
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES: Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES: Heiko Hager, G+J Media Sales
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT DER BEILÄGEN: Daniela Krebs – Director Brand Solutions G+J eIMS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste unter www.gujmedia.de
MARKETING: Anja Wittfoth
HERSTELLUNG: G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00644-6;
978-3-652-00638-5 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2017 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,

BIC: DEUTDEHH

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: appl druck GmbH,

Senefelderstraße 3–11, 86650 Wernding

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion

Telefon: 040 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo-epoch.de

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoch.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,40 € (A), 99,00 sfr (CH)

Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)

Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)

mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für

GEOEPOCHE Digital unter www.geo-epoch.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden

Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27 Telefax: +49 / 40 / 42 23 64 27

E-Mail: guf@sigloch.de

*16 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

ÜBERALL LESEN

GEOEPOCHE für Tablet und Smartphone



Die neue digitale Ausgabe von GEOEPOCHE ist kompatibel mit Android, Amazon und iOS sowie für Tablet und Smartphone geeignet. Der Einzelverkaufspreis beträgt 7,99 Euro, das Jahresabonnement kostet 41,99 Euro. Abonnenten des gedruckten Magazins zahlen nur 2 Euro pro Ausgabe extra.

Um allen Lesern die Inhalte von GEOEPOCHE elektronisch zur Verfügung zu stellen, ganz gleich, welche Geräte sie benutzen, ist die digitale Ausgabe jetzt für sämtliche Betriebssysteme geeignet – das Magazin lässt sich nun also auch auf dem Smartphone lesen.

Die neue digitale Ausgabe von GEOEPOCHE bietet alle Inhalte des gedruckten Magazins, darüber hinaus jedoch zusätzliche Möglichkeiten: etwa eine Volltext-Suche, die Einstellung unterschiedlicher Schriftgrößen sowie das Markieren von Favoritenseiten.

Nach und nach werden neben der jeweils aktuellen auch immer mehr ältere Ausgaben von GEOEPOCHE in der neuen digitalen Form erhältlich sein.

KONFLIKTE BEWÄLTIGEN

Die Sehnsucht ist wohl in jedem verankert: nach einem Leben ohne Konflikte. Doch kaum einem gelingt das. Ob in der Partnerschaft, der Familie oder am Arbeitsplatz: Wo Menschen aufeinandertreffen, flammt hin und wieder Streit auf. Aber wie lässt sich eine Eskalation vermeiden? Wie lernen wir, auch einmal Nein zu sagen? Welche Rolle spielen Gefühle in einem Zerwürfnis? Und wie finden wir nach einer Fehde wieder zueinander? Antworten auf diese Fragen gibt die neue Ausgabe von GEO WISSEN. Zudem enthält sie ein umfangreiches Dossier mit wissenschaftlich fundierten Selbsttests, um die eigene Konfliktfähigkeit am Arbeitsplatz und in der Partnerschaft besser einzuschätzen – und zu verbessern.



GEO WISSEN »Die Kunst zu streiten« (164 Seiten) kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Gelassenheit lernen«) 16,50 Euro



DER ANFANG VON ALLEM

Es ist kaum vorstellbar: Das Weltall mit seinen Abermilliarden Sterneninseln hat einmal als unfassbar kleiner Punkt begonnen. Vor rund 13,8 Milliarden Jahren explodierte dieser bizarre Winzling gleichsam, dehnte sich aus, schuf aus dem Nichts Raum, Zeit, Gestirne und gigantische Galaxien.

Aber was hält den Kosmos seither im Inneren zusammen? Warum gibt es überhaupt etwas und nicht nichts? Was war vor dem Anbeginn der Zeit? Und ist unsere Welt womöglich nur eine von unendlich vielen?

Die neuesten Forschungsergebnisse zum Urknall: im nächsten GEO kompakt.

GEOkompakt Nr. 51 »Die Geburt des Universums« kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Die größten Rätsel des Universums«) 16,50 Euro. Themen: Suche nach der Weltformel / Traum von einer zweiten Erde / Entdeckung der Gravitationswellen / Geheimnis Schwarze Löcher

INDUSTRIELLE REVOLUTION

Die Erschaffung einer neuen Welt

Die vielleicht folgenschwerste Umwälzung in der Geschichte der Menschheit beginnt mit einem Perückenmacher, der keine Lust mehr hat, Perücken zu machen: Um 1770 errichtet Richard Arkwright im ländlichen England eine von Wasserkraft angetriebene maschinelle Baumwollspinnerei – und entfesselt mit dieser ersten modernen Fabrik der Welt eine ungeheure wirtschaftliche Dynamik.

Es ist der Beginn eines Wandels, der erst Europa und dann die ganze Welt von Grund auf verändern wird. Die neue Ausgabe von GEOEPOCHE KOLLEKTION versammelt die besten Geschichten über die Industrielle Revolution aus GEOEPOCHE: Sie erzählen von der Bezwigung der Natur mit Dampf, Stahl und Strom. Von Ingenieuren, Eisenbahnpionieren und Stahlycoonen.

GEOEPOCHE KOLLEKTION über die Industrielle Revolution: eine Umwälzung, deren Folgen das Leben aller Menschen noch heute zutiefst prägen.



GEOEPOCHE KOLLEKTION

»Industrielle Revolution« hat 196 Seiten und kostet 12,50 Euro. Weitere Themen: Mr. Watts Wundermaschine / Eisenbahn: Vorwärts durch Raum und Zeit / Kunst und Industrialisierung / London – die erste Megacity / Aufstand im Revier / Räuberbaron: Der Ölagnat John D. Rockefeller



Maschinenzeitalter: Wie hier in der Werkhalle von Krupp revolutioniert die Industrialisierung überall auf dem Globus Leben und Arbeit der Menschen

Der Traum vom FLIEGEN

Kaum eine Idee fasziniert den Menschen so sehr wie die Eroberung des Himmels. Lange Zeit nur eine Märchenfantasie, wird sie seit der Renaissance langsam greifbarer – und verändert im 20. Jahrhundert die Welt grundlegend



Nach 1900 bringen motorisierte Flugzeuge der Fliegerei den Durchbruch. In waghalsigen Konstruktionen stellen Pioniere der Lüfte wie hier der Belgier Charles van den Born immer neue Bestleistungen auf (Aufnahme von 1910)



Es ist ein Traum, den die Menschheit seit Jahrtausenden hegt: die Schwerkraft zu überwinden, es den Vögeln gleichzutun – und zu fliegen. Schon prähistorische Zeichnungen und antike Mythen zeugen davon.

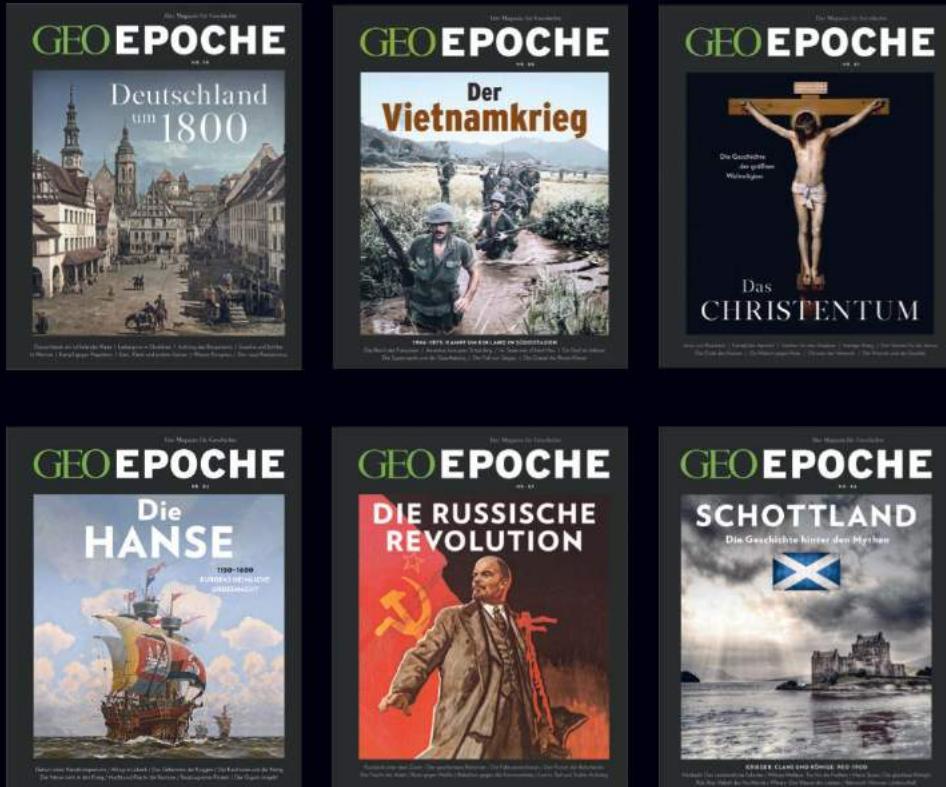
Doch lange Zeit schien das Ziel unerreichbar. Erst um 1500 holt Leonardo da Vinci die Idee näher an die Wirklichkeit: Der Italiener entwirft einen funktionsfähigen Segelflieger und skizziert eine Art Hubschrauber. Aber das Renaissancegenie ist seiner Zeit weit voraus. Noch fast drei Jahrhunderte wird es dauern, bis tatsächlich Menschen in die Lüfte emporsteigen: 1783 in Paris, in einem von den französischen Brüdern Montgolfier entwickelten Heißluftballon.

Weil sich Ballons jedoch kaum steuern lassen, verfolgen immer mehr Pioniere bald das Ziel, ein Fluggerät mit Flügeln und eigenem Antrieb zu bauen. 1903 erproben die Brüder Orville und Wilbur Wright erfolgreich jene grundlegende Neuerung, die der Fliegerei den Durchbruch bringt: das motorisierte Flugzeug. Nun folgt Rekord um Rekord, überfliegen Draufgänger in rascher Folge den Ärmelkanal, die Alpen, den Atlantik. Aber auch zur Waffe werden Flugzeuge jetzt endgültig: Im 1914 ausbrechenden Ersten Weltkrieg kommen Jäger und Bomber tausendfach zum Einsatz.

Nach Kriegsende wird das Fliegen mehr und mehr zur Normalität. Doch der technische Fortschritt ermöglicht auch weiterhin immer neue Abenteuer: Jets durchbrechen die Schallmauer, und ab den 1950er Jahren wetteifern die Supermächte USA und Sowjetunion um den Erstflug ins All. Das „Space Race“ verschlingt viele Milliarden – und endet mit dem Triumph der Amerikaner. 1969 reisen ihre Astronauten zum Mond: Erstmals betreten Menschen einen anderen Himmelskörper.

Es ist der vorläufige Höhepunkt in jenem uralten Streben, von dem **GEOEPOCHE** in seiner nächsten Ausgabe erzählt: der Eroberung des Himmels.

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE